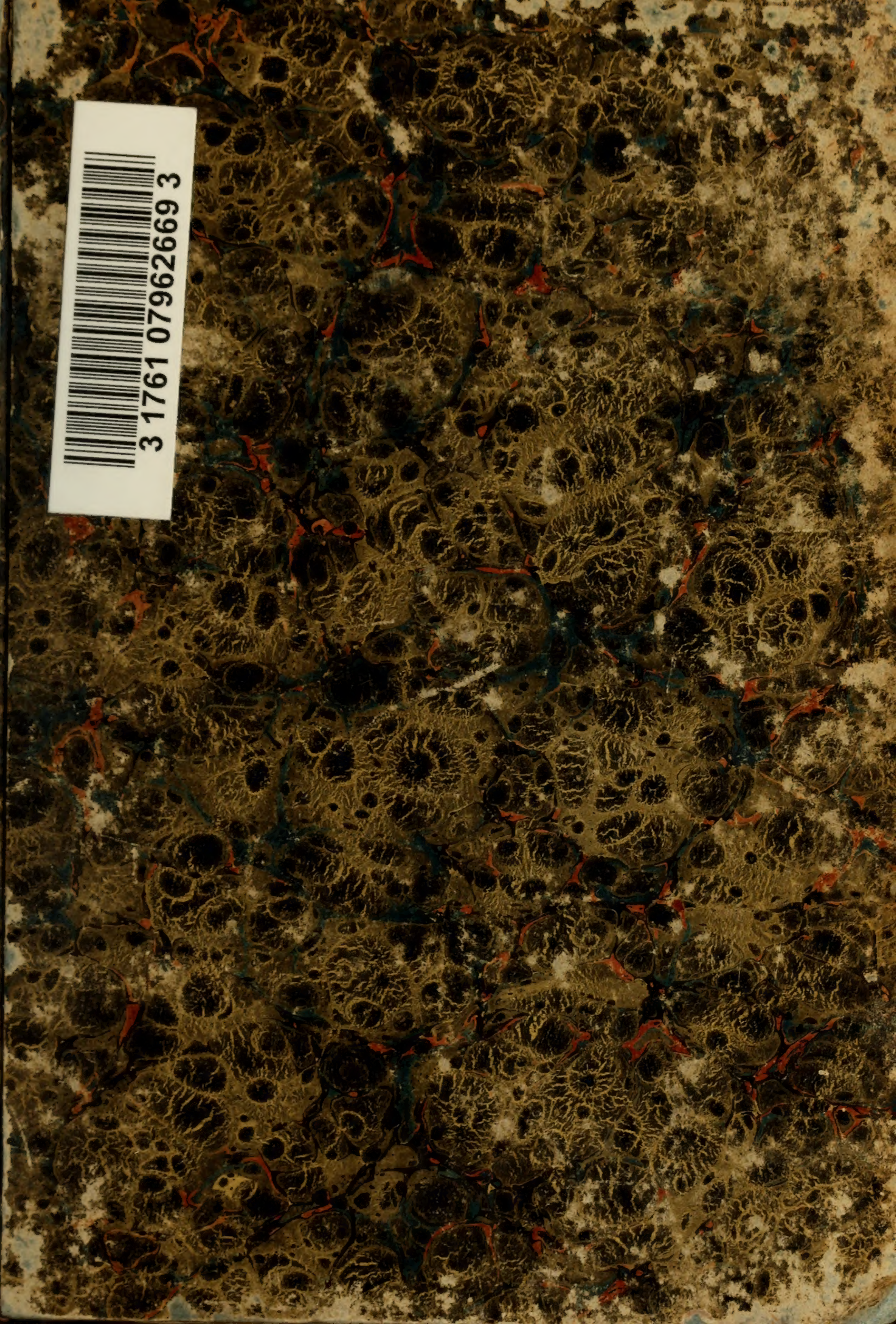
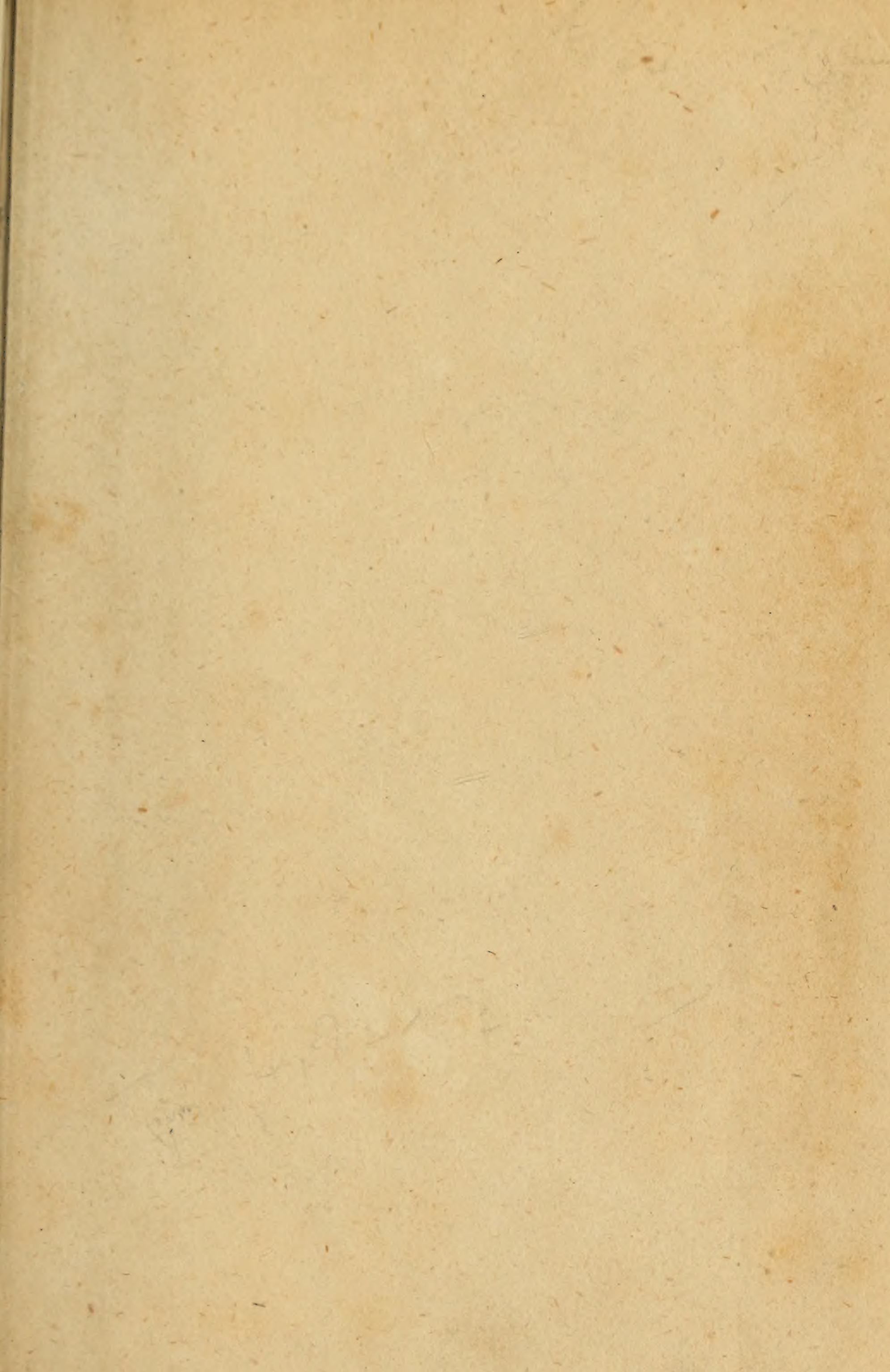
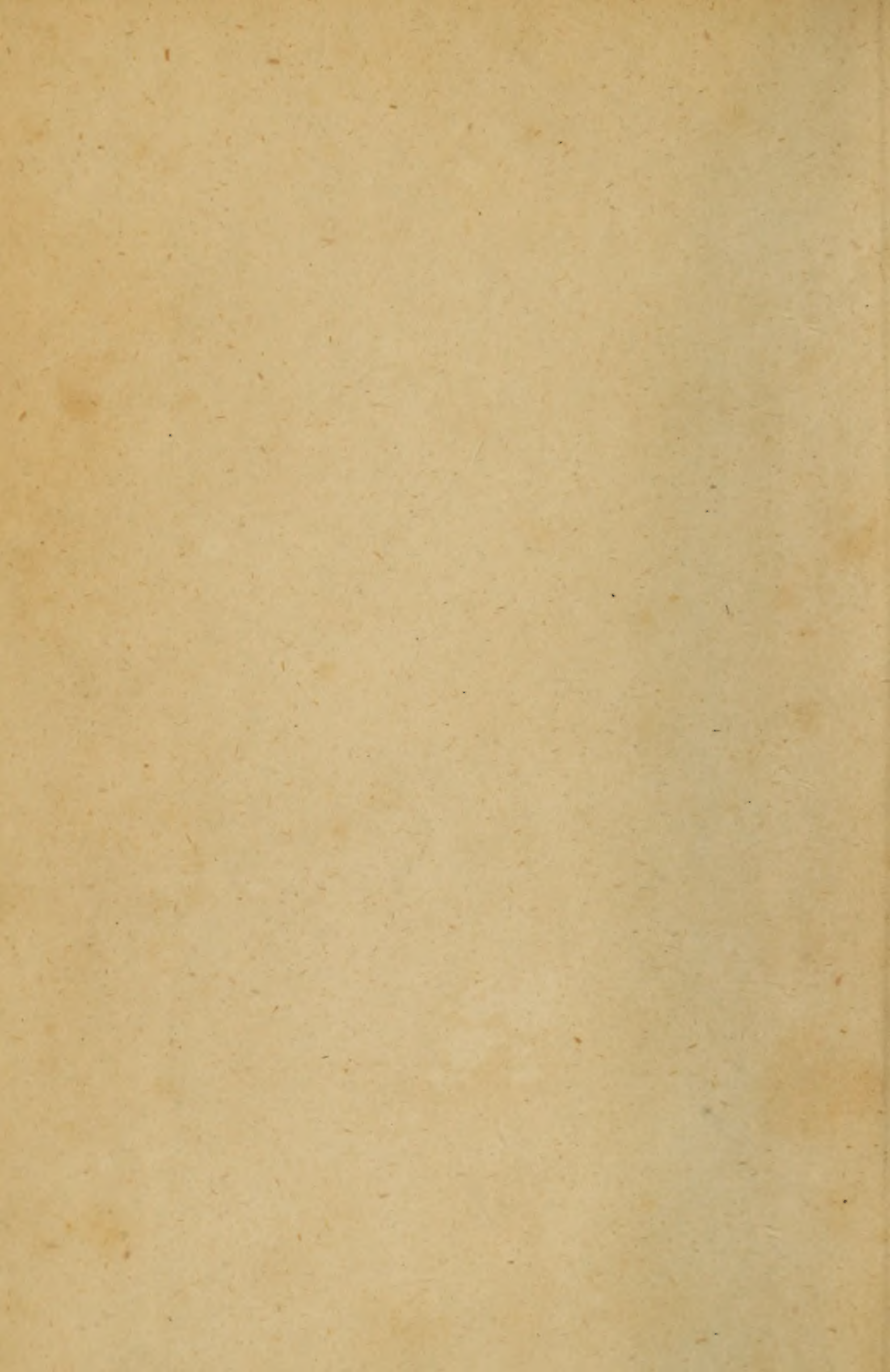








Geschichte.

Von

Robert Prutz.

Erster Jahrgang.

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte.

Von

Robert Prutz.

Erster Jahrgang:

Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig.

Dessau.

Verlag von Moritz Katz.

1851.

Das Jahr

achtzehnhundert neun und vierzig.

Von

Robert Prutz.

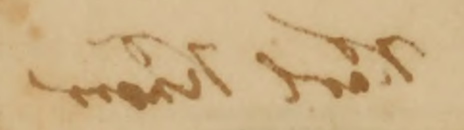
'S ist Fluch der Zeit, wenn Tolle
führen Blinde.
Shakesp. König Lear.

Die Weltgeschichte hat keine Eile.
Hegel.

Karl Knorr

Dessau.
Verlag von Moritz Katz.
1851.


LIBRARY
JAN 20 1971
UNIVERSITY OF TORONTO



Vorwort.

Ueber die Absicht, in welcher in dem vorliegenden Buche der Versuch gemacht worden ist, eine Form geschichtlicher Darstellung zu erneuen, die sich ehemals, in kaum minder wichtigen und bewegten Zeiten, wie die unseren, so großer Theilnahme beim Publikum erfreut hat, sowie über das, was diesem Versuche selbst eigenthümlich sein dürfte, hat der Verfasser sich in der Einleitung ausführlicher ausgesprochen. Ebenso auch, am Schluß des Buches selbst, über den Umfang, den er ihm gegeben und demzufolge es Einiges mehr und Einiges weniger

enthält, als der Titel, buchstäblich genommen, verspricht. Es bleibt mithin dem Verfasser an dieser Stelle nichts zu thun, als sein Buch noch einmal der Nachsicht und Theilnahme seiner Leser zu empfehlen: — einer Theilnahme, von der auch namentlich die Fortsetzung des Unternehmens abhängig sein wird.

Oktober 1850.

R. P.

Inhaltsverzeichniß.

Das Jahr achtzehn hundert neun und vierzig.

Einleitung.



Das Jahr achtzehnhundert acht und vierzig, so verschiedenartigen Beurtheilungen dasselbe auch in diesem Augenblick wiederum unterliegt und so gewiß es erst der Zukunft vorbehalten bleiben muß, den wahren Werth desselben für die Entwicklung der Völkerfreiheit, Völkerwohlfahrt festzustellen, wird dennoch (dies zum Wenigsten läßt sich schon jetzt voraussagen) unter allen Umständen seinen Platz behaupten als eine der außerordentlichsten und denkwürdigsten Epochen, von denen die Geschichte überhaupt Kunde hat.

Zweierlei besonders ist es, wodurch dasselbe sich auszeichnet vor allen ähnlichen weltgeschichtlichen Momenten, mit denen man es etwa vergleichen möchte: das ist erstlich die Gleichmäßigkeit und Schnelle, mit welcher die Bewegung des Jahres achtundvierzig sich verbreitete, und zweitens die Leichtigkeit, mit der sie allen Widerstand vor sich zu Boden warf. — Niemals noch, so weit

die Ueberlieferung der Menschen reicht, hatten in so kurzer Zeit, in so gewaltiger Ausdehnung, so ungeheure Ereignisse stattgefunden; niemals noch mit so geringer Anstrengung, so auf den ersten Anlauf war das ganze Gebäude europäischen Staatslebens so von Grund aus zertrümmert worden. — Gleich als ob der Dampf, dieser große Demiurg des neunzehnten Jahrhunderts, jetzt auch die Räder der Geschichte beflügelte, waren die Ereignisse dahingebraust mit Sturmwindschnelle; der Funke der Freiheit, wie von elektrischem Faden getragen, war dahingehüpft und hatte gezündet von einem Ende der Welt zum anderen. Nirgend eine Schranke, nirgend ein Widerstand! Völker hatten sich erhoben, deren Knechtssinn sprichwörtlich geworden war, nicht nur bei ihren Nachbarn, sondern sogar auch bei ihnen selbst; Staaten waren zusammengebrochen, die für die festesten, die bestgeordneten galten in ganz Europa; Throne umgestürzt, welche gesichert schienen durch Alles, was, nach den Begriffen der Menge, Throne sichern kann, durch Glanz und Reichthum, gerüstete Armeen, ererbte Ehrfurcht — oder wo sie nicht völlig umgestürzt waren, da hatte nicht ihre eigene Kraft, nein, sondern nur die Mäßigung, nur die Gutmüthigkeit der Völker schien es gewesen zu sein, was die schwankenden gehalten, die sinkenden wieder aufgerichtet hatte.

Eben diese Schnelligkeit der Bewegung und diese Leichtigkeit ihres Sieges wurde auch in dem Bewußtsein der Völker selbst, unter der Fluth von Eindrücken, welche dazumal auf sie losstürmte, zuerst und am deutlichsten, darum auch am wirksamsten empfunden. Wie oft nicht, seit Jahrzehenten, war dieser Umsturz geweissagt worden? wie viel Millionen Herzen nicht, in Furcht die einen, in Hoffnung die andern, hatten ihm entgegengeharrt?

Und jetzt auf einmal war er hereingebrochen! und jetzt auf einmal, von einer einzigen Frühlingssonne gereift, hatte die langersehnte, die Knospe der Freiheit sich entfaltet! und jetzt auf einmal, worauf die Edelsten aller Nationen gehofft, wonach sie gerungen seit Menschenaltern, worüber ganze Generationen hinweggestorben und verkümmert waren in unbefriedigter Sehnsucht, woran nicht Wenige schon ganz verzweifelt, ja wozu endlich die Phantasie der Verwegensten selbst Jahre zum Mindesten, wenn nicht Jahrzehente für nöthig gehalten hatte — jetzt auf einmal diesem gegenwärtigen Geschlecht, in einem einzigen Augenblick, mühlos, in verschwenderischer Fülle, fällt es in den offnen Schooß!

Ja wahrlich, dies war ein Wunder: und wer sein Herz im Uebrigen auch schon längst vom Wunderglauben entwöhnt hatte, vor diesem dennoch in Ehrfurcht

mußte er sich beugen, diesem größten, diesem eigentlichen Wunder der Geschichte! Nicht die Völker hatten für die Freiheit, die Freiheit selbst hatte für die Völker gekämpft. Wie man in alten Sagen und Liedern liest, daß mitten im Gefecht, im Augenblick der höchsten Gefahr, da schon die Kraft der Kämpfenden zu erliegen droht, plötzlich der Himmel sich öffnet und ihr Schutzpatron selbst, sichtbarlich, in goldnen Waffen, stellt sich an ihre Spitze: so auch, die man so lange geächtet und verfolgt, ja deren bloßes Dasein man geläugnet hatte, die Freiheit, leibhaftig, war herabgestiegen auf die entzückte Erde; ihr Ruf war es gewesen, der die Schlummernden erweckt, vor ihrem Anblick hatten die Waffen der Gegner sich gesenkt, ihr Banner, das Banner der Freiheit, wehte, vereinigend, versöhnend, über dem wiedergeborenen Europa! —

Was, nach diesem, war noch unmöglich? wovor noch zurückschrecken, nachdem dies gelungen? Nein, der Himmel selbst hatte den Völkern ein Unterpfand gegeben; jetzt noch zaudern, jetzt noch mit Bedenklichkeiten sich schlagen, hieß nicht werth sein des großen, des unvergleichlichen Augenblicks, den man erlebte! —

Wiewohl, wer sich gewöhnt hatte, die Ereignisse des Tages einigermaßen nach ihrem inneren Zusammenhange zu betrachten und dabei weniger seine eigene

Leidenschaft, als die Erfahrungen der Geschichte zu Rathe zu ziehen, schon damals, mitten in jenem ersten enthusiastischen Aufschwung, sich gewisser Bedenklichkeiten allerdings nicht erwehren konnte. Gerade dasjenige, worüber die Masse der Völker, fortgerissen von dem gewaltigen Sturm des Augenblicks, am lautesten jubelte, mußte dem besonnenen und aufrichtigen Freunde der Freiheit eben die meiste Besorgniß erwecken; gerade diese Hast des Umschwungs, gerade diese Leichtigkeit des Sieges, in deren Bewußtsein die Nationen schwelgten, drohte verhängnißvoll zu werden für die Zukunft.

Denn es ist ein urewiges Gesetz, für den Einzelnen sowohl wie für die Entwicklung ganzer Völker, daß wir nur dasjenige wirklich besitzen und nur das ist unser wahres, fruchtbringendes Eigenthum, was wir aus eigener Kraft, bewußter Weise, selbst errungen haben. Nicht blos vor die Tugend des Einzelnen, auch vor die Tugend ganzer Völker haben die Götter den Schweiß gesetzt. Die höchste Tugend des Völkerlebens aber ist die Freiheit. Auch sie wird weder erhascht im Fluge, noch wird sie geschenkt, durch Gunst der Könige so wenig als durch Gunst des Zufalls, noch auch wird sie erobert im Taumel des Straßenkampfs: sondern nur durch ernste und unverdrossene Arbeit, nur durch unermüdliche und gleichmäßige Ausbildung seiner geistigen wie materiellen

Kräfte, nur durch starres und unverrückbares Festhalten an den großen Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit, Schritt vor Schritt, entwickelt sich ein Volk zur Freiheit. — Wie der Einzelne wächst an Kenntniß, Kraft und Muth, so wächst er auch an Selbständigkeit und wird Herr seines Schicksals; wie ein Volk wächst an Bildung, Fleiß und Sittlichkeit, so wächst auch seine staatliche Freiheit, die ja selbst, in ihren allmäligen Entwicklungen, nichts Anderes ist noch sein kann, als das verjüngte Abbild, die letzte, kurze Summe, der Spiegel gleichsam seiner gesammten innern wie äußern Existenz. — Der Einzelne, der die Hände in den Schooß legen und warten wollte auf die gebratenen Tauben, die ihm sollen in den Mund geflogen kommen, wird ein Bettler; das Volk, das seine Freiheit von etwas Anderem erwartet und auf einem andern Wege, als von sich selbst und auf dem langsamen, aber zuverlässigen, dem mühseligen, aber sichern Wege fortschreitender Bildung und Sittlichkeit, wird ewig ein Volk von Heloten, ewig ein Spielball, heute seiner Fürsten, morgen seiner Demagogen bleiben. — Alles Köstliche reift langsam. Schon jeder Einzelne von uns, der sein Leben an etwas Großes und Bedeutendes setzt, muß sich waffnen mit Entsagung und Geduld. Und ein Volk, das um seine Freiheit ringt, sollte ihrer entbehren können? und der erba-

benste Preis der Geschichte, das einzig würdige Ziel alles Völkerlebens sollte uns zugeschleudert werden mit einem plötzlichen blinden Griff, gleich wie im Lottospiel?!

Zwar was das Plötzliche jener Umwälzung vom Jahre acht und vierzig anbetrifft, so geben wir zu, daß dasselbe zum guten Theil nur scheinbar war. Die Saat, die verhängnißvolle, die in diesen Frühlingstagen aufging, war zum Mindesten schon seit Decennien gestreut; schon seit einem Menschenalter und länger neigte das Gebäude, das jetzt endlich so jählings zusammenbrach, seinem Untergange zu. Diese Mauern, wie fest sie schienen, waren schon längst untergraben durch die stillen, fleißigen Minirer, die Ideen; der Hauch der Geister, wie leis, wie unmerkbar, hatte diese Zinnen, so hoch sie ragten, schon längst erschüttert.

Ja sie hatten eigentlich niemals festgestanden, es war nur immer eine Ruine gewesen: nämlich weil man auf einen Sumpf gebaut hatte, und weil die Bauherren selbst, in Argwohn und Eifersucht untereinander entbrannt, gar kein fertiges Gebäude hatten bauen wollen.

Stürzte es nun jetzt, bei der ersten, leisesten Bewegung, wirklich über den Haufen, was war so Großes daran zu verwundern? und wo war hier der Grund, ein so außerordentliches Triumphgeschrei zu erheben, als man that? Es war ein reiner Naturprozeß, der sich

hier vollzogen hatte. Der Tod hatte einen Patienten abgefordert, der ihm seit Jahren verfallen gewesen war und den schon längst nicht blos die Aerzte, sondern der sich sogar schon selber aufgegeben hatte; nur eine augenscheinliche, handgreifliche Trümmerstätte war entstanden, wo das Auge des Sachverständigen schon längst nur Trümmer gesehen hatte. — Die Völker selbst waren nur erst Zuschauer, oder wo es hoch kam, Factoren gewesen dieses Naturereignisses; nur erst die Laster der Könige, noch nicht die Tugenden der Völker hatten dasselbe beschleunigt — welch Verdienst für diese letzteren lag darin? welche große That hatten sie damit vollbracht?

Nach ihrer eigenen Meinung freilich eine ungeheuere. Aechte Emporkömmlinge, strichen sie die Vergangenheit kurzweg aus und datirten die Weltgeschichte erst von dem Tage an, da sie selbst zuerst gemerkt, daß es eine Geschichte gäbe; fortgetrieben waren sie von dem Sturm der Ereignisse und glaubten doch, gleich dem Kind in der Fabel, mit ihrem kleinen, schwachen Athem selbst die Treibenden zu sein. — Allein war diese Täuschung nicht um so schlimmer? stellten die Aussichten für die große Aufgabe, die jetzt noch zu lösen blieb — oder sogar deren Lösung jetzt erst beginnen sollte — sich dadurch nicht um so mißlicher?

Denn auch der Sieg, den man in jenen Februar-

und Neuerungen erkämpft zu haben meinen und über deren Wichtigkeit das Volk sich so irrig, so vollständig kindisch täuschen — die Hand aufs Herz, auch dieser Sieg war ebenfalls erst ein scheinbarer gewesen! Ein Sieg, das versteht sich von selbst, kann überall nur da sein, wo ein Kampf vorangegangen ist; wo aber war hier ein Kampf gewesen, es sei denn jener letzte, jener klägliche Kampf der Gassen, von dem schon Niemand mehr wissen wollte? —

Man mißverstehe uns nicht. Wir sind weit entfernt von jenem geringschätzigen, halb mitleidigen, halb schmähenden Tone, der seit einigen Zeit in Betreff der Märzkämpfer Mode zu werden anfängt, selbst auch im Munde derjenigen, die sich übrigens doch so gern den Anschein geben möchten, die rechten, ächten Theilnehmer jener Tage zu sein —; von den Anderen natürlich, denen das Alles nur entfesselte Freischärler, Mörder und Diebe gewesen sind, reden wir gar nicht — wer wird ohne Noth von Narren reden? Im Gegentheil, unsere ganze Seele neigt sich in Bewunderung und Ehrfurcht dem Andenken jener Männer, welche damals, voll hohen Muthes, ihr Leben in die Schanze schlugen. Und selbst wenn nur die Wenigsten von ihnen deutlich erkannt haben, wofür eigentlich sie in den Kampf gegangen, und wenn es bei der Mehrzahl nur eine dunkle Ahnung

gewesen ist, nur gleichsam ein Instinkt der Freiheit, ja wir wollen das Aeußerste zugestehen: nur ein Rausch der Begeisterung, nur ein allgemeiner abstrakter Schlachtenmuth, was sie in den Tod getrieben — auch ein solcher Tod noch hat etwas Erhabenes, etwas Poetisches, und wir am Wenigsten, auf dem faulen Siechbett unserer Schande, sollten die Nasen darüber rümpfen.

Aber bei alledem das unmittelbare politische Gewicht dieser Kämpfe können wir nicht sehr hoch anschlagen; aber für den ungeheuren Preis, um welchen hier gespielt ward, dünkt uns dieser Einsatz, wie edel an sich, dennoch zu gering. Ein Thron mag verloren werden in einer Barrikadennacht, es ist möglich; aber die Freiheit gewonnen? nein! Ihr rühmt euch, die Geschichte habe ein Wunder gethan zu euren Gunsten; die Freiheit selbst, rühmt ihr euch, habe gekämpft für euch. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen. Allein so laßt euch einen andern Bundesgenossen nennen, dessen Name freilich minder angenehm ins Ohr fällt, dessen Thaten dagegen sich um so besser nachweisen lassen — das ist die Furcht! die Furcht eurer Gegner! Der Sklave Furcht, durch welchen die Könige so lange ihre Völker hatten regieren lassen, war ihnen über den Kopf gewachsen und empörte sich gegen seinen Herrn; der Giftmischer hatte sich vergeben mit seinem eignen Gift.

Die Furcht ist der eigentliche Fahnenträger dieser so hoch gepriesenen Erhebung gewesen; ihr vor allem Andern, ja ihr allein verdanken die Völker ihren Sieg ...

Nämlich wenn das noch ein Sieg heißt. Wir wünschen dem Feldherrn Glück, vor dem der Feind die Waffen streckt, noch ehe es zur Schlacht gekommen; aber Lorbeeren flechten können wir ihm nicht! aber die Feigheit seiner Gegner ist noch kein Zeugniß seines Muthes, ihre Schande gibt ihm noch keinen Ruhm!

Vielmehr der eigentliche Kampf sollte und konnte jetzt erst beginnen. Die Revolution hatte nur vollbracht, wozu Revolutionen, ihrer Natur nach, allein befähigt sind: sie hatte nur das Falsche vernichtet, nur das Unhaltbare eingerissen. Aus diesem Tode jetzt galt es neues Leben zu erzeugen; die allgemeine Trümmerstätte sollte aufgeräumt und ein neuer, dauerhafter Bau darauf gegründet werden. — Jene, die negative Seite der Bewegung, hatte man der unmittelbaren Wucht der Verhältnisse, den elementaren Kräften, so zu sagen, der Geschichte überlassen mögen; man hatte sich freuen mögen und die Arme behaglich in einander schlagen zu diesem Chaos, das auf einmal über die alte, dem Tode geweihte Welt herniederbrach.

Aber daß jetzt die neue sich bilde, daß sie sich bilde, dem wahren und wohlverstandenen Bedürfniß der Nationen

gemäß, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Vernunft und der Geschichte, dazu langte die bisher bewiesene passive Theilnahme (glorreiches Gegenstück jenes passiven Widerstandes, den späterhin die Dummheit erfand und die Feigheit beschönigte) nicht aus: sondern dazu jetzt mußten die Völker selbst Hand anlegen. Was irgend in einer Nation vorhanden war an politischer Einsicht und Bildung, an Verstand, Ausdauer und Muth, an sittlicher Kraft und Würde, das, wie ein Nothpfennig in theuren Zeiten, mußte jetzt zusammengenommen werden und fruchtbar gemacht in Thaten; die Zeit des bloßen Enthusiasmus, der abstrakten leeren Bewunderung war vorüber: und eine Zeit des Ernstes und der Arbeit begann. — Ein Feind, der die Waffen weggeworfen vor dem Gefecht, ist darum noch kein geschlagener, und selbst der geschlagene Feind ist noch kein überwundener: er kann die Waffen wieder ergreifen — denn ihr habt sie ihm gelassen; er wird es — denn erst jetzt geht es um sein Leben! Erst wenn die Völker auch aus diesem zweiten größeren Kampfe glücklich hervorgehen, wenn sie in den Gefahren, die ihnen jetzt erst bevorstehen, den schwereren, den Muth der Besonnenheit, der Ausdauer, der Klugheit beweisen, wenn sie, mit einem Worte, dasjenige, was ihnen bis jetzt nur die Kopflosigkeit ihrer Gegner überlassen, nunmehr zum zweiten Mal, bewußter

Weise, aus eigner Kraft, erringen werden, wenn sie das Errungene werden zu befestigen, das Befestigte zu genießen wissen — dann, ja dann, aber auch nur erst dann, wollen wir einstimmen in diese Jubellieder, mit denen ihr das Jahr acht und vierzig schon jetzt zu den Sternen erhebt! dann wirklich wird jenes neue Weltalter der Freiheit und der Vernunft gekommen sein, das ihr schon jetzt so redselig verkündigt! dann in der That wird es an der Zeit sein, euren Muth zu rühmen und euren Sieg zu preisen — einen Sieg, der aber dann auch in Wahrheit kein schneller, kein leichter mehr gewesen sein wird! —

Allein, wie gesagt, die Völker dazumal, in unseliger Sicherheit, hatten für Betrachtungen dieser Art weder Zeit noch Stimmung; als falschen Propheten würden sie gesteinigt haben, wer ihnen dieselben hätte aufdringen wollen.

Denn der Wahn der Unfehlbarkeit ist kein bloßes Monopol der Könige; auch die Völker haben es an der Art, sich lieber schmeicheln zu lassen als belehren. Ja was belehren?! Die Völker hatten sich ja für souverain erklärt! sie konnten ja Alles, hatten Alles, wußten Alles! Erfahrung, Wissenschaft, Studium — es war ja Alles antiquirt! Besonnenheit, Maß, Vorsicht — es war ja die pure Reaktion! und jener junge Gelbschnabel,

der da eben, frisch hinter dem Ladentisch her, die Zuhörer an der Straßenecke zum tausend und ersten Male mit der Versicherung haranguirt, daß sie das wahre Volk und daß außer ihnen gar keine Macht und Weisheit mehr existirt, mit einzigem Vorbehalt natürlich seiner, des Redners eigener Weisheit, ist ja der alleinige wahre Staatslehrer, der alleinige richtige moderne Politiker! —

Nirgend, mit einziger Ausnahme vielleicht von Italien, wo freilich auch die Bedingungen ziemlich ähnlicher Beschaffenheit waren, hatte dieser Freiheitstaumel (wiewohl eigentlich auch dieser Name noch immer zu groß klingt für die sehr kleine Sache) einen höheren Grad erreicht und eine größere Ausdehnung gewonnen, als bei uns in Deutschland. —

Sehr natürlich; wer am seltensten Wein zu trinken kriegt, dem steigt er am ersten zu Kopfe. — Die deutsche Nation, oder was sich bis dahin so genannt hatte, lebte in einem Zustande politischer Ohnmacht und Unmündigkeit, schmachvoller, wenn wir den geschichtlichen Beruf der Nation und ihre Stellung in den idealen Gebieten der Kunst und Wissenschaft in Anschlag bringen, als je ein Volk der Erde. — Dies noch erst beweisen wollen, wäre kindisch; Niemand stellt es in Abrede, selbst nicht einmal diejenigen, die doch übrigens

so eifrig bemüht sind, uns vor den März acht und vierzig zurückzuschrauben.

Und was das Allertraurigste dabei war: diese politische Macht-, Ehr- und Rechtlosigkeit war bei uns Deutschen sogar zur Würde einer Doktrin, zum Ansehn eines philosophischen Satzes erhoben worden. — Ist der Mensch einmal erst entschlossen, Vernunft und Wahrheit auf den Kopf zu stellen und, seinem eigenen gesunden Augenschein zuwider, Schwarz für Weiß, Weiß für Schwarz auszugeben, was alsdann bewiese sich nicht?! Auch dem deutschen Volk hatte man bewiesen, daß seine politische Rechtlosigkeit nicht eine Schande, sogar ein Ruhm, seine Nullität unter den Völkern Europas kein Nachtheil, vielmehr sogar ein Vortheil sei. — Je niedriger auf Erden, je höher im Himmel. In allen reellen, praktischen Dingen freilich waren wir erbärmliche Schächer; ein freier englischer Bürger, mit der Perspektive der Weltherrschaft vor, dem Bewußtsein seines Altengland hinter sich, konnte füglich in Zweifel gerathen, ob er den verwahrlosten germanischen Stammvetter nur überhaupt noch sollte für einen Menschen halten. Aber hatten nicht wir in Deutschland dafür die größten Philosophen, die trefflichsten Dichter, die feinnasigsten Kritiker? waren unsere Schulen nicht die besten, unsere Universitäten nicht die berühmtesten? konnten unsere

Bauerbursche nicht am besten lesen? hielten sich unsere Soldaten nicht am propersten? Ja was wollte der grobe Engländer?! hatten nicht Engländer selbst uns nachrühmen müssen, daß wir den Shakespeare besser verständen als seine eigenen Landsleute? Die Gaben sind verschieden ausgetheilt, bei den Einzelnen sowohl wie bei den Nationen; Einige sind, die beherrschen das Meer, Einige die Erde — Maria, die Deutsche, hat das beste Theil erwählt ...

Das deutsche Volk ließ sich das gesagt sein. Nicht zwar ganz gern: denn auch der Kastrat, so süß auch seine Stimme klingt und so angenehm der Beifall, mit dem sein Gesang gekrönt wird, ihn selbst auch kitzelt, läßt sich doch nicht gern an den Verlust erinnern, mit dem dieser Beifall erkauft ist ...

Aber genug, es ließ es sich gesagt sein, es gewöhnte sich an seine eigene Nichtsnutzigkeit, es verzichtete, eingehüllt in seinen philosophisch-ästhetischen Bettlermantel, auf Recht, Macht, Ehre: und nur ganz selten, ganz heimlich, nur allenfalls, wenn er, nach glücklich angehörten Toasten, von einem lichtfreundlichen Zweckessen nach Hause wandelte, Abends bei Mondschein, den Hausschlüssel in der Tasche und im Herzen die süße Gewißheit, daß der Gensd'arm jetzt schlief, überkam den deutschen Philister ein leiser, leiser Sehnsuchttraum nach den

Fleischtöpfen der Politik, so leis, so zart — ungefähr wie ein guter ordentlicher Hausvater von sechzig Jahren wohl unterweilen, zwischen Schlaf und Wachen, an seine erste Liebe denkt, für die er geschwärmt mit sechzehn Jahren und von der er seitdem nicht mehr gehört hat, ob sie lebendig oder todt. —

Und nun auf einmal hatte dieser Traum sich erfüllt! und nun auf einmal dieser selbe Philister, träg, stumpfsinnig, eitel, wie wir ihn kennen, sollte zur Ehre eines selbständigen Mannes, eines souveränen Bürgers gekommen sein! und nun auf einmal, aus diesem faulen, ausgehöhlten Stamme, durch die Wunder einer einzigen Frühlingsnacht, sollte das edle junge Reis der Freiheit sich entfalten!

Ja recht eigentlich als ein Traum hatte er sich erfüllt — nämlich im Schlaf. Mit dem Schloß vor dem Munde, wohlpolizirte, gehorsame Unterthanen, waren wir zu Bett gegangen — und als freie deutsche Bürger, mit Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit und hundert anderen Freiheiten, standen wir wieder auf; noch den Abend zuvor willenlose Sklaven, der Spott und Wegwurf der Völker — und jetzt auf einmal zu weltgeschichtlicher Ehre gelangt! und jetzt auf einmal gleich und ebenbürtig mit Franzosen und Engländern und, wenn das Glück gut ist, nächstens auch mit den Amerikanern!

War es ein Wunder, daß dieser jähe Umschwung dem deutschen Philister zu Kopfe stieg? daß er, im Taumel seines Glücks, sich Engländern und Franzosen nicht blos ebenbürtig, nein, sogar überlegen fühlte? daß er, der sich bis dahin glücklich geschätzt hatte, nur als Schleppträger dieser Nationen zu dienen, schon anfing mit Hochmuth auf sie herabzusehen und sich, sich selbst, den wohlbekannten deutschen Michel, für das erste Geschöpf der Erde, das eigentliche Lieblingskind der Geschichte, den berufenen Fahnenträger der Freiheit zu halten? Die guten Engländer! hatten sich da ihre zweihundert Jahre und länger abgemüht, hatten alle Schrecken der Tyrannei, alle Greuel des Bürgerkriegs, alle Mühseligkeiten eines langen, hartnäckigen parlamentarischen Kampfes über sich ergehen lassen — und wie weit bei alledem sind sie gekommen? wie weit nicht steht dieser Staat von England, mit seiner Oligarchie der Grundbesitzer und Krämer, seinen Privilegien und Monopolen, seinem ganzen elenden konstitutionellen Schaukelsystem, zurück hinter der allgemeinen Freiheit und Gleichheit und diesem Staat der Humanität und Bruderliebe, den wir, eins, zwei, drei, an einem schönen Märzmorgen verkündigt haben? Selbst die Franzosen, diese sonst so fixen Kerlchen, haben sie nicht seit siebzig Jahren drei Revolutionen machen, haben sie nicht Ströme Blu=

tes vergießen müssen, eignes und fremdes, und die ganze Erde in Verwirrung setzen, um endlich nur, wenn es hoch kommt, auf denselben Fleck zu gelangen, auf den wir mühlos, in aller Friedlichkeit, mit einem einzigen kühnen Sprunge uns gestellt? Sogar Nordamerika — es hatte den ungeheuren Vortheil, keinen König im Lande und den Ozean zwischen sich und seinen Zwingherrn zu haben — und wie weit, genau besehen, ist es uns denn nur noch voraus? — Langsam kommt auch an; die die Letzten gewesen, werden die Ersten sein. Ihr habt uns gehänselt bisher und geneckt — ja wenn wir nur eher gewollt hätten! Wir wollten nicht eher, das war es; Engländer und Franzosen, Spanier und Belgier, Nord- und Südamerikaner, wir haben sie alle blos für uns experimentiren lassen, wir haben, während sie sich die Hörner abrannten, fein sittsam dagesessen und ihre Fehler notirt — nun, nachdem sie sich müde gelaufen, von ihren Irrthümern gewitzigt, tritt Deutschland auf die Bühne, nun, ihr andern Völker des Erdballs, dankt Gott, wenn wir euch nicht alle auf einmal in die Tasche stecken!

Eines ganz besonders war es, woran der Deutsche sich kitzelte: an dem Bewußtsein, nun auch seine Revolution gemacht zu haben. Er hatte eine große Scheu davor gehabt, der gute Deutsche, so grimmig er sich auch zu Zeiten stellte, eine große Scheu — und ein

fast eben so großes Gelüste. Gewonnen hätte er gern: aber nur das Wagen gefiel ihm nicht. Wenn er so die letzten Jahre her zu Biere saß und irgend ein zungengewandter Schwätzer zählte ihm die Sünden der Könige auf und das Elend der Völker, und um wie viel die Steuern gestiegen seit ehedem — o wahrhaftig, da war auch er ergrimmt! da hatte auch er auf den Tisch geschlagen und sich verschworen, so wahr er ein guter Deutscher sei, die Welt sei zu arg geworden, und wer das nicht einsehe, daß hier nur noch eine Revolution helfen könne, eine große, allgemeine Revolution, der habe keine Augen im Kopf!

Aber jedesmal auch hatte er sich mit dem Gedanken getröstet, so lange er lebe, so lange halte es wohl noch; nur um seine Kinder freilich, da thue es ihm leid . . .

Und nun hatte er es doch noch erlebt! und nun unversehens, ohne daß er selbst recht wußte wie, saß er auf einmal, bis über die Ohren, mitten darin in der allerschönsten Revolution! Wie das so prächtig klang: die deutsche Revolution! die Revolution von Europa, an der auch Deutschland seinen glorreichen Antheil hatte!

Und was diese Revolution selbst für ein allerliebstes Ding war! wie sanft, wie menschlich, vor Allem wie kurzweilig! Es ging dem Deutschen mit der Revolution, wie der Jungfer mit dem Heirathen; sie hatte sich sehr

davor geängstigt, hernach aber meinte sie, wenn sie gewußt hätte, daß es nichts weiter wäre, als das, so hätte sie ja längst heirathen wollen. — Auch der Deutsche hatte sich, in der Stille seines Herzens, ein ungeheures Schreckbild davon gemacht, ein Schreckbild, das er selbst in seinen tapfersten Stunden nicht anders als nur mit wollüstigem Grausen betrachtet hatte; wie die Kinder sich die Könige nicht anders zu denken pflegen, als in vollem Ornat, die Krone auf dem Haupt und das Scepter in Händen, so auch der Deutsche, das gute Kind, hatte sich eine Revolution nie anders gedacht, als in dem Blutgewand jener ersten französischen, die für ihn die Revolution par excellence geworden war, das Beil des Nachrichters in der einen, die Fackel des Bürgerkriegs in der andern Hand. Wie man sie doch verleumdet hatte, die treffliche Revolution! Oder wenn sie ehedem wirklich so gewesen war — nun so lebe der Fortschritt der Zeit! es lebe das industrielle Zeitalter, wo alles vereinfacht wird und erleichtert, sogar auch die Revolutionen! Brandfackel des Bürgerkriegs? Beil des Nachrichters? Dieses aufgeklärte Zeitalter macht so etwas glatter ab: ein bischen Trommeln, ein bischen Schießen, ein bischen Barrikadenbauen — und die Revolution war fertig.

Sogar er selbst, der deutsche Bürger, hatte, die Wahrheit zu sagen, gar nicht einmal mitgebaut noch

mitgeschossen. Daß er ein Narr wäre, sein theures Leben zu exponiren! da mögen Andere ihre Haut zu Markte tragen, die das Ding mehr angeht und die nicht Frau und Kinder haben und ein blühendes Geschäft, wie er!

Allein was that es ihm? wer hinterdrein sah es ihm an? Sollten die revolutionären Errungenschaften nicht Allen zu Gute kommen? stand er nicht Bürgerwehr, so stramm wie Einer? ging in die Klubs und debattirte und schwadronirte, war Urwähler, ja vielleicht sogar Wahlmann, und saß zu Gericht über Ministerien und Parlament, und jedes dritte Wort war: „unsere glorreiche Revolution?" —

Noch eine andere Klasse der Gesellschaft, als die eben beschriebene, war durch die Ereignisse des Jahres acht und vierzig ebenfalls völlig von ihrem Platz gerückt worden, auch sie weniger äußerlich als moralisch: eine Klasse der Gesellschaft, um die sich bisher kaum Jemand gekümmert hatte, es sei denn das Mitleid und unterweilen noch die Furcht — und der jetzt plötzlich von allen Seiten her der erste Platz eingeräumt ward im Staate: die Klasse der Besitzlosen, die zahlreiche und in Folge unserer gewerblichen Verhältnisse noch täglich wachsende Klasse jener Arbeiter, die von der Hand in den Mund leben und deren ganzes Kapital in der Kraft ihrer Arme liegt.

Allerdings, wenn irgend Jemand, so hatten gerade diese Besitzlosen die gegründetsten Ansprüche, von den Ereignissen des Jahres acht und vierzig eine Verbesserung ihrer Lage zu erwarten: nicht nur, weil diese Lage ohne Vergleich die elendeste war, sondern auch, weil ohne sie jene Ereignisse selbst gar nicht zu Stande gekommen wären. Die schwieligen, aber starken und tapfern Hände der Arbeiter hatten die Bewegung des Jahres acht und vierzig in die Welt gehoben; sie, durch Hingabe ihres armseligen, aber darum nicht minder kostbaren Lebens, hatten den Sieg der Freiheit erkauft — nämlich so weit hier überhaupt von Sieg und Freiheit die Rede sein durfte. Es war nicht mehr als billig, daß denen, welche Last und Gefahr auf sich genommen, nun auch der erste Antheil an dem Gewinn eingeräumt ward.

Allein auch hier verschüttete man das Kind mit dem Bade; auch hier wieder das Grundübel der Zeit, die gegenseitige Unwahrheit und Lüge, zeigte sich in seiner ganzen verderblichen Wirksamkeit. Unterstützt den Arbeiter, indem ihr Gewerbe und Handel unterstützt; gebt ihm das Gefühl seiner Menschenwürde, indem ihr ihm Menschenrechte gebt; organisirt die Arbeit, indem ihr die Gesellschaft organisirt nach den Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit — thut es! thut es aus

allen Kräften und vor allem Uebrigen, wir wollen euch loben und helfen. — Aber verwirrt nicht die schlichten, einfältigen Sinne dieser Leute mit Verheißungen, die euch nur der Drang des Augenblicks, wenn nicht gar die eigene Eitelkeit, die eigene Selbstsucht ablockt und an die ihr selbst nicht glaubt! aber beschwindelt sie nicht mit Lobsprüchen und Huldigungen, auf die sie keinen Anspruch haben noch jemals haben können! stellt nicht auch hier wiederum Vernunft und Wahrheit auf den Kopf, behauptet nicht, daß Bildung und Wohlstand eine unerträgliche Ungleichheit und daß Einsicht, Recht, Tugend allein bei den Besitzlosen; übergebt nicht der wohlmeinenden, doch urtheillosen, leicht begeisterten, doch unsteten Masse das Ruder des Staats! Man kann sehr reich sein und sehr gelehrt und doch zu politischen Dingen weder Geschick noch Neigung haben, das versteht sich. Aber auch sehr arm kann man sein und ein sehr ehrlicher Mann und taugt darum doch nicht mehr dazu als jene. Die alte Aristokratie, die Aristokratie der Geburt, des Ranges und des Reichthums ist, wie ihr euch rühmt, gestürzt — schafft nicht eine neue, eine Aristokratie des Proletariats! Wir geben euch zu, daß man nicht sechzehn Ahnen zu haben und nicht über so und so viel Haufen Goldes zu gebieten braucht, um ein honetter Mensch zu sein — kehrt ihr den Satz

nicht um, überbietet nicht die eine Absurdität durch die andere, indem ihr behauptet, daß ein honettes Herz nur unter Lumpen schlagen könne, und daß der Bettler allein der wahre Mensch! Ueberliefert, mit einem Wort, die Welt, die ihr euch rühmt, der Gewaltherrschaft der Könige entrungen zu haben — überliefert sie nicht einer andern Gewaltherrschaft, die nicht weniger drückend, nicht weniger schmachvoll wäre: der Gewaltherrschaft des Pöbels, der Barbarei und Unwissenheit der Massen!

Aber unsere Völkerführer vom Jahre acht und vierzig, ruhmwürdigen Andenkens, thaten es doch, in Deutschland und anderwärts: und der Bürger und die bürgerlichen Behörden, ja die höchsten Autoritäten des Staats, Regierungen und Parlamente selbst, unterstützten sie noch, theils aus Furcht, theils aus Unverstand, in ihrem thörichten, ihrem wahrhaft verbrecherischen Unternehmen.

Die Folgen blieben nicht aus. Wir haben es begreiflich gefunden, daß der deutsche Spießbürger, unter dem Zudrang ungeheuerster Ereignisse, sich berauschte in dem Gedanken eines Heldenthums, an dem doch in der That Niemand unschuldiger war als er. Wenn das dem satten, behaglichen, wohlarrangirten Bürger begegnete, ei so hätte ja der arme, ausgehungerte, unwissende Arbeiter gar nicht ein Mensch, ein Gott zum Mindesten hätte er sein müssen, wenn nicht auch ihm, der so viel

besseren Grund dazu hatte, ein ähnlicher Rausch hätte zu Kopfe steigen sollen.

Auch hier, die die Letzten gewesen, waren auf einmal die Ersten geworden. Wer auf ihre jammervollsten Bitten, auf den Angstschrei ihres Elends hatte sonst gehört? Mit Flintenschüssen hatte man ihnen den Mund gestopft.

Und dieselben Leute brauchten jetzt nur zu winken, so geschah es; wo ein Arbeiter sprach, wurden die Andern still; sich mit einem Proletarier Arm in Arm zeigen, war dieselbe Ehre jetzt, und wurde eben so eifersüchtig beobachtet, wie zwei Tage früher die Freundschaft eines Kammerherrn. — Bei ihrer sauern, ehrlichen Arbeit hatte man sie ehedem verhungern lassen — jetzt, für vergnügtes Nichtsthun, wurden sie obenein noch bezahlt und reichlicher bezahlt, als früher für die härteste Arbeit; als sie fleißig waren, sagte man ihnen, sie wären Nichtsthuer allesammt und das Zuchthaus wäre der rechte Aufenthalt für ihresgleichen — jetzt, da sie lungerten und sich in Branntwein besoffen, erklärte man sie für Muster der Sittlichkeit und die eigentlichen Grundfesten bürgerlicher Tugend, sie konnten in Droschken fahren, wie betrunkene Gardeleutnants, und die Beine über den Schlag stecken und Niemand fand etwas Anstößiges daran.

Und wem nun verdankten sie diesen Umschwung? wer hatte ihnen diese Lampe Aladdins gereicht, die auf einmal den Bettler zum Krösus machte? Ei nun versteht sich, die Revolution! die Revolution, von der sie selbst zwar kaum halb begreifen, was sie ist, der sie aber ihre starken Arme, ihre tapferen Hände geliehen haben und die ihnen nun zum Dank den Tagelohn verdoppelt!

Also auch hier: es lebe die Revolution! es lebe die große Umwälzung, welche das Unterste zu oberst kehrt — und diese bisher waren die Untersten!

So von allen Seiten her traf Alles zusammen, die unsinnigste und zugleich verderblichste Lehre in Ansehen zu bringen, welche jemals in politischen Dingen verbreitet worden ist: die Lehre nämlich, als ob die Revolution der wahre Musterzustand, nicht die schlimmste, gefahrvollste Krisis des Völkerlebens, sondern seine eigentliche normale Gesundheit, und als ob daher eine Nation, um fortdauernd frei, groß und glücklich zu sein, gar nichts Besseres thun könnte, als fort und fort die Revolution bei sich in Gang erhalten.

Sie war nicht ganz neu, diese Lehre; schon vor dem Ausbruch dieser jüngsten großen Umwälzung hatten, namentlich auch bei uns in Deutschland, einzelne jugendliche Theoretiker, in mißverständlicher Auslegung gewisser Epochen der französischen Geschichte, das Evan-

gelium der unbedingten, der Revolution für jeden Fall und um jeden Preis gepredigt: und die erbärmliche Art und Weise, mit welcher die damaligen Machthaber Recht und Ordnung handhabten, und die tiefe Schmach, welche sie, durch thörichten Mißbrauch, auf den heiligen Namen des Gesetzes häuften, war allerdings sehr geeignet gewesen, ihre Behauptungen mit einem gewissen Schein der Wahrheit zu umkleiden.

Bei dem geringen persönlichen Ansehen jedoch, das diese Theoretiker in die Wagschale zu werfen hatten, ganz besonders bei dem Mangel an Muth und Thatkraft, den sie damals wie später bewiesen, war ihre Lehre nur von sehr unerheblichem Einfluß gewesen.

Einfluß und Bedeutung gewann dieselbe erst jetzt, als, im Schwindel des Augenblicks, nicht mehr vereinzelte Schulhäupter, nein, als ganze Völker, ganze Länder sich dazu bekannten. Künftige glücklichere Zeiten, welche den natürlichen Schwerpunkt alles politischen Lebens wieder gefunden haben und aufs Neue zu der Einsicht gelangt sein werden, daß ein Volk nur groß und glücklich wird auf dem Wege der inneren, friedlichen Entwicklung, und daß jede Revolution, ja jede! ein Uebel ist, wenn auch zuweilen leider ein nothwendiges — solche Zeiten (und wir hoffen ja, daß sie dereinst noch kommen werden, auch noch für unser Volk!) werden

es unbegreiflich finden, wie diese Lehre des Wahnsinns und der Selbstvernichtung jemals hat Eingang erhalten können bei den aufgeklärten, den hochgebildeten Völkern des neunzehnten Jahrhunderts. — Revolutionen sind die letzten gewaltsamen Ausgleichungsmittel, gleichsam das Faustrecht der Geschichte; wo alle Weisheit der Menschen erschöpft ist und kein anderes Mittel mehr verfangen will, da, in ureigner Wildheit, erhebt sich der geheimnißvolle, der Seismos der Geschichte und läßt, mit gewaltigen Stößen, die Keime einer neuen Schöpfung hervorgehen aus den Trümmern der alten. — Aber die Revolution zum Prinzip der Geschichte machen, heißt das Erdbeben für den natürlichen Zustand der Erde, heißt den Tod zum Prinzip des Lebens proklamiren; aber ein Staatsmann, dessen ganze politische Weisheit sich in dem Worte Revolution erschöpft, wäre gleich einem Arzt, der seine Kranken von ihren Leiden befreien wollte — womit? Ei nun ganz einfach, daß er die Kranken selber todt schlägt; das Fieber ist dann freilich weg, aber nur leider das Leben auch. —

Man muß, um sich zu erklären, wie eine solche Umkehrung aller Wahrheit und alles gesunden, natürlichen Sinnes nur jemals hat können möglich werden, sich erinnern erstlich an die schon berührte tiefe Mißachtung, in welche die alten Regierungen Gesetz, Recht,

Ordnung und überhaupt jedes geregelte, ordnungsmä=ßige Staatsleben gebracht hatten. Gesetz, Recht, Ord=nung waren die Firma gewesen (und sind es in diesem Augenblicke wieder), unter welcher die Herrschenden ihre Willkür, ihre Rechtlosigkeit, ihre Gewaltthat hatten in die Welt gehen lassen; was Wunder, daß diese Firma selbst in Mißkredit gerathen? und daß die Völker, und wär' es nur der Abwechslung halber gewesen, es lieber einmal mit der neuen, lockenden Firma der Revolution versuchen wollten?

Man muß sich zweitens erinnern, wie lange und wie vergeblich die Völker darauf gewartet hatten, daß die Regierungen, in richtiger Erkenntniß ihrer Pflicht sowohl, wie des allgemeinen Bedürfnisses, selbst und freiwillig die Hand bieten würden zu denjenigen Ver=besserungen des öffentlichen Lebens, welche die Zeit un=abweisbar verlangte und deren Nothwendigkeit schon Jedermann einsah, nur die Regierungen nicht, nämlich weil diese sie nicht sehen wollten; man muß sich erin=nern, wie fruchtlos alle Versuche einer gesetzmäßigen, friedlichen Reform geblieben waren, wie alle Gelöbnisse und Verheißungen der Fürsten sich schließlich allemal nur als Täuschungen erwiesen hatten, und wie selbst diejenigen, die, voll kindischen Vertrauens, fort und fort an den guten Willen der Regierenden geglaubt und sich

von ihnen geduldig hatten fortschleppen lassen durch Dick und Dünn, zu guter letzt (gerade wie jetzt) mit einem Fußtritt waren entlassen worden. Auch hier also — war es ein Wunder, daß die Völker eine abstrakte, nichtswürdige Geduld vertauschten mit einer ebenso abstrakten, ebenso werthlosen Ungeduld? daß Reform und friedliche Entwicklung ihnen vorkamen wie abgestandenes Wasser und nur allein der Feuerstrom der Revolution, glaubten sie, könne ihren lechzenden Gaumen befriedigen?

Und endlich und ganz hauptsächlich muß man sich erinnern, in welchem Zustand der Entsittlichung, der Unwissenheit und der Feigheit die Umwälzung des Jahres acht und vierzig die Völker vorfand, am allermeisten wiederum bei uns in Deutschland. —

Wir geben ohne Widerrede zu, daß dieser Zustand nicht völlig und nicht unmittelbar von den Völkern selbst verschuldet war. Vielmehr die nächste und größere Schuld lag an eben jenen Regierungen, welche nicht allein nichts gethan hatten, den politischen Horizont ihrer Völker zu erweitern und ihre sittliche Kraft zu erhöhen, sondern die im Gegentheil dieselben sogar absichtlich verdummt und verschlechtert hatten, weil ein Regierungssystem, wie das ihre, sich allerdings nur halten konnte, gegenüber einem Volk von Dummköpfen oder Lumpen.

Allein bekanntlich, wo Einem Unrecht geschehen soll, da gehören allemal zwei dazu: Einer der es thut, und ein Anderer, der es leidet. Waren die Völker nicht aus eigenem barbarischen Antrieb so roh, so unwissend, so muthlos, wie sie waren, sondern hatten erst ihre Regierungen sie so gemacht, so war doch das jedenfalls die eigene Schuld der Völker, daß sie solche Regierungen so lange über sich geduldet hatten.

Weshalb denn auch, nebenher bemerkt, das Klaggeschrei, mit welchem man neuerdings alle und jede Verkehrtheit, welche die Völker im Jahre acht und vierzig begangen, ausschließlich den alten Regierungen in die Schuhe zu schieben und diesen totalen politischen Unverstand, welchen namentlich wir Deutsche bewiesen haben, nachdem man ihn auf keine Weise mehr in Abrede stellen kann, lediglich und allein als das bejammernswerthe Erbtheil des alten Systems zu erklären sucht, nur zur Hälfte begründet ist. Jedermann ist seines Glückes Schmied; schon im gemeinen Leben gilt es als ein alter wahrer Spruch, daß, wer sich als ein Lump behandeln läßt, auch so behandelt zu werden verdient. Mit den Völkern ist es auch nicht anders ...

Diese Unwissenheit, Schlaffheit und Feigheit nun waren es recht eigentlich, was dem Evangelium von der allein seligmachenden Revolution so bereiten Eingang

bei uns verschaffte. Ein gesundes Volksleben hätte ihm widerstanden; die faule Atmosphäre unserer Zustände mußte an diesem Irrlicht sofort in Brand gerathen. — Es ist ganz dieselbe rohe Unwissenheit, welche in diesem Augenblick die Gewaltstreiche unserer dermaligen Machthaber als rettende Thaten bewundert — und die auch im Jahre acht und vierzig die Barrikade für die eigentliche Schutzwehr der Freiheit erklärte; es ist dieselbe gedankenlose, maulkluge Trägheit, welche jetzt greinend dabei steht und sich freut, wie das Vaterland den Russen überliefert wird, den eigentlichen Russen und unsern nachgemachten, die noch viel schlimmer sind als jene — und die im Sommer acht und vierzig den Hut nicht tief genug ziehen konnten vor jedem Demokratenbart und in jedem Bierhausredner, wenn er nur gut aufzutrumpfen wußte mit Volkssouverainetät und Permanenz der Revolution, einen Washington und Mirabeau anstaunte; es ist dieselbe hündische Feigheit, welche damals den Drachen der Revolution anbetete — und die heut den Staub leckt vor den falschen Messiassen in Helm und Ringkragen, welche der Revolution den Kopf zertreten zu haben wähnen; es ist endlich dieselbe nichtswürdige Frivolität, die sich und Andere dazumal mit dem Gedanken der Guillotine kitzelte — und die in diesem Augenblick, selig über die Livree, welche ihre Blöße, nicht aber ihre Schande

verdeckt, den allerunterthänigsten Botenläufer macht für unsere neuen Unterdrücker. — Wozu noch sich mühen, wozu noch arbeiten im Dienst der Freiheit? wozu den dumpfen Kopf noch aufklären durch Unterricht und Studien? wozu das widerspänstige Herz noch zwingen unter das ehrende Joch der Besonnenheit und der Selbstentsagung? Die Revolution, diese neueste Dampfmaschine der Geschichte, arbeitet ja für uns! die Revolution ist ja der wahre Doctor Eisenbart, der für jeden Schmerz ein Pflästerchen, für jedes Leiden ein Tränkchen hat! Hat der Staat kein Geld? macht Revolution! Schlägt das Bier auf im Preise? macht Revolution! Können die Schneider keine Röcke mehr verkaufen? macht Revolution! Will das Publikum eure Bücher nicht lesen? Nur immer und um jeden Preis Revolution! Die Anarchie ist die vollkommenste Staatsform, und die Revolution in Permanenz der sicherste Weg zu ihr zu gelangen — also frisch vorwärts, Revolution!!

. . . . .

Nun denn, es ist euch gewährt worden, wie ihr gebeten habt; mit demselben Maß seid ihr gemessen worden, das ihr euch selber ausgesucht — beschwere sich nun Niemand, daß es zu knapp für ihn. — Ihr habt euch gerühmt mit der Schnelligkeit, mit welcher die Bewegung des Jahres acht und vierzig sich verbreitete;

die Leichtigkeit ihres Sieges hat Euch entzückt. Aber so ist ja die Schnelligkeit von damals Schneckenträgheit gegen die Gedankeneile, mit welcher dieselbe Bewegung wieder rückläufig geworden ist! aber so war euer damaliger Sieg ja eine wahre Herkulesarbeit gegen die spielende Leichtigkeit, mit der eure Errungenschaften euch seitdem wieder abgerungen worden sind! Die Furcht der Gegner hattet ihr zum Bundesgenossen gehabt, und wart doch keck genug gewesen, die Freiheit selbst für euren Vorkämpfer auszugeben; — so seid denn auch ihr jetzt durch die Furcht besiegt worden, eure eigne armselige schlotternde Furcht, im Vergleich mit der eure Gegner von ehemals noch dastehen wie Helden, und wenn jetzt hinwieder eure Ueberwinder sich ihres Muthes und ihrer Weisheit rühmen, so geschieht euch auch damit Recht und ist das nur das gebührende Paroli eurer früheren Prahlerei. Der armen rohen Masse habt ihr geschmeichelt, habt an die Kraft ihrer Knochen appellirt, habt Spekulation getrieben mit ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer Unwissenheit, ihrem Hunger — so hat man euch auch diese Künste abgelernt! so hat man die rohe, blöde Masse in bunte Röcke gesteckt, hat ihnen Gewehre gegeben und hat euch mit derselben Kraft der Knochen zu Paaren getrieben, mit der ihr ehemals so hübsch kokettirt! so hat man dem hungernden Proletarier gesagt,

die Freiheit wäre Schuld daran, daß er kein Brod mehr habe, hat Treubündler geworben in denselben Werkstätten, wo ihr ehedem eure Aufruhrplakate verbreitetet, und hat aus Sackträgern und Eckenstehern Todtschlägerbanden gebildet zum Schutz für Ordnung und Sicherheit! Mit der Anarchie habt ihr geliebäugelt — und in die Anarchie, die uniformirte, wohldekorirte, aber darum nichts weniger die Anarchie, sind wir gerathen! Für die Revolution habt ihr geschwärmt, um Revolutionen habt ihr gebeten — nun gut, der Himmel hat Euch erhört: ihr habt Revolutionen bekommen von allen Nummern und Sorten, Kabinets- und Palast-, Soldaten- und Junkerrevolutionen, freiwillige und oktroyirte, bewaffnete und diplomatische, dilettantische und privilegirte, Revolutionen, so zahlreich, so in Masse — ich fürchte sehr, ihr werdet Jahrzehente daran zu zehren haben und noch nicht damit fertig werden. —

Diese Nemesis, großartiger und vollständiger, genauer und erschöpfender, als je ein Poet im regelrechtesten Drama dieselbe hat walten lassen, beginnt schon in der letzten Hälfte, vielleicht schon in der Mitte des Jahres acht und vierzig; sie steigert und vollendet sich in dem nächstfolgenden, dem Jahre, mit dessen Geschichte diese Blätter sich beschäftigen sollen.

Die meisten unserer Publizisten machen es sich mit

der Bedeutung des Jahres neun und vierzig ziemlich leicht und sind sehr schnell fertig damit, indem sie es kurzweg als den absoluten Gegensatz, die eigentliche Umkehr und Widerlegung des Jahres acht und vierzig charakterisiren.

Kurz und leicht ist diese Charakteristik freilich und auch für die Masse ziemlich augenfällig: aber, mit Erlaubniß, auch ziemlich oberflächlich. Nicht der Gegensatz seines Vorgängers ist das Jahr neun und vierzig, vielmehr seine Wiederholung, sogar seine potenzirte und vergröberte Wiederholung; nur die Namen der Akteurs haben sich verändert, das Stück ist dasselbe — und auch der Ausgang wird es sein. — Das Jahr neun und vierzig ist das Spiegelbild des Jahres acht und vierzig, aber im Hohlspiegel: riesenhaft vergrößert und mit dem Kopf nach unten; wer sich auf Spiegelbilder versteht, erkennt durch alle Verzerrungen hindurch doch noch immer das alte Antlitz — das Medusenantlitz der Revolution!

Denn auch dies ist eine sehr verbreitete, aber auch sehr irrthümliche Ansicht, als ob das Jahr neun und vierzig, im Vergleich zu dem vergangenen, blos ein Jahr der Reaktion wäre. Acht und vierzig die Revolution, neun und vierzig die Reaktion, das scheint auf einander zu passen, wie Topf und Deckel, und selbst unsere rab=

biatesten Freiheitmänner fangen an sich bei dem Naturgemäßen dieses Verlaufes zu beruhigen.

Allein wenn es nur so wäre! Eine Reaktion vom Rausch zur Nüchternheit, von der Leidenschaft zur Ueberlegung, von der Ausschweifung zum Maß wäre allerdings etwas sehr Naturgemäßes, zugleich auch etwas sehr Heilsames gewesen. Ja selbst wenn diese Reaktion von einiger Ermüdung, einiger Abspannung begleitet gewesen wäre, wenn die Bewegung, indem sie in das Bett der friedlichen Entwicklung zurückkehrte, einige Augenblicke sogar hätte still zu stehen geschienen — wir hätten es nicht loben, aber entschuldigen, aber ertragen wollen; es wäre noch immer nicht zum zehnten Theil so verderblich, noch nicht zum hundertsten so schmachvoll gewesen, wie das, was uns wirklich betroffen hat.

Nämlich dies vielmehr ist das wahre Sachverhältniß: nicht das Jahr der Reaktion ist das Jahr neun und vierzig, nein, sondern das Jahr der Kontrerevolution. — Man hat einen Teufel mit dem andern vertrieben, und dabei ist es uns gegangen wie es von dem Besessenen in der Bibel heißt: der da wieder kam, hat sieben andere mit sich gebracht, ärger denn er; auf den Rausch der Revolution haben wir, nach Studentenart, einen zweiten der Kontrerevolution gesetzt — weiß Gott, ob und wann wir jemals wieder zu Sinnen kommen!

Eine Revolution ist überall, wo ein vorhandener Rechtszustand auf gewaltsame Weise aufgehoben wird; wo Gesetz und Recht aufhört und die Gewalt beginnt, beginnt auch die Revolution. —

In diesem Sinne hat das Jahr neun und vierzig allerdings das Jahr acht und vierzig aufgehoben: aber nur indem es das Prinzip desselben wiederholte und in dieser Wiederholung noch übertraf; der Tyrann ist übertyrannt, die Revolution ist überrevolutionirt worden. — Jene ganze Reihe rettender Thaten, mit denen die Völker Europas seit anderthalb Jahren überschüttet worden sind und deren Born, wie es scheint, noch lange, lange nicht versiegt ist — sie sind in der That nicht mehr noch weniger gewesen, als ebenfalls Revolutionen. Oktroyiren ist nur der verschönerte, der gleichsam ins Diplomatische übersetzte Ausdruck für Revolutioniren. Ob das Recht von oben gebrochen wird oder von unten, Rechtsbruch bleibt Rechtsbruch; ob ein König verjagt wird oder ein vom Gesetz sanktionirtes, gesetzlich verbürgtes Parlament, ob einer Regierung eine Verfassung gewaltsam ab- oder einem Volke eine andere nicht minder gewaltsam aufgedrungen, ob die Revolution gemacht wird im Namen der Freiheit oder im Namen der Ordnung, Revolution ist das Eine wie das Andere; ob die Anstifter und Werkzeuge solcher Gewaltthaten Minister

sind oder Klubredner, ob sie Pickelhauben tragen oder Kalabreser, ob sie Blut vergießen oder blos Tinte, Revolutionäre sind sie alle beide. Es ist nöthig, dies fort und fort und immer wieder auszusprechen, damit zum wenigsten die feigherzige Schönthuerei aufhöre, hinter der unsere zur Zeit siegreichen Revolutionäre sich verkriechen! damit die den Muth gehabt haben, ihre Macht auf keinen andern Freibrief zu gründen, als den der Gewalt, und auf keinen andern Titel Rechtens, als das Recht der Noth, nun auch zum mindesten den weiteren Muth haben, sich zu bekennen als Herrschende Kraft der Gewalt, als Sieger durch Nothwehr! damit das Nebelbild von Recht und Gesetzlichkeit, mit dem die glücklichen Aufrührer sich umkleiden, zerflattere endlich in das Nichts, aus dem es gewoben ist! damit der Sinn des Volks nicht länger systematisch in Verwirrung gesetzt, damit der letzte dürftige Rest von Wahrheit und Rechtsgefühl nicht völlig zum Gespötte werde, darum, weil heut Weiß heißt, was gestern Schwarz war, rettende That, was gestern Verrath und Aufruhr, heut mit Bürgerkronen gelohnt wird, worauf gestern noch, wär' es verunglückt, der Galgen stand!

Wiewohl einige Unterschiede dabei doch stattfinden; wir wollen sie nicht verschweigen. — Revolutionsjahre sind sie freilich alle beide, acht und vierzig

wie neun und vierzig. Aber die Revolution vom Jahre acht und vierzig wurde — leider können wir nicht sagen überall im Geist, aber doch wenigstens im Namen der Freiheit, doch wenigstens im Streben, wenigstens in der Sehnsucht nach ihr gemacht; wie gefährlich dieser Weg immerhin sein mochte, es sollte doch wenigstens die allgemeine Wohlfahrt, allgemeine Freiheit dadurch befördert werden.

Die siegreichen Revolutionen des Jahres neun und vierzig dagegen sind nur gegen die Freiheit, nur zu Gunsten einzelner Dynastien und ihrer Sonderrechte unternommen worden. Um so viel höher, das Allgemeine als das Einzelne, um so viel höher in unserer sittlichen Schätzung steht das Jahr acht und vierzig über dem Jahre neun und vierzig; um so viel edler die Freiheit, um so viel nichtswürdiger die Knechtschaft, um so viel erhebender, bei all ihren Thorheiten, ihren Irrthümern, ihren Verbrechen sogar, ist die Bewegung des Jahres acht und vierzig, um so viel niederbeugender, so viel schmachvoller ist die von neun und vierzig. — Auch am Rausch noch wird die Güte des Weines erprobt. Der Rausch von acht und vierzig, wie hohl, wie toll in seinen meisten Erscheinungen — immerhin, es war bei alledem doch ein Rausch der Freiheit, es war doch eine in ihrem Ursprung edle, stolze, preiswürdige Begeisterung, welche die Herzen ergriffen hatte!

Dagegen dieser Fuselrausch der nackten, brutalen Gewalt, in dem die dermaligen Machthaber Europas schwelgen, ist gemein und ekelhaft wie sein Ursprung, und ein noch viel entsetzlicherer Katzenjammer wird ihm folgen.

Ein wesentlicher Unterschied ist ferner auch der, daß die Revolution von acht und vierzig, wenn auch nicht eigentlich vom Volke ausging (wir haben uns über diesen Punkt bereits oben des Näheren erklärt), so doch allerdings vom Volke getragen ward und sich der Völker, als ihrer Werkzeuge, bediente. Dagegen die Revolutionen, die wir im Jahre neun und vierzig triumphiren sehen, gehen sämmtlich von den Regierungen aus: das heißt also von derselben Stelle, wo, nach der natürlichen Ordnung und dem eingeborenen Begriff alles staatlichen Lebens, vielmehr der eigentliche Grundstein alles Rechts und aller Ordnung beruhen sollte; die sich sonst so gern rühmen lassen als die von Gott selbst eingesetzten Hüter des Gesetzes, entweihen es am ersten; dieselben Hände, die Gesetz und Recht noch schirmen sollten, wenn die ganze Welt sich wider sie empörte, sind die ersten diesmal, sie zu verletzen.

Wir wissen allerdings, daß es Leute gibt, welche selbst die Möglichkeit in Abrede stellen, daß dergleichen überhaupt nur passiren kann; Leute, so durchdrungen

entweder von wirklicher Ehrfurcht vor der jedesmaligen Gewalt, oder aber (wir lassen es dahingestellt) so geschickt und so beflissen, diese Ehrfurcht zu erheucheln, daß sie Alles und Jedes, was von der regierenden Gewalt ausgeht, auch schon um deswillen nicht blos weise und zweckmäßig, sondern auch gerecht und sittlich finden. — Kann Gott ein Unrecht thun? Welche Frage! Schon der Begriff der Gottheit an sich verbietet sie aufzuwerfen. Ganz ebenso aber, behaupten diese Leute, liegt es auch im Begriff der Obrigkeit, als welche das Ebenbild Gottes und seine Statthalterschaft auf Erden ist, daß sie ebenfalls kein Unrecht thun kann. Quod licet Jovi, non licet bovi. Midas, was er berührte, verwandelte er in Gold; die alten Könige von Frankreich, durch bloßes Auflegen ihrer Hände, heilten Kröpfe, die Könige von Spanien die Fallsucht — lauter Symbole für die heilende, reinigende Macht, welche dem Herrscherthum beiwohnt und die sich, setzen sie hinzu, auch auf das Sittliche erstreckt. Auch die grinsende Maske der Revolution, wo ein König sie vornimmt, verwandelt sich in Wohlgestalt; auch Verrath, Meineid, Aufruhr und wie die Heerschaar politischer Verbrechen weiter heißt, kann immer nur von den Völkern, immer nur von den Dienenden begangen werden. Wo eine Regierung, im Drang der Umstände, sich gemüßigt sieht zu Mitteln

dieser Art zu greifen, da ist es dasselbe, als wenn die göttliche Vorsehung, in ihrer unergründlichen Weisheit, Brand, Pest, Elend über ein Land verhängt; da sind es eben Mittel, welche, um ihres erhabenen Zweckes willen und in dieser Hand, das Verwerfliche abstreifen, das ihnen ursprünglich anklebt; da sind es Akte höherer Staatsweisheit, welche wir, in ihrem geheimnißvollen Dunkel, ebenso geduldig aufnehmen und ebenso demüthig verehren müssen, wie die unerforschlichen Pläne der Vorsehung, auch da sogar, wo sie uns selbst zerschmettern. Im Mittelalter, unter den Kraftmännern der damaligen theologischen Sophistik, war es eine beliebte Streitfrage, ob Gott, indem er allmächtig sei, auch die Kraft habe, die Gesetze des Denkens aufzuheben und, beispielsweise, aus zwei mal zwei fünf zu machen. Unsere dermaligen politischen Sophisten, diese Kraftmänner der Legitimität, deren ganze staatsmännische Weisheit sich in Belagerungszustand, Füsiliren und Aufhängen erschöpft, gehen noch viel weiter: sie sind nicht nur des Glaubens, daß diese vermeintliche göttliche Kraft allerdings existire, o nein, sie behaupten auch, daß sie, mit den übrigen göttlichen Eigenschaften und Machtvollkommenheiten, übergegangen und vererbt sei an die Regierungen; sie betrachten es als das Attribut einer „starken" Regierung, sie finden eine Bestätigung ihres erhabenen Ursprungs

darin, je häufiger eine Regierung von diesem göttlichen Vorrecht Gebrauch macht, je weniger sie um das Ein mal Eins bürgerlicher Ehrlichkeit sich kümmert, je unverholener sie an die Gewalt, als ihre höchste, eigentlichste Beglaubigung, appellirt!

Leuten dieser Art müssen denn natürlich auch die Begriffe Regierung, oder noch genauer Königthum und Revolution durchaus unvereinbar erscheinen; in unsrer Behauptung, daß auch das Jahr neun und vierzig, dieses Jahr, wie sie versichern, der wiederhergestellten Ordnung und Gesetzlichkeit, ein durchweg revolutionäres ist, und daß an der Spitze dieser Revolutionen niemand Geringeres steht als die Regierungen, müssen sie nicht nur einen Aberwitz erblicken, sondern obenein noch einen Hochverrath.

Könnten bei Leuten dieser Art Gründe und Beispiele überhaupt noch verfangen (sie verfangen in der That aber nicht: bei den Einen nicht, weil sie selbst keine haben für ihre eigene Meinung, sondern sie folgen dabei lediglich dem Instinkt ihrer furchtsam knechtischen Natur, bei den Andern nicht, weil sie im Gegentheil, was für Gründe man ihnen auch aufstellen möchte, allemal noch triftigere haben — nämlich Gründe des eigenen Nutzens, der bekanntlich, für gewisse Seelen, unwiderruflich und unwiderlegbar, der Grund der Gründe

ist), so würden wir sie einfach auf die Jahrbücher der Geschichte verweisen. Da würden sie auf jedem Blatte lesen können, daß, von Urzeiten her, Revolutionen nichts weniger als nur ein Privilegium der Völker gewesen sind, keine blos plebeje, sondern im Gegentheil eine sehr noble, eine Passion von Ministern, Prinzen, Königen; da können sie sich überzeugen, daß, was Zahl und Menge betrifft, die Revolutionen der Völker wahrhaft in nichts verschwinden gegen die ungeheure Zahl von Palastrevolutionen, Staatsstreichen und Umwälzungen, welche, in den verschiedensten Jahrhunderten, zu Gunsten dynastischer und persönlicher Zwecke, von den Höfen und ihrem Anhange ausgegangen sind; da können sie nachrechnen, daß alles Blut, das jemals in den Revolutionen der Völker vergossen worden, nur ein Tropfen ist zum Höchsten gegen diesen Ocean von Blut und Greuelthat und Elend, in welchem die Gewaltstreiche der Herrscher ganze Generationen, ganze Völker ertränkt haben; ja überzeugen können sie sich da, daß die Völker, noch in den Epochen ihrer größten Verwilderung, wahrhaft wie Kinder dastehn, blöde, unschuldvolle Kinder, gegen dies Uebermaß von Verderbtheit und Schande auf der andern Seite!

Allerdings, wie eine Wahrheit sich nie so ganz todt machen läßt, daß ihre Spur nicht aus der verkehrtesten

Auffassung noch hervorleuchtete, so auch der eben besprochnen Ansicht liegt, wenn auch in schmählichster Entstellung, eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Es ist allerdings richtig, daß, wie der Staat überhaupt eine Entfaltung und Verwirklichung des Göttlichen ist, so auch vor Allem die herrschende Gewalt im Staat, als der vollkommenste und reinste Ausdruck desselben, in der That ein Abbild Gottes sein und in Weisheit, Reinheit, Gerechtigkeit diesem erhabensten Muster nachstreben soll; es ist richtig, daß auch der Dienst des Staats, wie jeder Dienst der Oeffentlichkeit, sei es in der Wissenschaft, der Kunst oder dem öffentlichen Leben, nicht blos ein Ministerium, sondern zugleich ein Mysterium, nicht blos ein Beamten-, sondern zugleich ein Priesterthum ist und daß auch der Staat als solcher ein religiöses Element allerdings in sich schließt. — Von ganzem Herzen bekennen wir uns zu dieser Ansicht und werden uns auch durch das mitleidige Achselzucken derjenigen, welche sich mit dem Wesen des Staats ein für allemal abgefunden zu haben meinen, indem sie ihn als ein blos juristisches, ein bloßes Kontraktsverhältniß definiren, nicht darin irre machen lassen.

Allein so ist es, nach unserm Dafürhalten, im Gegentheil nur um so entsetzlicher, wenn, wie es in diesem Augenblick fast überall in Europa der Fall ist, der

Staat dieses seines göttlichen Ursprungs so ganz vergißt, seiner angebornen göttlichen Bestimmung sich so ganz überhebt, daß er, statt der Träger der allgemeinen Gerechtigkeit, Weisheit und Sittlichkeit zu sein, sich vielmehr hergibt zum Deckmantel des allgemeinen Unrechts, der Thorheit und Unsittlichkeit; so müssen wir um so schwerere Anklage gegen die zeitigen Lenker unserer Staaten erheben, daß sie ihr Priesterthum so ganz mit Füßen getreten haben und haben gewetteifert mit der entfesselten Leidenschaft der Völker, wer den andern überbieten könnte an Gewaltthat und Unrecht; so müssen wir für Null erklären die Weisheit unserer dermaligen Staatsmänner, daß sie kein andres Mittel gewußt haben, die Revolution zu bekämpfen, als wiederum die Revolution; so ist ihre Schuld um so größer, wird ihre Strafe um so zerschmetternder sein, je mehr es ihre Pflicht war und ihr Beruf, hier wenigstens einen Damm aufzuwerfen gegen den Wahnwitz der Zeit, hier wenigstens dem gefährdeten Recht, der verläugneten Sittlichkeit eine Freistatt zu eröffnen!

Zwar sie entschuldigen sich mit ihrer guten Absicht; sie pochen auf die Erfolge, die sie errungen zu haben meinen; sie rühmen sich der Stille, welche sie umgibt und die sie für ein Zeichen der wiederhergestellten Ordnung nehmen ....

Betrogene Betrüger, die sie sind! Und ihr wißt

wirklich nicht, Verblendete, daß diese Stille, die euch umgibt, nur das dumpfe Schweigen ist, welches dem Orkan vorhergeht? und ihr seht das Grab nicht, das schon zu euren Füßen gähnt und das ihr selbst, mit eignen Händen, euch gegraben habt? Jetzt erst, ja gewiß erst jetzt hat die Revolution wahrhaft gesiegt, jetzt erst, auf Menschenalter hin, ist jede Aussicht einer glücklichen Lösung, jede Hoffnung auf bessere Zeit verschwunden! Wir haben es beklagt, daß die Völker sich bethören ließen durch die Doktrin von der allein rettenden, allein seligmachenden Revolution: aber erst jetzt, da auch die Regierungen sich zu dieser Doktrin bekannt haben, erst seit diesem Jahre neun und vierzig, da dieselbe auch von Ministern und Königen adoptirt worden ist, erst jetzt, gebt acht! wird die ganze furchtbare Wirksamkeit dieser Lehre sich entfalten. Nicht als die Revolution den Regierungen den Krieg erklärte, war sie ihnen am verderblichsten: jetzt erst ist sie es, da die Regierungen selbst sie zu ihrer Verbündeten geworben haben. So lange die Revolution sich nur auf der Straße hielt, so lange es nur die Leidenschaft der Massen war, die sich an ihr entzündete, so lange war die Gefahr nur halb: jetzt erst, seitdem sie, im Gewand der Kontrerevolution, unter der Maske der rettenden Thaten, Platz genommen hat im Rath unsrer Fürsten, im Kabinet

unsrer Staatsmänner, jetzt erst taumeln wir am Abgrund! jetzt erst wird die Revolution in Wahrheit ihren Weg um die Erde machen! — Wie haben wir vorhin gesagt? Es sei einerlei, sagten wir, ob das Gesetz vom Volke gebrochen werde oder von der Regierung, ob die Revolution von unten komme oder von oben? Nicht doch, wir widerrufen — oder wenigstens wir eilen, unseren Ausspruch zu berichtigen: es ist nicht gleich, nein, sondern so viel göttlicher der Beruf der Regierung ist, so viel höher die Pflicht der Herrschenden, so viel fester sie halten sollen an Recht, Gesetz und Sitte, als der alleinigen Grundlage aller Herrschaft und alles staatlichen Lebens, so viel größer ist die Schuld der Regierungen als die der Nationen, so viel werden die Revolutionen der Völker noch übertroffen an Verderblichkeit durch die Kontrerevolutionen der Kabinette. — —

Einen weiteren Unterschied in dem revolutionären Charakter der Jahre acht und vierzig und neun und vierzig erkennen wir darin, daß jene, die Revolution von acht und vierzig, entstanden ist — wir behaupten nicht ohne persönliche Veranlassung und Verschuldung: im Gegentheil, es ist nur zu viel Anlaß von allen Seiten dazu gegeben worden, die allgemeine Schuld, in welche wir Alle versunken waren, Regierungen wie Völker, hat uns diese Revolution erzeugt.

Allein so ist diese Verschuldung doch nirgend eine wissentliche gewesen, so ist doch die Revolution von acht und vierzig, als solche, doch von Niemand eigentlich gewollt und beabsichtigt worden: sondern sie ist eingetreten, um den früher gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, als ein Naturprozeß, als eine Nothwendigkeit im Entwicklungsgang der Dinge, die wir recht sehr beklagen mögen, die gleichwohl nach dem, was einmal vorausgegangen war und was als Thatsache feststand, von Niemand mehr hintertrieben oder abgeändert werden konnte.

Damit soll keineswegs geläugnet werden, daß es nicht auch schon vor dem Jahre acht und vierzig in verschiedenen Ländern Europas einzelne Männer und vielleicht sogar ganze Parteien gegeben, welche allerdings auf die Revolution, als ihr absichtliches und bewußtes Ziel, ausdrücklich hingearbeitet haben; noch auch vermögen wir den Beweis zu führen, daß die einzelnen revolutionären Auftritte, mit denen die große Umwälzung des Jahres acht und vierzig sich eröffnet, überall ohne alles Zuthun dieser Männer und Parteien vor sich gegangen sind — oder mit andern Worten, daß jene revolutionäre Propaganda, mit der unsere neubekehrten guten Bürger sich selbst und Andere so gern graulich machen, wirklich und in der That nur ein bloßes Hirngespinnst ist.

Was wir dagegen läugnen und jederzeit läugnen werden, das ist, daß diese einzelnen persönlichen Bestrebungen, wo sie vorhanden gewesen sind, auf den Gang der Ereignisse und namentlich auf den Ausbruch der Revolution, den geringsten Einfluß geübt haben. — Es kann sein, wie gesagt, daß eine revolutionäre Propaganda, eine Propaganda, welche sich die Revolution zum Geschäft gemacht, schon damals existirt hat. Aber jedenfalls, behaupten wir, hat dieselbe sich alsdann eine sehr überflüssige Mühe gegeben und diejenigen, welche die Umwälzungen von acht und vierzig, ganz oder zum Theil, der geheimen Thätigkeit derartiger Propagandisten zuschreiben, bleiben darum doch dieselben Kindsköpfe, als welche sie schon längst bei allen Verständigen gegolten haben. Mit Schwefelfaden wird keine Welt in Flammen gesetzt; wo sie jedoch einmal in Flammen steht, nun da mag in Gottes Namen auch noch ein Verschwörer sein winziges bischen Zunder mit dazu legen, es ist ein Privatvergnügen, das er sich macht, der Weltbrand selbst wird weder größer noch kleiner dadurch.

Ganz anders die Kontrerevolution des Jahres neun und vierzig. Natürlich ist, was den inneren Gang derselben betrifft, Vieles, sogar das Meiste in diesem Augenblick noch im Dunkeln. Die Fäden, welche die

Diplomatie spinnt, sind zwar nicht von edleren Stoff, wahrhaftig nicht! aber wenigstens feiner, wenigstens künstlicher pflegen sie zu sein, als jene Narrenseile waren, mit denen die Klubredner und Volkshelden aus dem Sommer acht und vierzig die Masse leiten zu können meinten: und so wird denn freilich wohl noch einige Zeit vergehen, bis auch für diese Mysterien der Tag der „Enthüllungen" anbricht. Aber daß der Kontrerevolution, welche in diesem Augenblick Europa beherrscht, ein gemeinsamer Plan zu Grunde liegt, ein Plan, über den die Theilnehmer sich bereits im Sommer acht und vierzig, ja vermuthlich noch früher, vermuthlich gleich in den ersten Wochen der Revolution verständigt hatten und der seitdem Schritt vor Schritt mit bewundernswerther Uebereinstimmung und Konsequenz zur Ausführung gebracht worden ist — dafür liegt der Beweis schon jetzt in einer solchen Reihe von Thatsachen vor, daß man entweder wirklich keine Augen haben muß oder keine haben will, um darüber noch in Zweifel zu sein.

Die Revolution von acht und vierzig also war, so zu sagen, eine naturwüchsige, spontane, freiwillige — die von neun und vierzig, wie sie persönlichen Zwecken und Absichten dient, ist eine künstlich veranstaltete, überlegte, vorgenommene; das Jahr acht und vierzig, wie immer, war eine Schickung, eine Kalamität, wenn man will —

daß das Jahr neun und vierzig so geworden ist, wie es ist, verdanken wir, menschlich gesprochen, der Intrigue und Selbstsucht wenig einzelner Persönlichkeiten. Selbst das große Publikum hat instinktmäßig einen sehr richtigen Begriff von diesem Unterschiede. Jene Vorstellung einer revolutionären Propaganda, mit der man sich in gewissen Kreisen über die Ereignisse von acht und vierzig zu trösten sucht, ist niemals populär geworden; immer, wo von diesem Jahre die Rede ist, hört man, bei allen Klagen, allen Verwünschungen, in denen allmälig auch die große Masse sich ergeht, allemal den Zusatz: je nun, was half es, es konnte nicht anders gehn, es mußte so kommen. Dagegen, wo das Gespräch auf die unselige Wendung des Jahres neun und vierzig kommt, da mit derselben Regelmäßigkeit, derselben Einstimmigkeit aus jedem Munde heißt es: ja wenn die Fürsten gewollt hätten! wenn jener Mann nicht, dieser anders gewesen wäre, als er ist! da überall, von allen Lippen, kehren immer dieselben drei, vier Namen wieder, denen alle Schuld der letzten Ereignisse zugewälzt, auf die aller Grimm der Enttäuschung, aller Fluch des Hasses geworfen wird!

Denn eine Schicksalsfügung, wie hart sie sei, erträgt man, sogar, sie dient bei nicht völlig verwahrlosten Naturen, zu einer innern Erhebung und Läute-

rung. Dahingegen wo wir das Unglück, das uns trifft, nicht dem ewig waltenden Schicksal, wo wir es der Bosheit oder Thorheit einzelner Menschen zuschreiben müssen, da ist von keiner Erhebung, keiner Läuterung mehr die Rede, sondern da, in dem empörten Herzen, entsteht Haß, Grimm, Wuth, die um so entsetzlicher werden, je ohnmächtiger sie sich für den Augenblick fühlen. — Welche Perspektive in unsere nächste Zukunft sich damit eröffnet, brauchen wir nicht erst auszuführen.

Endlich noch ein vierter Umstand. In jeder Lüge, sagten wir vorhin, und jeder Verdrehung liegt noch immer ein Körnchen Wahrheit eingeschlossen. Ganz ebenso hat auch jede Revolution den instinktmäßigen Trieb, so bald wie möglich wieder einzulenken in die Bahn der Gesetzlichkeit und sich, aus der Revolution, zu veredeln zur Reform. Da hilft kein Anstacheln der Demagogen, kein Fanatismus revolutionärer Doktrinäre, welche das Vaterland gerettet zu haben glauben, indem sie (— kindische Redensart, oder wo nicht kindische, da jedenfalls verbrecherische!) die Revolution in Permanenz erklären: der Boden des Gesetzes und der Sitte ist zu sehr der natürliche Boden alles staatlichen, ja alles geselligen, alles menschlichen Lebens, als daß ein Volk, wo es durch unglückliches Verhängniß genöthigt worden ist, ihn zu verlassen, sich nicht aus allen Kräften beeilen

sollte, ihn wieder zu gewinnen. — Selbst die Revolution von acht und vierzig, wie planlos an sich und wie übel geleitet, dient dennoch ebenfalls zur Bestätigung unsers Satzes; auch sie zeigt, mitten noch unter ihren ersten Schrecken, überall das Bemühen, zum Abschluß zu gelangen und einer vernünftigen, gesetzmäßigen Entwicklung Platz zu machen. Wir wollen in dieser Hinsicht, statt aller andern Beispiele, nur an das sogenannte Vorparlament zu Frankfurt, sowie an den Zusammentritt des Vereinigten Landtags in Berlin erinnern, beides freilich, wie wir sehr wohl wissen, ein paar Dinge, die bei unsern dermaligen Freiheitmännern in schlechtestem Ansehn stehen, als Ergebnisse einer falschen und verderblichen Mäßigung, ja als die ersten Triumphe der Reaktion; nach unserm Dafürhalten dagegen glänzende Beweise jener instinktartigen Vernunft, welche den Völkern zuweilen inne wohnt und die von unsern Staatsmännern (oder denen, die sich dafür ausgeben,) nur besser benutzt werden sollte, um zu den herrlichsten und segensreichsten Resultaten zu führen.

Es ist wahr, die Revolution von acht und vierzig hat ihr Ziel nicht erreicht, schon nach den ersten Schritten, die sie auf der Bahn der Reform gethan, ist sie stehen geblieben und sogar wieder umgekehrt. Aber das ist nur zum kleinern Theil ihre Schuld. Das größere

Hinderniß hat sie in der Kontrerevolution gefunden, zu deren oben berührten Plänen namentlich auch dies gehört, die Revolution, durch unzeitige und darum verbrecherische Nachgiebigkeit, durch halbe Maßregeln, zweideutige Zugeständnisse, schlechtverhüllte Intriguen immer mehr angereizt und dadurch endlich jene Ueberstürzung herbeigeführt zu haben, unter deren unglücklichen Folgen wir jezt Alle leiden. Die beiden äußersten Parteien, wie in vielen Stücken, so auch hierin haben einander redlich in die Hände gearbeitet; sie wollten beide die Revolution zu keinem Abschluß gelangen lassen, sie hatten beide ihre Freude daran, sie immer weiter und weiter zu hetzen — dafür werden sie auch beide in dem Abgrund einer neuen, künftigen Revolution ihren gemeinsamen Untergang finden. —

Die Kontrerevolution von neun und vierzig nun läßt von diesem Drange, zur Reform überzugehen, nichts verspüren. Von allen Verbrechen, welche sie auf sich geladen, ist dies ohne Zweifel das größte, von allen Anklagen, die sich gegen sie erheben lassen, diese ohne Zweifel die vernichtendste. Wir wollen der Kontrerevolution einräumen, was sie selbst nur irgend verlangen kann; wir wollen einräumen, daß es ebenfalls ein Zustand der Nothwehr gewesen ist, aus welchem sie hervorgegangen, daß jede erste Revolution eine zweite, ent-

gegengesetzte nothwendig gebiert und daß auch hinter den persönlichen Absichten und Intriguen, denen die Kontrerevolution ihren nächsten äußerlichen Ursprung verdankt, ebenfalls innere geschichtliche Nöthigungen, Entwicklungen und Pläne des Weltgeistes verborgen liegen.

Allein so dünkt es uns doch ein billiges Verlangen, daß auch die Kontrerevolution selbst sich in dieser ihrer geschichtlichen Stellung und Aufgabe begriffe; so wär' es doch das Wenigste, dünkt uns, was man von den siegreichen Helden der Kontrerevolution verlangen könnte, daß sie ihren Sieg mit Mäßigung benutzten und so, daß sie ihn, durch brutale Uebertreibung, nicht selbst wieder gefährdeten. — Es gibt Zeiten, wo eine Diktatur unumgänglich ist, ohne Frage. Aber jede Diktatur, auch die reinste, die gerechteste, muß ihr Ziel und ihre Grenzen haben; wie nun gar erst diese Diktatur der Gewalt und der rohen Stärke, die in diesem Augenblick in Europa aufgerichtet ist! Wäre — wir sagen gar nicht die Weisheit unsrer Machthaber größer, nur ihr Egoismus feiner, ihre Selbstsucht vorsichtiger, sie müßten das einsehn; sie müßten sich selbst sagen, daß der Becher der Gewalt nicht mit so groben, hastigen Zügen getrunken werden darf und daß, wollen sie die Revolution wirklich und dauerhaft überwinden, sie ihrerseits ebenfalls

so bald und so ehrlich, wie möglich, einlenken müssen in die Bahn einer vernünftigen, gesetzmäßigen Entwicklung.

Aber davon, wie gesagt, keine Spur! keine Spur, wohin immer wir blicken, von weiser — oder wo nicht weiser, doch wenigstens kluger, wenigstens schlauer Milde und Versöhnlichkeit! nirgend mehr ein Gedächtniß für die allernächste Vergangenheit! nirgend das Bemühen, die Wunden, die man uns geschlagen hat, zu kühlen, indem man sie umkränzt mit den Rosen der Freiheit und des Friedens! sondern überall Verfolgung, Haß, Rachsucht! überall eine Herrschaft, die gegründet ward im Namen der Gewalt, fortgeführt in demselben Namen! Unsere Diktatoren geberden sich alle, als ob sie nicht mehr Diktatoren, als ob sie bereits gewählte und ernannte Könige wären; sie wirthschaften alle, wie der Bauer in Sachsen sagt, auf den alten Kaiser hin, als ob der Krug der Gewalt niemals brechen, der goldene Tisch der Willkür niemals leer werden könnte. Die feierlichsten Zusagen werden gebrochen, wie leere Eierschalen; die heiligsten Gelübde werden umgangen, als wäre Wortbruch, nicht Worthalten die Ehre des Mannes; Volksbedürfnisse, die sich schon einmal so fürchterlich geltend gemacht, werden verläugnet, Forderungen der Geschichte, die schon einmal mit so eherner Faust

an die Paläste unserer Großen geklopft, werden verweigert und hingehalten, als wären sie wirklich, wofür man sie auszugeben sucht, grillenhafte Einfälle des Uebermuths, thörichte Gelüste einer aufgeregten Phantasie, die man durch Hungern und Versagen kuriren muß; Ehrlosigkeit, Feigheit, Schwäche werden belohnt, Ehre, Muth, Standhaftigkeit gerichtet und verfolgt, als wäre die urewige Ordnung der Dinge umgekehrt und Koth wäre Gold, Gold Koth geworden! Und das heißen sie den Staat retten? und das nennen sie der Hydra der Revolution den Kopf zertreten? Aber ich sage euch, es hat niemals schlimmere Revolutionäre gegeben als ihr seid! niemals, von keinem Propagandisten, keinem Emissär, ist so gewühlt, ist der Sinn des Volkes so vergiftet und verderbt, ist ein so trotziger Haß gegen Gesetz und Recht unter der Masse verbreitet worden, als es von euch geschieht! Ihr verlangt Treue -- und niemals hat die Welt so viele illustre Beispiele von Verrath und Treubruch gesehen, als jetzt von euch; ihr verlangt Dankbarkeit — und niemals, nicht in den schwärzesten Seelen aus dem Pöbel, hat so viel Undank gehauft, als jetzt, wetteifernd, von Fürsten und Fürstengünstlingen gezeigt wird; Mäßigung verlangt ihr und Geduld — und taumelt selbst, überladene Zecher, blindlings dem Abgrund entgegen; gespottet habt ihr über den Unverstand

der Völker und wie ungeschickt, wie unfähig sie wären, eine vernünftige und zweckgemäße Form politischen Daseins zu finden — nun, ihr habt jetzt das Steuer in Händen, ihr seid die allein Herrschenden, die allein Entscheidenden in ganz Europa, keine Parlamente, keine Volksversammlungen, durch lästige Zwischenreden, stören die Stille eurer Berathungen: und doch, ihr selbst habt es kein Hehl mehr, geräth der Karren alle Tage tiefer in den Dreck! und doch der ledernste Bierhauspolitiker von acht und vierzig, mit seinen Prophezeihungen und Entwürfen, ist niemals so elend, so jämmerlich bankerott geworden, als es in diesem Augenblick die ganze hoch gepriesene Weisheit eurer Diplomaten ist! Ihr wollt den Völkern die Revolution verleiden — und ihr gewöhnt sie daran, indem ihr, in bester Form und mit einem Anstand, als müßt' es nur so sein, das thut und das vollbringt, was selbst der tollsten Tollheit der Demagogen niemals gelungen ist, nämlich die Revolution permanent zu machen; Gehorsam endlich verlangt ihr und Achtung dem Gesetz — und ihr selbst tretet es mit Füßen! und niemals, auch nicht in den allerwüstesten Tagen des Jahres acht und vierzig, ist der erlauchte Name der Freiheit so geschändet worden von den Völkern, als der nicht minder heilige Name des Gesetzes, alle Tage, alle Stunden, geschändet wird von euch! — Wer Wind sät,

lautet ein altes Sprichwort, wird Sturm ernten. Diese aber säen Sturm, Verwüstung, Untergang — was, wenn die Sichel des Schnitters klirrt, wird ihre Ernte sein?!

Aus dieser Vereinigung widriger und unglücklicher Eigenschaften geht denn nun der, für unser Gefühl wenigstens, unsäglich wüste und abstoßende Charakter des Jahres neun und vierzig hervor. Wir sind keine Schwärmer für die Glorie von acht und vierzig, wir haben es oben bewiesen, mit mehr Offenherzigkeit, fürchten wir, als unsern Freunden lieb sein wird. Aber so können wir nicht verhehlen, daß bei alledem der Sommer acht und vierzig uns noch eine wahre Wonnezeit, ein wahres verlorenes Eden von Glück und Ehre dünkt gegen die faule Schande, die sich seitdem über Europa gebreitet hat; die schlimmsten Scenen des Bürgerkriegs, die blutigen Greuel eines Jahres drei und neunzig in Frankreich — sie kommen uns nicht so entsetzlich vor, wie dieser geheime Krieg Aller gegen Alle, diese durchgängige Auflösung aller Ehre, Wahrheit, Sittlichkeit, diese allgemeine Niederlage von Gesetz, Recht und Freiheit, welche das Jahr neun und vierzig charakterisirt!

Die Witzlinge der Kontrerevolution haben das Jahr acht und vierzig das „tolle Jahr“ getauft und haben sich Wunders eingebildet, was sie damit Neues

und Treffendes gesagt. Ach ihr guten Tröpfe, wenn ihr euch selbst sehen könntet in euren blutgetränkten Narrenjacken, ihr würdet zu der Ueberzeugung kommen, daß das Jahr neun und vierzig noch viel, viel toller ist! In der Tollheit von acht und vierzig war doch zum Wenigsten noch, wie es bei Shakespeare heißt, Methode: der Blödsinn von neun und vierzig dagegen, ohne Ziel, ohne Plan, überall nur von der Hand in den Mund lebend, taumelt so rathlos hin und her, daß unser Mitleid nur unserm Ekel, unser Ekel nur unserer Verachtung gleich kommt. Es ist, als ob das Jahr neun und vierzig dazu bestimmt gewesen sei, den Völkern der Erde noch einmal und in kolossalsten Lettern das alte Oxenstjerna'sche: — du siehst, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird — zu wiederholen. Nirgend ein schöpferischer Gedanke, nirgend eine Idee, welche den Keim neuer, glücklicher Entwicklungen in sich trägt! nirgend ein Charakter von wahrhafter Größe und Hoheit, nirgend eine That, an der der gesunkene Muth sich emporrichten kann! überall die greulichste Verwirrung, die widerwärtigste Lüge, der unnatürlichste Rollentausch! — Die die Freiheit zu retten vorgeben, vernichten sie; der Aufruhr gibt sich den Anschein, das Recht zu vertheidigen; Gesetz und Ordnung haben keine andere Zuflucht mehr als das Unrecht. In den Parla-

menten wird gesprochen und geredet, Einer sinkt dem Andern feierlich in die Arme, die Tribünen hallen wieder von Beifall und Rührung — aber in all dem Zungengedresche ist kein einziges Körnchen Wahrheit, unter all den glänzenden Helden des Wortes findet sich, da die Gefahr drängt, kein einziger Mann der That; die an Parlamenten reichste Epoche der europäischen Geschichte schließt damit, daß kein Mensch mehr von Parlamenten und Parlamentsverhandlungen wissen mag und die ganze parlamentarische Wirksamkeit in gründlichste Verachtung geräth.

Weiter. Die Parlamente werden auseinandergejagt oder beseitigt, die europäische Diplomatie, mit großem Geräusch, setzt sich an den wieder aufgerichteten grünen Tisch, die Telegraphen arbeiten, die Depeschen und Noten fliegen — aber vergebens unter all diesen Diplomaten suchst du nach einem einzigen Staatsmann und einem einzigen staatsmännischen, ja nur staatskünstlerischen Gedanken!

Aber vielleicht, was die Diplomaten vermissen lassen, werden wir bei den Soldaten finden? Die Kontrerevolution klirrt in Waffen; das Jahr neun und vierzig ist das Jahr der Soldatenherrschaft, die wüsten Zustände des dreißigjährigen Krieges erneuern sich und noch einmal, wie zu Zeiten der Wallenstein und Manns-

feld, hängt der Bestand eines Reiches, die Existenz einer Krone von dem Waffenglück und der Treue eines kühnen Soldaten ab. So werden wir vielleicht wenigstens hier jene starken, männlichen Charaktere finden, nach denen die Zeit sich sehnt? So taucht hier vielleicht jener eiserne Arm auf, dessen die Welt bedarf, nicht um sie zu heilen, nein, nur zunächst um sie zu züchtigen, und auch diese Züchtigung schon wird der Anfang der Heilung sein? Wir wollen der militärischen Despotie wahrlich nicht das Wort reden: aber bei so unselig verschwommenen, so ganz mark- und saftlosen Zuständen, wie die unsern, wäre ein glücklicher Soldat, der die zerbröckelnde Welt unter das starke Joch seines Willens zusammen nähme, immerhin schon ein Gewinn; die Diktatur des Soldaten, wie drückend an sich, ist doch immer noch erträglicher und ehrenvoller, als diese Diktatur der Schreiber und Löhnlinge, unter der wir dermalen seufzen. Der dunkle Drang der Massen erkennt das wiederum recht gut; aus mehr als einer Hütte Deutschlands stieg, unter dem Wirrsal von neun und vierzig, der Wunsch in die Höhe: wenn nur wenigstens ein Napoleon käme und diesen ganzen elenden Kram zusammenschmisse ...! Kommt er denn vielleicht? Unsere Generale sollen ja so viel Talent und Tapferkeit bewiesen haben, es sollen ja viele Lorbeeren geerntet worden sein in diesem Jahre

neun und vierzig, so viele Heerführer sind ja feierlichst von ihren dankbaren Bewunderern proklamirt worden als Säulen des Staats, Retter des Vaterlands: ist denn nicht vielleicht unter all diesen Vortrefflichen — wir verlangen gar nicht, ein Held von Arcole, nein, nur ein Mann des achtzehnten Brumaire, kein Wallenstein, nur ein Tilly wenigstens?!

Ach, weit gefehlt! Diese ganze, von den Einen so hoch gerühmte, den Andern so arg gefürchtete Soldateska von neun und vierzig ist nicht mehr noch weniger als die alte wohlbekannte Wachtparade von ehedem; Völker werden gedrillt, wie sonst Rekruten, Nationen auf Latten gelegt, wie sonst nur Militärsträflinge: Alles in purer Lieb' und Freundschaft, nicht aus Haß oder Tyrannei, bei Leibe nicht, das Reglement kennt weder Haß noch Tyrannei, und Alles, was geschieht, geschieht nur, weil es so im Reglement steht. Es ist die alte landesübliche Bureaukratie, nur mit Schleppsäbel und rothem Kragen — was kann daraus Großes, was nur Furchtbares kommen?! Selbst jene „Hyäne von Brescia," bei deren Namen ein Schrei des Entsetzens durch Europa geht, ist noch lange kein Tilly, nur ein brutaler Wachtmeister en gros: als Wachtmeister würd' er so und so viel Mann eigenhändig durchkarbatschen, als Alter ego seines Kaisers kommandirte er so und so viel Mann an den Galgen ....

Und wie nun gar erst, wenn wir die einzelnen Länder und Völker ins Auge fassen! In Frankreich eine Republik, über die jeden Morgen beim Aufstehen jeder Franzose sich wundert, daß sie nur noch existirt. An der Spitze dieser Republik ein Präsident, der von allen Seiten anerkannt ist als eine Null, ein Schwachkopf, ja der seine Wahl zum Präsidenten zum guten Theil eben dieser Nullität und Schwachköpfigkeit verdankt und der bei alledem doch fortwährend auf dem Sprunge stehen darf, eine Kaiserkrone zu setzen auf eben diesen hohlen Schädel. Ferner eine Nationalversammlung, absoluter Repräsentant des souveränen Volkes, hervorgegangen aus allgemeinstem Wahlrecht, und dabei in ihren Beschlüssen absolutistischer und freiheitfeindlicher, als die Kammern der Höchstbesteuerten unter Louis Philipp nur jemals gewesen sind. Endlich Minister, hervorgegangen zwar aus dem Sturz des Königthums, aber dessen ungeachtet auf nichts eifriger bedacht, als genau ganz dasselbe ins Werk zu setzen, um dessen Willen sie selbst, dieselben Männer! das Königthum gestürzt oder wenigstens seinem Fall kein Hinderniß entgegengesetzt haben: dieselben Intriguen, dieselbe Käuflichkeit im Innern, dieselbe Schwäche, derselbe Schacher mit Frankreichs Ehre nach außen hin!

In England ein Ministerium, das sich nicht laut

genug zu rühmen weiß als letzter Hort der Freiheit in Europa — und das dabei höchst unbekümmert Italien Preis gibt und Ungarn, thatlos, verbluten läßt; eine Börse, welche sich mit vieler Emphase das Wort darauf gibt, dem Kaiser von Rußland, wegen seiner abscheulichen Politik, kein Geld mehr zu leihen, selbst gegen gute Zinsen nicht — und die es doch vollkommen in der Ordnung findet und sehr befriedigt davon ist, daß die englische Regierung ihre Schutzbefohlenen auf den ionischen Inseln knuten und hängen läßt, so munter weg, wie es nur immer unter dem Scepter des russischen Kaisers geschehen könnte.

In Dänemark die Pöbelherrschaft triumphirend in Kopenhagen, die Männer des Gesetzes und der Ordnung in Schleswig-Holstein als Aufrührer und Rebellen bekämpfend, die legitimen Regierungen Europas aber auf Seiten — wessen? des Gesetzes und der Ordnung? O nein: der Pöbelherrschaft in Kopenhagen; dieselbe Revolution, gegen die sie im eignen Land Feuer und Schwert aufbieten, unterstützen sie in Dänemark, dieselbe Gesetzlichkeit und Treue, die sie bei ihren eignen Unterthanen so schmerzlich vermissen, wird von ihnen an der Eider verrathen und verfolgt.

Ganz dasselbe Verhältniß findet zwischen Oesterreich und Ungarn statt. Die eigentlichen Aufrührer, diejeni-

gen, welche den unzweideutigen Buchstaben einer ererbten und beschworenen Verfassung gebrochen haben, sitzen zu Wien in der Hofburg oder führen, Paladine der Loyalität, die kaiserlichen Heere; für sie gibt es Orden und Ehrenkreuze, zu ihrem Beistande rückt Rußland, dieser allgemeine Protector der Legitimität, ins Feld — der ungarische Husar, der sich mit lautem vivat rex noster Ferdinandus quintus! zu Ehren der alten Reichsverfassung und ihres guten Rechtes in die Schlacht stürzt, ist ein Rebell, so gut wie der Schleswig-Holsteiner.

Richten wir unsern Blick nach Deutschland. In Deutschland ein Parlament, welches, unter Glockengeläut und Kanonendonner, eine Verfassung verkündet, an die Niemand glaubt, am Wenigsten diejenigen, welche sie selbst verkündigen, und eine Krone austheilt, von der die Einen wissen, daß sie nicht angenommen werden wird, und der die Andern, falls sie dennoch angenommen werden sollte, zum Voraus entschlossen sind, nicht zu gehorchen. Ein Kampf für Aufrechthaltung dieser Verfassung angeregt, der Bürgerkrieg für sie entzündet von eben den Männern, die seit Monaten nicht müde geworden sind, ganz dieselbe Verfassung als verrätherisch und elend zu brandmarken und die, wenn dieselbe wirklich Bestand gewönne, die Allerersten sein würden, sie zu brechen. Die Kämpfer für Verfassung und Gesetz gelten ebenfalls wie-

derum für Rebellen, und die Soldaten, welche gegen sie entboten werden, dürfen ungescheut vor ganz Europa als Wiederhersteller von Gesetzlichkeit und Ordnung gepriesen werden. Darauf, nachdem das Verfassungswerk des Parlaments gescheitert, nehmen die deutschen Fürsten die Sache einseitig und willkürlich in die Hand — und die Ersten, die sich, im Angesichte von ganz Deutschland, für Billigung dieser fürstlichen Willkür aussprechen, sind genau wieder dieselben Männer, welche drei Monate zuvor in der Paulskirche zu Frankfurt, mit feierlichem Pathos, sich verbürgt haben, einzustehen mit Gut und Blut für die Frankfurter Verfassung und niemals, um keinen Preis, unter keiner Bedingung, von ihr abzulassen, auch nicht um eines Haares Breite! — Und dabei sind das nicht etwa politische „Ratten", keine Verräther oder Ueberläufer sind das: sondern ehrliche Männer von dem reinsten Willen und der edelsten Absicht, die besten, welche Deutschland bis dahin besaß ... Braucht es noch etwas Weiteres, um die entsetzliche Konfusion des Jahres neun und vierzig zu charakterisiren? und wie groß, wie unwiderstehlich muß dieselbe gewesen sein, wenn, in unbegreiflicher Selbstverblendung, solche Männer solchen Selbstmord, solchen ruhmlosen, begehen konnten?!

Ein einziger Lichtpunkt taucht in diesem ganzen unsäglich trüben, unsäglich widerwärtigen Gemälde auf:

das ist, deren wir schon vorhin gedachten, die Heldengestalt der Magyaren.

Ihre Heldengestalt, sagen wir: und allerdings, wenn Heldenmuth und ritterliche Kühnheit allein schon genügten, die höchsten geschichtlichen Ehren zu verleihen, wenn ein Volk, um eine unsterbliche Rolle in der Historie zu spielen und die Welt nach seinem Willen zu meistern, nichts weiter zu sein brauchte, als tapfer, und nichts weiter zu thun, als sich mit Hartnäckigkeit und Ausdauer zu schlagen — dann allerdings wären die Ungarn des Jahres neun und vierzig ohne Vergleich die erste Nation der Erde!

Aber leider diese Eigenschaften, wie glänzend und edel an sich, sind allein doch nicht hinreichend, die politische Macht und Größe eines Volkes auf die Dauer zu sichern. Dazu gehört eben auch politische Einsicht, dazu gehört ein weiter und scharfer Blick in die allgemeine Weltlage, dazu, vor allem Uebrigen, gehört hauptsächlich Gerechtigkeit, nicht blos gegen sich, sondern auch gegen Andere. — Der Kampf der Ungarn im Jahre neun und vierzig, wie reich er ist an den erhabensten Beispielen des Muthes, der Ausdauer und der Vaterlandsliebe und wie sehr, in den jammervollsten Monaten dieses unglücklichen Jahres, er und er allein es gewesen ist, was die Hoffnung aller edleren Herzen noch aufrecht

erhalten hat, kann doch in politischer Hinsicht nicht völlig auf dieselben Sympathieen Anspruch machen. Die Verfassung, für welche die Ungarn kämpften, war zum größern Theil ein verrottetes, unfreies Machwerk, in Widerspruch mit den vorgeschrittenen Forderungen der Zeit; wir ehren die Tapferkeit, wir bewundern die Hingabe, die sich um einen alten zerschossenen, werthlosen Fetzen sammelt, blos weil er alt und zerschossen ist, und ihn vertheidigt bis in den Tod: aber ein alter zerschossener Fetzen bleibt er darum doch. Es ist gewiß nicht das kleinste Zeichen von der wahnwitzigen Verwirrung dieser Zeit, daß ein Schwarzenberg und Stadion, Ungarn gegenüber, das Werk Josephs des Zweiten wieder aufzunehmen wagen, und daß die Demokratie von ganz Europa in die Hände klatscht, da das Werk zum zweiten Male zu scheitern droht. — Die Ungarn wollten ferner frei sein und verstanden, nach dem alten Spruch, nicht gerecht zu sein; sie konnten ihrer magyarischen Freiheit keine anderen Stützen finden als die Unterdrückung der übrigen Nationalitäten. Im Heerlager der Ungarn selbst hat, neben einer Ueberfülle edelsten Muthes und reinster Begeisterung, auch viel kleinliche Eifersucht, viel elende Intrigue, viel verderbliche Eitelkeit, viel nichtswürdiger Egoismus geherrscht; auch hier wieder ist ein ursprünglich edles und großherziges Volk der Schlechtigkeit und

Selbstsucht seiner Führer zum Opfer gefallen; die Ereignisse haben schon Einiges davon enthüllt — und gewiß noch viel traurigere Wahrheiten stehen uns bevor.

Um es also kurz zu sagen: die Ungarn nehmen in der Bewegung des Jahres neun und vierzig eine ganz ähnliche Stellung ein, wie die Proletarier in der von acht und vierzig: sie selbst gleichsam die Proletarier der europäischen Civilisation, Naturkinder wie jene, mit allen Vorzügen, aber auch allen Schwächen dieses Ursprungs, kraftvoll, tapfer, unverdorben, leicht ergriffen von allem Guten und Großen, gleich jenen, aber auch selbstsüchtig, eitel, leichtgläubig, wie sie. — Bei alledem, wir wiederholen es, sind die Arbeitergestalten von acht und vierzig noch die Einzigen, in denen eine Hoffnung der Zukunft lebt — und ebenso im Jahre neun und vierzig die Magyaren die Einzigen, welche mit der eignen Ehre zugleich die Ehre dieses vielgenannten Jahres gerettet haben, damit es doch nicht ganz und gar und ohne alle Ausnahme ein Jahr der Schande und Niedertracht sei.

Das Ergötzlichste (nämlich wenn es Ergötzliches geben könnte unter solchen Umständen) bei dieser allgemeinen Lage der Dinge ist noch, daß die Parteien sich allen Ernstes unter einander streiten, welche von ihnen im Laufe des Jahres neun und vierzig die größeren Fortschritte gemacht, die wichtigeren Siege erfochten habe.

Als ob bei dieser allgemeinen Auflösung und Verwilderung aller Zustände überhaupt noch von Sieg und Fortschritt die Rede sein könnte! Die Männer der Gewalt pochen auf die Ruhe, welche sie äußerlich umgibt, auf die Zahl ihrer Anhänger und die vielen Neubekehrten, welche aus dem Lager der Volkspartei zu ihnen herüber gelaufen kommen — kann es einen deutlicheren Beweis geben für die Progressen, welche die Sache der Ordnung und des Gesetzes gemacht hat?! — Die Freunde der Freiheit dagegen können zwar den äußerlichen Sieg ihrer Gegner nicht leugnen: aber sie trösten sich damit, daß die Ideen ihrer Partei dafür im Stillen sich desto weiter verbreitet haben. — Geschwätz von beiden Seiten! Weder die Ordnung in diesem verhängnißvollen Jahre neun und vierzig hat gewonnen, noch die Freiheit: sondern allein, die beiden gleich feindlich und gleich verderblich, — die Revolution!

Welchen Ausgang das Alles nun endlich nehmen wird? und welchem Ziele zuletzt diese ganze unselige Verwicklung entgegendrängt? —

Wir wollen die Dinge nicht schwärzer sehen als sie sind. Wir wissen, daß, welche Abweichungen der Strom der Geschichte auch zuweilen zu machen scheint, sein Gang im Ganzen und Großen doch ein ewig vorgeschriebener, sein Ziel ein ewig unverrückbares ist. Das Gesetz der

Geschichte heißt Freiheit, ihr Ziel ist die ewig wachsende, ewig fortschreitende Veredlung des menschlichen Geschlechtes. Welche Wolken auch in diesem Augenblick unsern Horizont umdunkeln mögen, der Himmel selbst, der sich über unsrer Erde wölbt, der Himmel des Rechts und der Wahrheit steht ewig fest, die Sonne der Freiheit ist noch nicht verlöscht!

Nur freilich, daß der Kampf, welcher dem endlichen und allerdings unausbleiblichen Siege vorhergehen muß, ein langer und mühseliger sein wird. Es war ein liebenswürdiger Einfall und macht, zwar nicht dem Kopf, aber doch dem Herzen unserer Nation Ehre, als wir beim Beginn der großen Umwälzung von achtzehnhundert acht und vierzig glaubten, dieselbe werde auch sofort zu dem von uns Allen ersehnten Ziele führen, der junge Most der Freiheit werde sofort, ohne Gährung, ohne Stürme, sich abklären zum reinen, edlen Wein.

Von dieser Illusion sind wir durch die Erfahrungen der beiden letzten Jahre denn nun wohl Alle gründlich zurückgebracht. Wir haben uns jetzt aufs Neue und auch in diesem Punkte überzeugt, daß es mit dem Leben der Völker nicht anders ist als mit dem Leben der Einzelnen: der Krankheitsstoff, der in einem Körper steckt, muß erst heraus, da hilft kein Pflegen und Vorbeugen, das Fieber, das heimlich durch deine Adern

schleicht, muß dich erst mannhaft geschüttelt, das Gift, das sich angehäuft hat im Innern, muß erst nach außen schlagen, bevor du wieder ein gesunder Mensch sein kannst. — Auch in dem europäischen Völkerleben, und namentlich in dem Leben unserer, der deutschen Nation, hat sich zu viel Krankheitsstoff angehäuft, zu viel alte Sünden lasten auf uns, zu viel Unrecht, eigenes und fremdes, gethanes und erduldetes, haben wir zu büßen, als daß die langwierigsten und mühseligsten Stürme uns erspart werden könnten. Ja wenn wir alle Zeichen genau ins Auge fassen, wenn wir sehen, wie die Erfahrungen der letzten Jahre, statt uns zu belehren und zu vereinigen, uns nur immer weiter auseinander, nur immer tiefer in den Irrthum hineingebracht haben: so will es uns scheinen, als ob Alles, was wir bisher erlebt haben, nur erst die gelinde Einleitung, das zahme Vorspiel wäre zu dem, was der Schooß der Zukunft noch für uns verschließt. Schon jetzt, in der stinkenden Atmosphäre dieses Sommers achtzehnhundert und fünfzig, unter dem Wiederhall dieser Kanonen von Idstädt, der zwischen unsere Zeilen tönt, wem ist es nicht, als ob sogar das Jahr achtzehnhundert und neun und vierzig schon wieder einigermaßen zu Ehren gelangt wäre? — Die europäischen Verhältnisse sind, seit Menschenaltern, so verfitzt und so verworren, daß nur ein europäischer Krieg

sie lösen kann. Wo ein Pulverfaß offen steht, zündet der kleinste Funke; das fühlt auch Jeder und darum dies erbärmliche Drehen und Winden der europäischen Diplomatie, um einen Zusammenstoß hinaus zu schieben, der doch an sich nicht mehr zu vermeiden steht.

Noch näher trifft dies unsere besondren deutschen Verhältnisse. Es ist ein alter Spruch, daß, was sich ordentlich vertragen soll, sich vorher muß auch einmal ordentlich geschlagen haben. Auch diese deutsche Einheit, nach der unsere Herzen so sehnsüchtig verlangen — wir fühlen ganz das Entsetzliche des Ausspruchs, den wir thun, aber die Erfahrungen der Geschichte lassen keinen andern zu: — auch diese ersehnte Einheit unseres Vaterlandes wird erst aus den Schrecken des Bürgerkriegs hervorgehen; erst wenn die Gegensätze, die jetzt noch heimlich in uns schleichen und unsre Adern vergiften, nach außen getreten sind, Mann gegen Mann, das Schwert in Händen, wenn das stille Grollen und Murren der Gemüther sich Luft gemacht haben wird im Donner der Kanonen, dann erst, mit der Palme des Friedens, wird auch der Kranz der Einheit uns zu Theil werden! Es ist ganz dieselbe Lage, sind ganz dieselben Gegensätze, wie vor dreihundert Jahren auf dem Gebiet der religiösen Ueberzeugungen: und auch die Entwicklung wird ganz dieselbe sein. Volle drei Jahrhunderte

geistiger und leiblicher Kämpfe haben wir gebraucht, der dreißigjährige Krieg hat müssen das Horn seiner Schrecken über Deutschland leeren, der deutsche Geist hat sich dem Anscheine nach zerspalten müssen bis ins Unheilbare, um die religiösen Gegensätze an sich zu vernichten, um jene höhere, jene Religion der Bildung und Humanität zu begründen, welche in diesem Augenblick schon die einzige wahre herrschende Kirche in Deutschland ist.

Ganz eben so auch mit den politischen Gegensätzen unsrer Tage. Auch hier kann uns ein dreißigjähriger Krieg nicht erspart werden — ein Krieg, meinen wir, welcher Deutschland scheinbar ins Innerste spalten wird, um eben aus dieser absoluten Spaltung und Absonderung der Gegensätze die dauernde Eintracht hervorgehen zu lassen.

Erleben, das steht fest! wird diesen Tag der Eintracht und des Friedens von dem gegenwärtigen Geschlecht Niemand. Zu sehr haben wir den Gott der Wahrheit verläugnet, zu tief unser Knie gebeugt vor dem goldnen Kalb der Knechtschaft und der Lüge, als daß das gelobte Land der Freiheit nur von einem Einzigen von uns dürfte betreten werden. Ein neues Geschlecht, aufgewachsen — nicht, wie wir, in der Verweichlichung eines faulen Friedens, nein: sondern aufgewachsen und gestählt in dem ernsten Dienst der Waffen, ein Geschlecht, dessen

Herzen wieder fest geworden sind unter den schweren Schlägen des Schicksals und das die Spuren Gottes wieder in der Geschichte erkennen wird — ein solches Geschlecht erst wird fähig und würdig sein, Bürger zu liefern für den Staat der Zukunft!

Wir wissen wohl, daß diese unsere Prophezeiung, wie Prophezeiungen pflegen, wenig Glauben finden wird, den allerwenigsten gerade bei denen, an welche sie gerichtet ist. Aber um so nöthiger schien es uns sie auszusprechen. Es ist eine weitverbreitete irrige Meinung, und selbst Leute von edlern Empfindungen und höherer Bildung haben es in diesen Tagen häufig ausgesprochen, was ihnen die Freiheit nütze, wenn sie dieselbe nicht erleben sollten; wenn der Baum der deutschen Einheit erst nach Jahrhunderten grünen solle, nach dem sie selbst erst zu Asche und Moder versunken, so sei es ihnen auch einerlei, ob der Kosake heute herrsche oder ewig....

Das ist eine Ansicht, welcher man, nach unserer Ueberzeugung, nicht ernsthaft genug entgegen treten kann. Der Egoismus auf die Freiheit ist feiner, wir geben es zu, als der gewöhnliche Egoismus auf Geld, Gut und weltliche Ehre, aber darum nicht weniger Egoismus. Wer seine Befriedigung nicht darin finden kann, daß er für die Freiheit überhaupt nur streben darf, der ist auch

der Freiheit überhaupt nicht werth — und am wenigsten wird ein solcher sie erreichen.

Ja die Frage steht für uns sogar noch ganz anders und noch viel gefährlicher. — Sehen wir den Ereignissen der letzten Jahre vorurtheilsfrei ins Angesicht, fragen wir uns ernsthaft, wer eigentlich bis jetzt den Vortheil gehabt hat von allen diesen Umwälzungen und wessen Macht gewachsen ist unter diesem Zusammensturz des ganzen übrigen Europa: so kann die Antwort allemal nur eine sein — Rußland. Rußland, dieser allgemein gefürchtete und doch allgemein gehätschelte Feind der europäischen Bildung, ja sogar der menschlichen Bildung überhaupt, hat in diesen zwei letzten Jahren größere Eroberungen gemacht in Europa, als selbst in den zwei Jahrhunderten zuvor, während deren es doch seine Grenzen aus einem Winkel Asiens ausgedehnt hat bis in die Mitte zweier Welttheile. Wer, als der Sturm von acht und vierzig losbrach, glaubte nicht, Rußland müsse sein erstes, sein gewissestes Opfer sein? wer sah den Koloß, über dessen thönerne Füße man so viel gespottet hatte, nicht schon umgesunken und zerstückelt?

Und siehe da, er steht fester als je zuvor! seine Füße sind von Erz und ganz Europa, freiwillig, legt die Erstlingsfrucht seiner Freiheit in seine glühenden Arme! Alle Staaten Europas haben an Ansehen und

Macht verloren, nicht England, nicht Frankreich ist davon ausgenommen, alle politische Tradition ist verwischt — nur Rußlands Macht hat im Gegentheil zugenommen, nur der Stern Rußlands steht unveränderlich am Horizont unsrer Diplomatie und alle übrigen Gestirne erbleichen vor ihm. Um Alles zu sagen: ist die Revolution von acht und vierzig, wie gewisse Leute fabeln, wirklich ein Werk der Emissäre, nun, so müssen es zum Wenigsten russische Emissäre gewesen sein. Denn von dieser ganzen Revolution haben wir Andern nur die Spreu und Dornen geerntet — und Rußland allein die Frucht.

Andererseits aber dürfen wir uns auch darüber nicht täuschen, daß, im Gegensatz zu Rußland, Deutschland noch niemals so tief gesunken, niemals so tief erniedrigt gewesen ist als jetzt. Die Geschicke scheinen sich mit überraschender Schnelligkeit zu erfüllen. Deutschland, in dem Augenblick, da wir dieses schreiben, spielt nur noch die Rolle Polens im achtzehnten Jahrhundert. Die Mehrzahl seiner Fürsten sind, wissentlich oder unwissentlich, nur noch russische Satrapen; sie, von denen auch der Allerletzte, der Allerwinzigste noch so eifersüchtig ist auf seine volle Souveränität, sie, die zu Gunsten ihrer Völker und des gemeinsamen Vaterlandes auch nicht auf das kleinste Titelchen verzichten wollten von allen ihren

Hoheitrechten, sie finden jetzt nichts Anstößiges daran, im Gegentheil sie drängen sich darnach und betrachten es als Glück und Auszeichnung, Bevormundete zu sein des russichen Czaaren!

Ist das nur eine augenblickliche Konstellation? die vorübergehende Züchtigung einer Schwäche, aus der wir doch im entscheidenden Moment uns noch wieder ermannen werden? das letzte prächtige Aufflackern eines Meteors, das eben damit seinem Untergange um so rascher entgegeneilt?

Oder aber ist es der Anfang nur unseres Endes? Haben die Bewunderer der russischen Macht und Größe wirklich Recht, haben die Propheten eines künftigen slavischen Weltreichs in der That wahrgesagt und ist Rußland, dieses Centralreich zwischen Europa und Asien, wirklich bestimmt, die zerbröckelnde europäische Kultur in neue Formen zu versammeln und der Träger einer neuen Weltepoche zu werden? Hat im Gegentheil Deutschland sich abgelebt? sind wir wirklich, wie über den Zenith unsrer literarischen Größe, so auch über den Gipfel unsrer politischen Existenz hinaus, sogar ohne ihn selbst berührt zu haben? Sind mit unsern großen Dichtern auch unsere großen Männer überhaupt gestorben, und das ganze Deutschland, in diesen Krämpfen und Zuckungen, ist nur noch ein absterbender Körper?

Wir wissen es nicht; sogar, im Hinblick auf die

eigenthümliche Zusammensetzung der russischen Größe und noch mehr im Hinblick auf die Masse unerledigter Aufgaben, welche der deutsche Geist noch vor sich hat, möchten wir sagen, wir glauben es nicht. Wir glauben nicht und mögen nicht glauben, daß der bloßen rohen Gewalt, der Knechtschaft und Selbstsucht die Welt jemals auf die Dauer zufallen kann. Wir glauben auch nicht und mögen nicht glauben, daß die Weltgeschichte Aufgaben stellt, die sie nicht auflöste, Keime streut, die sie nicht auch zur Reife brächte. Kein sogenannter großer Mann stirbt, bevor er seine geschichtliche Mission vollendet hat — und die Vorsehung sollte ein Volk sterben lassen, daß sie so sichtbar seit zwei Jahrtausenden zum Werkzeug ihres Willens gewählt hat, und das seine Aufgabe noch lange nicht vollendet?!

Dieses Gedankens trösten wir uns: aber wir bescheiden uns auch, daß es eben nur ein Trost, eine Hoffnung ist — und auch der beste Trost, die edelste Hoffnung können täuschen. Erinnern wir uns an das untergehende Alterthum, gegenüber jenen Barbarenhorder der Germanen, die nichts destoweniger bestimmt waren, ihm seinen Untergang zu bringen, ja damit nicht genug: die sogar nach ihm die Zügel der Welt in die Hand nehmen und durch neue, ungeahnte Entwicklungen selbst die glorreichsten Zeiten des Alterthums in den

Hintergrund drängen sollten. Ein Römer, zur Zeit der römischen Weltherrschaft, da das Augenzucken eines römischen Prätors nachempfunden ward vom innersten Afrika bis an den äußersten Norden, hat er es auch wohl für möglich gehalten, hat er den Gedanken nur fassen können, daß auch diese Ilios jemals in Trümmer sinken, auch dieser Weltherrschaft jemals eine letzte Stunde schlagen könne? Umgeben von allem Luxus der damaligen bekannten Erde, genährt von dem edelsten Nachfrühling griechischer Kunst, das Ohr erfüllt von den Wohllaut seiner Dichter, das Auge geblendet von der Pracht seiner Paläste — hat er mit geringerer Verachtung auf den eichelnfressenden, hosentragenden germanischen Barbaren blicken können, diesen Barbaren, der es sich sogar zur Ehre rechnete, unter dem Glanz des römischen Adlers zu fechten, als wir verachtungsvoll auf die russischen Barbaren blicken?

Und doch kam ein Tag, wo die ganze Pracht von Rom aufging in Rauch, angezündet von eben diesen Barbarenhaufen! und doch ging das Diadem der römischen Cäsaren über auf die Abkömmlinge dieser verachteten Fremden! und doch, was das Allermeiste sagen will und der eigentliche Inbegriff weltgeschichtlicher Ehre ist, ward die Kunst und Bildung des Alterthums erst durch

eben diese Barbaren zu neuem, unendlich höherm, unendlich reicherem Leben fortgeführt!

Die Entscheidung dieser Frage also überlassen wir der Vorsehung. Es ist möglich, daß diese russische Fremdherrschaft, welche mit jedem Tage näher über uns hereinbricht, nur die letzte, gewaltigste Schicksalsprüfung, nur das Schlammbad ist, aus dessen trüber Welle Deutschland sich, neugeboren, neu belebt, erheben wird. Es ist aber auch möglich, daß diese neuen Barbaren des Nordens wirklich das vorbestimmte Volk der Zukunft sind und daß Asien noch einmal mit einer neuen Völkerwanderung das alte Europa befruchten soll.

Jedenfalls, wenn die Götter auch dies Letztere beschlossen haben, steht immerhin noch zweierlei fest. Erstlich, daß die Russen, wenn sie wirklich bestimmt sind Europa als Beute zu gewinnen, dann auch ihrerseits von der europäischen Freiheit und Bildung werden gewonnen werden. — Die Germanen haben Rom auch als Barbaren zerstört: aber noch das zerstörte Rom veredelte die Barbaren zu Menschen.

Und zweitens steht fest, daß, wenn wir einmal fallen sollen, wir jedenfalls fallen müssen mit Ehren. Ein rechter Soldat, und wenn die Bissen Brod in der Festung bereits gewogen, die Patronen in der Tasche schon gezählt sind, wehrt sich nichts desto weniger noch

immer, als ob seine Vorräthe unerschöpflich, seine Mittel unversiegbar wären; zuletzt, wenn nichts mehr verfangen will, sprengt er sich und die Seinen jubelnd in die Luft. — Es kann sein, daß die Freiheit und Größe, nach der wir ringen, unserm Volke selbst niemals zu Theil wird: so werden, statt unserer, andere Völker eintreten, die der Freiheit eben so bedürfen wie wir.

Hören wir also, mitten im Angesicht der Gräuel und Niederlagen, welche uns bevorstehen, ja schon die Ueberzeugung unseres Untergangs im Herzen — hören wir dennoch nicht auf für die Freiheit, die Bildung und jedes edlere menschliche Gut zu streben, zu kämpfen und zu leiden! Darf nicht unser eignes Volk den Lohn unserer Mühsal ernten — die Menschheit ist unsterblich, ihr wird zu Gute kommen, was uns selbst und unserm eigenen Volk verloren geht!

Hiernach und zum Schluß dieser Einleitung noch mit wenigen Worten das vorliegende Buch selbst zu berühren, wird es keiner Rechtfertigung mehr bedürfen, wie der Verfasser, mit diesen Ansichten und dieser Ueberzeugung, sich dennoch hat zu einem Unternehmen entschließen können, wie das vorliegende. Auf den ersten Anblick nämlich liegt allerdings ein wunderlicher Widerspruch darin und der Verfasser selbst kann sich nicht rühmen, denselben in seiner eignen Stimmung überall und zu

allen Zeiten völlig überwunden zu haben —: sind unsere Aussichten in die Zukunft wirklich so düster, wie der Verfasser sie hier dargestellt hat, ist die ganze Fortdauer unserer Nation in der That so bedenklich, gehen wir wirklich solchen Jahrhunderten der Zerrüttung und des Bürgerkriegs entgegen, wie wir es hier verkündigt haben — wozu dann noch in aller Welt ein Buch wie dieses? ja wozu dann noch überhaupt ein Buch? Sind die Verwicklungen in der That und wirklich von der Art, daß sie nur mit Gewalt gelöst werden können, was ist dann größer, die Selbstüberschätzung oder die Leichtgläubigkeit, welche sich einbildet, als könne jetzt noch irgend etwas durch ein Buch gethan oder verhindert werden? —

Freilich kommt jetzt auf kein Buch mehr etwas an, weder auf dieses noch auf irgend eines der Welt, und wenn alle Weisen in Deutschland sich zusammenthun wollten, und wenn, nach dem populären Ausdruck, Schiller und Göthe selbst aus ihren Gräbern stiegen.

Aber etwas dennoch thut der Verfasser mit diesem Buche allerdings, oder glaubt es wenigstens damit zu thun: seine Pflicht. Unter allen Gebrechen des Augenblicks ist keins gefährlicher und schlimmer, als die politische Gleichgültigkeit und Erstorbenheit, welche sich neuerdings wiederum unseres Volkes bemächtigt hat. Der Rausch von acht und vierzig war nicht schön, gewiß

nicht: aber geb' ihn uns Gott zurück, recht bald zurück, statt der ledernen Nüchternheit, welche jetzt wieder bei uns grassirt!

Dieser Gleichgültigkeit zunächst will das vorliegende Buch entgegenarbeiten. Es ist kein Buch für die Staatsmänner und Politiker von Profession, die wissen das Alles ja tausendmal anders und, versteht sich, tausendmal besser: sondern an jene gebildete Gesellschaft wendet es sich, die der Politik jetzt schon wieder ganz so überdrüssig geworden ist, wie ehedem, die sich schon wieder ganz so blasirt fühlt, über Rachel und Tom Pouce das Elend des Vaterlandes schon wieder ganz eben so vergißt oder, wo es hochkommt, ihr patriotisches Gewissen mit Geldkollecten und Zweckessen schon wieder ganz eben so zur Ruhe bringt, wie vor dem Jahre acht und vierzig. Bei den Familien möchte es Eingang finden, dieses Buch, die von dem Gang der Ereignisse nur aus flüchtiger Zeitungslektüre vereinzelte und bruchstückweise Kenntniß haben; verdrängen möchte es aus ihrem Kreise jene frivole Lekture des bloßen Müßiggangs und der eitlen Zerstreuung, zu welcher sie, von andern Interessen verlassen, sogar um sich zu flüchten vor der störenden Politik, schon wieder greifen — oder wo nicht verdrängen, so doch wenigstens ablösen für einige Zeit. —

Vor Allem aber und am liebsten möchte dies Buch Eingang finden bei der Jugend, bei jenem heranwachsenden, neuen Geschlecht, welches bestimmt ist, das unsere zu überdauern, und welches, so Gott will, neuen Saft und neues Blut in unsere Geschichte bringen wird!

An diese vor Allem hat der Verfasser gedacht, als er das Gemälde des letzten Jahres, das heißt das Gemälde unserer Irrthümer und Erniedrigungen entwarf; in ihre Herzen vor Allem wünscht er jene Ueberzeugung zu pflanzen, die sich (es ist ihm selbst nicht unbewußt) in diesem Buche vielleicht sogar bis zu einiger Ermüdung wiederholt findet, nämlich daß die Freiheit nicht gedeihen kann ohne das Recht! daß ein Volk, welches frei und groß und glücklich werden will, auch die Arbeit nicht scheuen darf, welche davor gesetzt ist! daß eine unbestechliche Nemesis wacht über allem menschlichen Handeln, die kein Unrecht ungerochen läßt, auch das nicht, welches in edelster Absicht und im Namen der Freiheit selbst begangen wird! — Was uns am meisten gefehlt hat und wofür wir bei der heranwachsenden Generation vor Allem Sorge tragen müssen, das ist, daß nicht auch ihr wieder der leere Enthusiasmus über den Kopf wachse: sondern bei Zeiten muß sie sich gewöhnen an Ernst und Wahrheit, Fleiß und Nüchternheit. Steht Deutschland überhaupt noch zu retten, so kann es allein dadurch ge-

rettet werden, daß wir, wie ehemals ausschließlich literarische, so jetzt zugleich politische Bildung unter unserer Jugend zu verbreiten und sie frühzeitig nicht blos an den Reiz der Freiheit, der findet sich schon von selbst! sondern auch an die Zucht des Gesetzes, an den Ernst politischer Arbeit zu gewöhnen suchen.

Dazu ist dem Verfasser keine bessere Vorschule bekannt, als eine möglichst aufrichtige und unparteiische Darstellung der Zeitgeschichte, unter deren Eindrücken das neue Geschlecht eben heranwächst. Freilich wird es schwer zu vermeiden sein, daß eine solche Darstellung, beim besten Willen, nicht dennoch in vielen Stücken einseitig und parteilich wird, sogar, in gewissem Sinne, sie muß es sein. Aber das hat bei der Zeitgeschichte gerade am Wenigsten zu sagen, da die fortschreitenden Ereignisse selbst schon immer das Nöthige berichtigen. Es ist wohl kaum bloßer Zufall, daß, seit Anfang des Jahrhunderts, sogar noch früher her, von der ersten französchen Revolution an, die bekanntlich zuerst wieder ein allgemeineres politisches Interesse auch in Deutschland anregte, diese populäre Form geschichtlicher Darstellung, immer und immer wieder aufgenommen worden ist, und zwar genau diese Form des Almanachs, und regelmäßig jedesmal aufs Neue, wo, durch irgend ein großartiges Ereigniß, eine neue Wendung der Geschichte eingetreten

zu sein schien. — Der Verfasser hielt es der Mühe nicht unwerth, zu versuchen, ob diese so oft bewährte Form auch der jetzigen Zeit noch angemessen ist und ob ein „Historisches Taschenbuch“, welches die Geschichte der jüngsten Vergangenheit noch einmal, in raschen, derben Zügen, vor das Auge des großen Publikums zu führen sucht, auch unter Umständen, wie die unseren, noch auf Leser rechnen darf.

Hiernach wolle man sich denn auch die eigenthümlich kritische oder, wenn es sich so besser anhört, polemische Haltung des vorliegenden Buches erklären. — Machte es Anspruch darauf, ein gelehrtes Werk für Sammler und Forscher zu sein, wollte es selbst nur eine Chronik sein zur Unterstützung des Gedächtnisses, so würde diese Form allerdings nicht allein nicht passend, sondern sogar recht sehr zu tadeln sein. Aber der Verfasser, bei diesem Buche, hatte weit weniger einen literarischen als einen patriotischen, einen praktischen Zweck im Auge. Es soll ihm dabei wenig verschlagen, ob das Mittel, das er gewählt hat, von Einigen belohnlächelt wird oder nicht. Er ist Schriftsteller und sucht als solcher zu wirken, nach bestem Gewissen, wie er weiß und kann. Ja er ist sogar so vorwitzig zu glauben, daß, wenn es Jeder in seiner Art so gehalten hätte und wäre bei dem geblieben, was seines Amtes und Handwerks ist, die Verwir-

rung von acht und vierzig wäre lange nicht so groß geworden als sie war. Es ist ganz gewiß nicht zum Vortheil unserer Entwicklung gewesen, daß unsere Schriftsteller, indem sie dahinter kamen, wie viel angenehmer Reden sei als Schreiben, und wie viel leichter der Beifall einer Tribüne erobert werde als der Lesewelt, sich auf einmal sammt und sonders zu praktischen Staatsmännern, zu Klubführern, Deputirten, ja am liebsten zu Ministern berufen glaubten. Ist der Verfasser diesem Irrthum der Zeit selbst Einiges schuldig geworden, so ist er jetzt in sich gekehrt und hat Buße gethan; als Ergebniß derselben wolle man, unter Anderem, auch dieses Buch betrachten, das er schließlich dem Wohlwollen Gleichstrebender eben so herzlich empfiehlt, als er es dem Haß der Gegner mit Gleichgiltigkeit überläßt.

Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig.



Lage Europas zu Ende des Jahres achtzehnhundert acht und vierzig.

Wir eröffnen unsere Geschichte des Jahres achtzehnhundert neun und vierzig mit einer übersichtlichen Darstellung der Lage, in welcher die europäischen Verhältnisse sich im Augenblick des Jahreswechsels befanden. Den Grenzen und der Absicht unseres Buches gemäß, setzen wir dabei erstlich die Ereignisse von acht und vierzig im Einzelnen als bekannt voraus, und zweitens schränken wir diese Uebersicht auf diejenigen Staaten ein, welche unmittelbar von der revolutionären Bewegung ergriffen waren.

Den ersten Rang dabei muß natürlich Frankreich einnehmen. Denn noch immer waren dorthin, als auf das noch immer offene Pulverfaß von Europa, die Hoffnungen der Einen, die Befürchtungen der Anderen gerichtet.

Zwar jener Nimbus, welcher das Frankreich der Februartage umgeben hatte, war auch in den Augen

des großen Publikums schon längst zerflattert. Man wußte jetzt ziemlich allgemein und gestand sogar öffentlich zu, am Oeffentlichsten bereits in Frankreich selbst, daß diese Revolution, wie nothwendig, wie unvermeidlich in ihrem Ursprung, in ihrer Ausführung doch nicht viel mehr gewesen war, als ein kühnes Ungefähr.

Und zwar war dies Ungefähr gerade zu Gunsten derjenigen Partei ausgeschlagen, welche bei dem wirklich einflußreichen und entscheidenden, also bei dem thätigen, wohlhabenden und intelligenten Theile der Bevölkerung gerade die wenigsten Sympathieen hatte. Freilich war die Republik in Frankreich unvermeidlich gewesen: aber nur weil Louis Philipp das Königthum allzusehr in Mißkredit gesetzt hatte, und weil daher, als es sich um eine Erneuerung der Staatsform handelte, in der That nichts mehr übrig geblieben war, als die Republik — die Republik, wenn auch nicht als endgiltiges Ziel, so doch als Experiment. — Eigentlich gewollt hatte dieselbe außer denen, welche sie persönlich einsetzten, und jenen tumultarischen Haufen, welche überall, und nun gar erst in Frankreich, jeder gewaltsamen Veränderung zujauchzen, niemand. Die Andern, und namentlich das eigentliche Bürgerthum, hatten sich die Republik nur gefallen lassen, weil sie ihr nicht entgehen konnten und weil für den Augenblick keine andere Staatsform mehr

möglich war. Bloße Duldsamkeit aber, bloße Resignation in das, was man zwar eigentlich gern vermieden hätte, in der That aber nicht zu ändern im Stande, ist überall ein schlechtes Fundament politischer Ordnung: und eine Republik am wenigsten vermag bei diesem blos leidendem Gehorsam, dieser blos passiven Bürgertugend zu bestehen.

Und so war denn auch der Sieg, welchen die Republik im Juni acht und vierzig über die Vorstädte von Paris erfochten, nur scheinbar ein Sieg der Republik gewesen. Nicht um die Republik hatte es sich vor den Barrikaden des Fauburg St. Antoine gehandelt, sondern um den Besitz, das Eigenthum, die Ordnung, ja wir müssen sagen den gesellschaftlichen Bestand überhaupt; nicht republikanischer Eifer, sondern bürgerliche Besorgniß um Herd und Familie hatte der Pariser Nationalgarde diesen Muth und diese Ausdauer eingeflößt, nicht die „honette" Republik hatte sich der „rothen", sondern der besitzende Bürger hatte sich des Besitzlosen erwehrt, durch den er die Sicherheit seines Besitzes gefährdet sah.

Für den Augenblick zwar zog auch die Republik aus dem Resultat der Junischlacht Vortheil: insofern nämlich, meinen wir, als bei Gelegenheit derselben wenigstens jene Genossenschaft unfähiger Poeten und Redner beseitigt wurde, welche bis dahin mit dem Staats-

ruder gespielt hatte, und dieses nun zum wenigsten in kraftvollere Hände überging. Der General Cavaignac, wie beschränkt und unfruchtbar als Staatsmann, hatte doch wenigstens das Verdienst, den frivolen Experimenten der abstrakten Literaten und Theoretiker ein Ende gemacht und der französischen Staatsverwaltung diejenige Kraft und Einheit wiedergegeben zu haben, ohne welche überhaupt kein Staat bestehen kann.

Allein wie wenig Dank man ihm dafür in Wahrheit wußte, das heißt, wie wenig den verschiedenen Parteien Frankreichs an dem Bestande dieser Republik gelegen war, welche die Energie des Generals im Juni gerettet hatte, das sollte sogleich auf die eklatanteste Weise zu Tage kommen. Am vierten November hatte die verfassunggebende Nationalversammlung ihre Arbeit vollendet. Die Verfassung selbst war mit dem äußeren mechanischen Geschick gearbeitet, welches dem Franzosen überhaupt eigenthümlich ist, und das namentlich in diesem Fache eine Nation, die sich innerhalb zweier Menschenalter reichlich ein Dutzend Verfassungen gegeben hatte, denn wohl freilich erworben haben mußte; sie war maßvoller und vorsichtiger gehalten, als die ersten Wochen der Februarrevolution es hatten erwarten lassen, ein Umstand, zu welchem die Ereignisse des Juni ohne Zweifel sehr wesentlich beigetragen. — Nachdem die

Verfassung am neunzehnten desselben Monats sehr feierlich, mit dem theatralischen Pomp, der in Frankreich für dergleichen Gelegenheiten einmal üblich ist, proklamirt worden war, beeilte man sich nunmehr, die Wahl jenes Präsidenten vorzunehmen, in dessen Hände nach den Bestimmungen der Verfassung, auf die Dauer von vier Jahren die höchste Gewalt in Frankreich gelegt sein sollte.

Außerhalb Frankreich, und namentlich in Deutschland, zweifelte anfänglich Niemand über die Person, auf welche die Stimmen Frankreichs sich vereinigen würden. Es schien in der That nur einen einzigen Kandidaten zu geben: Cavaignac. Denn der Stern Lamartine's, der zu Anfang der Revolution so rein, so glänzend geschienen, war längst untergegangen in dem Dunstkreis, mit welchem die Eitelkeit des Poeten sich selbst umgeben. Die Sozialisten aber waren theils unter sich gespalten, theils war der Moment ihnen überhaupt nicht günstig; die Juniereignisse hatten das bürgerliche Element, welches sie hatten vernichten wollen, im Gegentheil nur gestärkt. Wo in ganz Frankreich gab es einen Mann, dem das Bürgerthum zu lebhafterem Dank verpflichtet war, als Cavaignac, und wo daher einen, der diesem Kandidaten hätte an die Seite treten können?

Und doch gab es Einen! und doch ward ein Kandidat gefunden, der Cavaignac in der öffentlichen Stimmzahl so weit überflügeln sollte, daß es fast kläglich ward!

Gefunden — wir sagen es mit Absicht. Denn wiewohl dieser Kandidat sich Frankreich scheinbar aufgedrängt hatte, so war er doch in der That vielmehr gesucht worden — gesucht und vorgeschoben von jenen Intriguanten, den eigentlichen Urhebern der Revolution, welche zu ihrer eigenen Existenz der Monarchie, und zwar der Louis Philipp'schen Monarchie der Käuflichkeit und Lüge, bedurften, wie gewisse Pflanzen Schmutz und Koth bedürfen um zu wachsen, und die daher auch von Anfang an nur auf allmälige Wiederherstellung dieser Monarchie hinarbeiteten. Nur für Augenblicke waren diese verschwunden gewesen; sowie die Wasser sich verliefen, kamen sie wieder zum Vorschein, verjüngten Muthes, wie die Eidechsen nach dem Regen.

An der Spitze dieser Intriguanten stand Herr Thiers: ein Staatsmann, der bei einem andern Volk und unter andern Verhältnissen kaum nur auf diesen Namen Anspruch haben würde, der aber für Frankreich so bedeutungsvoll, so wahrhaft unvermeidlich ist, weil in ihm die ganze Behendigkeit, der ganze Witz, die ganze glänzende Aeußerlichkeit, aber auch die ganze Eitelkeit, die ganze Hohlheit, die ganze Unsittlichkeit des jetzigen Frankreich gleichsam kulminirt. — Cavaignac

zum Präsidenten wählen, hieß die Republik bestätigen; das wollte man nicht und so griff man denn zu jenem Abenteurer, der schon zweimal durch thörichte Attentate auf die höchste Gewalt Frankreichs sich vor ganz Europa prostituirt und den glänzendsten Namen der neuern Geschichte mit dem Fluch der Lächerlichkeit, diesem schlimmsten, den es gibt, zumal in Frankreich, beladen hatte: Ludwig Bonaparte.

Als sich die Nachricht von der beabsichtigten Kandidatur des Flüchtlings von Ham zuerst in Europa verbreitete, ging durch die Kreise aller Nichteingeweihten ein fröhliches Gelächter; die geistigen Kapazitäten des Kandidaten waren bekannt und so machte man sich gefaßt auf ähnliche Ridiküls und ähnliche burleske Scenen, wie einige Monate zuvor seinen Eintritt in die Nationalversammlung begleitet hatten.

Allein die Sache sollte nur zu ernsthaft werden. Herr Thiers, zu derselben Zeit, da er sich noch öffentlich gegen Bonaparte erklärte, hatte bereits heimlich die Parole ertheilt. Die Anhänger der ältern und der jüngern Bourbons, Legitimisten und Orleanisten, beide ohne wirklichen Boden im Volk und daher beide genöthigt ihre Karte nur verdeckt zu spielen, gaben den Vorschlägen des gewandten Staatsmannes bereitwillig Gehör. Er bewies ihnen, daß jetzt noch für keine von

ihnen die Zeit gekommen sei, ja daß im Gegentheil jede vorschnelle Unternehmung, welche eine von ihnen versuchen möchte, nur den künftigen Unternehmungen der andern zu Gute kommen müßte; sie ließen sich überzeugen, daß es nichts Besseres für sie gebe in diesem Augenblick, als abzuwarten — und daß der günstigste Strohmann, den sie finden konnten, Bonaparte sei. —

In diesen Zusammenkünften und Verständigungen der alten Diplomaten ist es eigentlich gewesen, wo die Wahl Bonaparte's beschlossen und festgesetzt ward; von hier aus, durch die hunderttausend Kanäle, welche diesem reichsten, mächtigsten und angesehensten Theile der französischen Gesellschaft zu Gebote standen, wurde die öffentliche Meinung bearbeitet und bestimmt. Das allgemeine Wahlrecht, auf das die Masse sich so viel zu Gute that und in dem die revolutionäre Staatsweisheit solch untrügliches Arkanum gefunden zu haben meinte gegen alle Reaktion, offne wie geheime, war nach diesen Vorbereitungen nur höchstens noch das Siegel unter einen Beschluß, welcher längst von wenig Einzelnen gefaßt und zu Papiere gebracht war.

Seltsame Verwirrung auch hier! Die Anhänger der Monarchie geben den Ausschlag über den Präsidenten einer Republik; fünf Millionen Stimmen wiederholen das Stichwort, das ein alter verschmitzter Intri-

guant, ungesehen, aus der Ecke seines Boudoirs, ihnen zugeflüstert hat — und dabei ist das Volk souverän und das allgemeine Stimmrecht eine Wahrheit!

Allerdings wurden die geheimen Machinationen des Herrn Thiers noch durch zweierlei unterstützt. Das erste war der wüthige Haß, welchen die Sozialisten auf den General Cavaignac geworfen hatten und dessen widrigste Kundgebungen, je widriger, je lieber, die Klatschsucht und Schadenfreude des Bürgerthums sich mit üblicher Gedankenlosigkeit gefallen ließ. Diese Angriffe, Angriffe größtentheils von der aberwitzigsten Beschaffenheit, waren, nachdem sie lange Zeit nur in der Presse umgegangen, kurz vor der Präsidentenwahl auch in die Nationalversammlung gebracht worden, wo sie dem Angegriffenen Gelegenheit gegeben hatten zu einer so glänzenden wie gründlichen Rechtfertigung. Bei jedem anderen Volk würde diese Rechtfertigung entscheidend gewesen sein zu Gunsten seiner Wahl; bei den Franzosen wirkte sie entweder gar nicht oder aber zum Gegentheil.

Und wie hätte sie auch anders können? Diese ganze Republik mitsammt der Präsidentenwahl war ja nur eine Farce, ein Weihnachtsspiel, mit welchem das französische Publikum sich selbst belustigte. Was man an Cavaignac gehabt hätte, wußte man; er war viel zu ernst, viel zu schlicht für die Frivolität dieses Publikums. Aber

jenen da mit dem grauen Rock und dem Kaiſerhütchen, den Mannequin Bonaparte — ſetzen wir ihn auf die Bühne! der wird Streiche machen, bei dem wird es Neues geben — wählen wir ihn!

Das Zweite, ſo kläglich es zu ſagen iſt für eine ſo aufgeklärte, ſo gebildete Nation, war der Name Bonaparte. Der Ruhm hat eine bewältigende Eigenſchaft; wie in alterndem Wein alle unedleren Stoffe ſich aufzehren und nur der reine, kräftige Feuerſtrom bleibt zurück, ſo auch von einem berühmten Namen, durch die Länge der Zeit, ſchwinden die Flecken und nur das Große, das Ausgezeichnete bleibt im Gedächtniß der Welt. — Auch bei dem Namen Bonaparte gedachte ſchon jetzt, nach wenig mehr als einem Menſchenalter, Niemand mehr an die Unterdrückung und das Elend, welches Napoleon über Frankreich gebracht: ſondern nur an die Eroberungen, mit welchen er Frankreich vergrößert, nur an die Siege, mit denen er ſeine Fahnen geſchmückt hatte, dachte man. — Und allerdings, die Reſtauration ſowohl wie Louis Philipp hatten alles Mögliche gethan, durch ihre eigne Ruhmloſigkeit den Napoleon'ſchen Ruhm nur deſto friſcher zu erhalten.

Ludwig Bonaparte, oder vielmehr ſeine Vormünder und Beſchützer unter den Monarchiſten, wußten dieſe Stimmung des franzöſiſchen Volkes ſehr geſchickt auszu=

beuten. Durch ganz Frankreich wanderten Agenten, welche zu Gunsten der Bonapartischen Präsidentschaft wirkten; an allen Straßenecken die Bilder Napoleons und seines Neffen, in jeder Taverne, auf jeder Drehorgel die Reminiscenzen des kaiserlichen Ruhmes! Jedem ward Jedes versprochen; die Präsidentschaft Bonaparte's, wenn man diesen Agenten Glauben schenkte, war eine ewig währende fête de Cocagne für ganz Frankreich, der bekannte fromme Wunsch Heinrich's des Vierten war ein Puppenspiel gegen das, was sich durch diesen Bonaparte verwirklichen sollte. Dem Gewerbtreibenden wurde Friede, dem Soldaten Krieg, dem Bauer Nachlaß der Steuern zugesagt; zu einer Zeit, da der Präsident in spe bereits in Schulden steckte bis über die Ohren und Verwandte und Freunde, wie man sich zuraunte, sogar schon ihre Kostbarkeiten für ihn verpfänden mußten, wurden die Stimmen des armen französischen Landvolks erkauft mit dem Trugbild der Millionen, die sich in den Truhen des Kaiserneffen befinden sollten und mit denen er, darüber konnte nun gar kein Zweifel sein, alsobald zum allgemeinen Besten herausrücken würde. Sogar den Sozialisten wurde der Mund wässrig gemacht mit dem Phantom des „sozial-demokratischen Kaisers", der in Bonaparte erstehen sollte.

Also auch auf dieser Seite wieder welche seltsame,

welche ſchmähliche Verwirrung! Das Volk, mit allgemeinem Stimmrecht, wählt, den erſten Beamten ſeiner Republik — und wonach wählt es ihn? Nach den Erinnerungen einer abſoluten Monarchie! Die Orleans haben den Thron verloren, weil ſie ihr Familienintereſſe über das Intereſſe Frankreichs ſetzten — und der ganze Anſpruch, den der Erwählte des Volkes hat, iſt ſeine Familie! Wegen ſeiner Habgier und ſeines Egoismus mußte Louis Philipp die ſchmachvolle Irrfahrt nach Honfleur antreten — und von der Habgier und dem Egoismus der verſchiedenen Volksklaſſen feilſcht der Präſident der Republik ſeine Ernennung! —

Schon lange bevor noch alle Stimmzettel eingelaufen, war das Ergebniß der Wahl außer Zweifel. Am zwanzigſten December fand die feierliche Verkündigung in der Nationalverſammlung ſtatt. Weit über ſieben Millionen Stimmen waren abgegeben worden: alſo noch ein Bedeutendes mehr, als bei der berüchtigten Abſtimmung über das lebenslängliche Konſulat und die Kaiſerwürde Napoleon's. Faſt ſechſtehalb Millionen davon waren auf Ludwig Bonaparte gefallen, auf Cavaignac noch nicht anderthalb. Unter den übrigen Mitbewerbern, von denen jedoch niemals auch nur ein einziger ernſtliche Beachtung verdient hätte, war Ledru Rollin mit beinahe vierhundert tauſend der bedeutendſte; Lamartine, dieſer

Abgott Frankreichs im Februar und März, hatte es noch nicht auf achtzehntausend gebracht.

Unmittelbar nach der Verkündigung dieses Resultats legte Cavaignac die von ihm inne gehabten höchsten Gewalten nieder; er that es, ohne Gepränge, ohne Phrasenaufwand, mit wenig kurzen Worten, in derselben unscheinbaren, trocknen Weise, die er während seiner ganzen Amtsführung gezeigt und durch die er in so bemerkenswerthem Gegensatze stand zu seinen Vorgängern, den blumenreichen Rednern der provisorischen Regierung.

Länger war die Rede, mit welcher, nach geschehener Eidesleistung, der neue Präsident der Republik sich bei der Versammlung, das heißt zugleich bei Frankreich, ja bei Europa, auf dessen Geschicke diese vor wenig Wochen noch so unbedeutende, so ridiküle Persönlichkeit jetzt einen so wichtigen Einfluß üben sollte, sich einführte. Allein auch sie war geschickt gearbeitet, maßvoll und vorsichtig nach Form und Inhalt; welcher Partei es auch gelingen sollte den Präsidenten in ihre Hände zu bekommen, für die kokette Ueberschwänglichkeit der provisorischen Regierung, das ließ sich schon jetzt erkennen, war keine Aussicht. — Die Stimme der Nation, sagte er, und der Eid, den er so eben geleistet, zeichneten ihm sein künftiges Benehmen vor. Seine Pflichten seien ihm vorgeschrieben; er werde sie erfüllen als ehrlicher Mann. Feinde

des Vaterlandes werde er ſehen, ohne Unterſchied, in allen denen, die da ſuchen würden durch ungeſetzliche Mittel zu ändern, was der Geſammtwille Frankreichs feſtgeſetzt habe. — Der Redner wandte ſich nach dieſem Eingang, in welchem Angriff und Vertheidigung, Drohung und Verſprechen ſehr geſchickt gemiſcht waren, an die Nationalverſammlung ſelbſt. Er bezeichnete die Aufgabe, die ihnen beiden, Nationalverſammlung wie Präſidentſchaft, gemeinſam ſein ſollte, ſo gemeinſam, daß eine wirkliche Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihnen gar nicht exiſtiren könne: nämlich die Grundlagen der Staatsgeſellſchaft wieder ſicher zu ſtellen, die demokratiſchen Einrichtungen zu befeſtigen und die Wunden Frankreichs auf jede mögliche Weiſe zu heilen. Die Majorität, welche er erhalten, erfülle ihn nicht nur mit Erkenntlichkeit, ſondern ſie werde der neuen Regierung auch jene moraliſche Kraft geben, ohne welche keine Autorität beſtehen könne. Er verſprach Frieden und Ordnung, Verſtändigung und Verſöhnung; die Regierung werde feſt ſein und gerecht, beſeelt von aufrichtiger Liebe für den Fortſchritt, ohne reaktionär oder utopiſtiſch zu ſein. — Die Rede ſchloß mit Worten, die nicht beſſer gewählt ſein konnten, indem ſie zugleich ein feines Zugeſtändniß enthielten wegen des ſo ganz Unverdienten, Unverhältnißmäßigen, das in der Wahl Bonaparte's lag. Seien

wir, rief er, die Männer des Landes, nicht die einer Partei: so werden wir mit Gottes Hilfe wenigstens das Gute thun, wenn wir das Große nicht thun können! —

In der That, der Mann, der dem Präsidenten diese Rede verfertigt, war ein vortrefflicher Stylist. Es war nicht möglich, eine neue Regierung von so zweideutigem Ursprung, so geringer Aussicht, mit mehr Bescheidenheit und doch zugleich mehr Würde einzuführen; nicht die kraftvollste, die weiseste Regierung der Welt hätte sich des Programms, das der Abenteurer von Straßburg und Boulogne hier aufstellte, zu schämen gebraucht. Aber der Jammer war nur, daß es eben nichts weiter war als stylistische Arbeit — und auch von Niemand für mehr gehalten wurde.

Mit größerer Spannung, als diese Antrittsrede des Präsidenten aufgenommen ward, sah man dem ersten wirklichen Akt seiner Regierung, der Ernennung des neuen Ministeriums (denn selbstverständlich hatten mit Cavaignac auch sämmtliche bisherige Minister ihre Aemter niedergelegt) entgegen. Der Präsident hatte dasselbe angekündigt, als zusammengesetzt aus redlichen, fähigen und dem Lande ergebenen Männern, welche trotz der Verschiedenheit ihres politischen Ursprungs doch in dem gemeinsamen Eifer für das Wohl und den Ruhm der Republik ihre Ausgleichung finden würden.

Und ganz gewiß, da Ludwig Bonaparte als Nothbehelf aller Parteien gewählt worden war, da er nicht die Kraft einer, sondern nur die augenblickliche Schwäche und Hinterlist aller Parteien vertrat, so blieb auch ihm selbst nichts Anderes übrig, als den geleisteten Dienst zu erwiedern und die Organe seiner Regierung ebenfalls aus allen Parteien zu entnehmen: was denn natürlich auch seinerseits wieder nur ein Nothbehelf war. —

Die Veröffentlichung des neuen Ministeriums erfolgte noch denselben Abend. Zum Justizminister und zugleich zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kabinets (denn den eigentlichen Vorsitz im Ministerrath hatte der Präsident sich selbst vorbehalten) war Herr Odilon Barrot ernannt: eine bekannte parlamentarische Notabilität der letzten funfzehn Jahre, ein glänzender Redner und hinlänglich eingeweiht in alle jenen kleinen Kammerkünste, die namentlich unter Louis Philipp in Frankreich so üblich geworden waren. — Allein woran es Herrn Odilon Barrot gebrach, das war ein eigentliches bewußtes System, das waren Klarheit und Konsequenz. Und darum, was auf das Genaueste zusammenhängt, gebrach es ihm auch an Energie und Muth; die Unzuverlässigkeit und Schwäche, welche er bei Beginn der Februarrevolution an den Tag gelegt, hatte seinem Namen mit Recht in den Augen aller Parteien einen nicht zu ver-

tilgenden Makel angehängt. — Das Ministerium des Auswärtigen, dieses vorzüglichste Tummelfeld politischen Ehrgeizes, auf dem zu Anfang der Revolution Herr von Lamartine mit so viel Behaglichkeit seine schönsten Redeblumen abgeweidet hatte und das dann bis zuletzt von Herrn Bastide, dem ehemaligen Holzhändler, bewirthschaftet worden war, etwa wie man ein gutes Holzlager oder sonst ein rentables Eigenthum bewirthschaftet, war Herrn Drouyn de Lhuys anvertraut, einem bisher ziemlich obskuren Manne, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er einmal von Guizot abgesetzt worden war; seine Ernennung sollte vermuthlich eine Reverenz sein gegen die frühere gemäßigte Kammeropposition. Leon de Maleville war Minister des Innern geworden; er galt für einen leidlich talentvollen und befähigten Mann. Doch war schwer zu entscheiden, wieviel davon ihm selbst angehörte und wieviel Einflüsterung des Herrn Thiers war, unter dessen eifrigste Anhänger und Bewunderer Herr von Maleville gezählt ward. Die Legitimisten sahen sich in dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn von Falloux, vertreten. Herr von Falloux war als ein eifriger, fast fanatischer Katholik, Gönner zugleich und Günstling des Klerus, bekannt. Es mochte nützlich und nöthig gewesen sein, auch dieser Richtung ein Zugeständniß zu machen: aber daß man ihr gerade das Ministerium des

öffentlichen Unterrichts überantwortete, das schien die Grenzen eines bloßen Zugeständnisses denn doch zu überschreiten, und öffnete eine bedenkliche Aussicht in die Zukunft. — Die Finanzen sind überall ein kitzlicher Punkt; Land und Leute lassen sich zur Noth mit Redensarten regieren, aber die leeren Beutel füllen oder noch richtiger die beständige Leerheit des Beutels durch immer neue Mittel künstlich verdecken und den reichen Mann spielen bei leerer Tasche, das, behauptet die böse Welt, ist eine Kunst, zu der die allgemeine politische Phrase nicht ausreicht, sondern die ordentlich handwerksmäßig erlernt sein will. Herr Hippolyte Passy stand in dem Ruf, dieses Handwerk sehr gründlich zu verstehen; darum hatte man ihm auch die Finanzen anvertraut, wiewohl er keiner der eigentlich einflußreichen Parteien angehörte. — Die übrigen Portefeuilles waren an zum Theil sehr unbedeutende Männer vertheilt: die Marine an Herrn de Tracy, die öffentlichen Arbeiten an Leon Faucher, bekannt als ein sehr fleißiger, aber eben nicht sehr interessanter Scribent, Ackerbau und Handel an Herrn Bixio. Als Kriegsminister endlich fungirte General Ruilhières; auch er sollte in der Februarrevolution eine einigermaßen zweideutige Rolle gespielt haben.

Von besonderer Wichtigkeit war außerdem noch die Ernennung des General Bugeaud zum Oberbefehls-

haber der Alpenarmee: das heißt desjenigen Korps, welches zur Observation und möglicherweise auch zur Unterstützung Italiens aufgestellt war. Durch die Ernennung Bugeaud's schien diese Möglichkeit näher gerückt zu werden. Bugeaud hatte sich in den Feldzügen in Afrika den Ruf eines energischen und glücklichen Generals erworben; trotz seiner Barschheit und Strenge und wiewohl er, was seine politische Stellung anbetraf, sogar schon zu Zeiten der Orleans ein eifriger Reaktionär gewesen war, stand er dennoch um seiner militärischen Eigenschaften willen bei der Armee in großem Ansehn. Auch jetzt wurde die Ernennung dieses im Ganzen so unpopulären Mannes von der Mehrzahl des französischen Publikums nichts weniger als unangenehm vermerkt. Denn man glaubte darin eine Andeutung zu finden, daß der Präsident, wie sehr er auch den Frieden schätzte und wie nachdrücklich er die Erhaltung desselben auch als das Endziel seiner Verwaltung verkündigt hatte, doch keinen Louis Philipp'schen Frieden um jeden Preis wollte: sondern daß er nöthigenfalls entschlossen sei, dem bedrängten Italien, wenn die Gewaltherrschaft Oesterreichs sich daselbst erneuern sollte, mit Waffengewalt beizustehen. — Wir werden in der Folge zu erzählen haben, auf wie schmähliche Weise auch diese Erwartung getäuscht ward.

Keine geringere, wohl aber eine weit ungünſtigere Senſation erregte die Ernennung des General Changarnier zum Befehlshaber der erſten Militärdiviſion und der Mobilgarde des Seinedepartements, wobei er gleichwohl das bisher geführte Oberkommando der Nationalgarde beibehielt. — Die verſchiedenen Parteien, die mit großer Eiferſucht Alles belauerten, was auf das, ſei es wirkliche, ſei es untergeſchobene Kaiſergelüſte des neuen Präſidenten hindeutete, ſtimmten ein großes Klagegeſchrei über dieſe Ernennung an; es ſei, behaupteten ſie, unerhört, ja an ſich ſchon ein Attentat auf die Verfaſſung, eine ſo ungeheure Militärgewalt in die Hand eines einzigen Mannes zu verſammeln, eines Mannes überdies, deſſen perſönliche Zuneigung für den Präſidenten bekannt ſei. Wirklich, wie auch die Folge lehrte, war dieſe Ernennung eine Unvorſichtigkeit geweſen und paßte ſchlecht zu dieſem Syſtem der Mäßigung und Enthaltſamkeit, das man ſich fürs Erſte noch auferlegt hatte. Erklärlich indeſſen war auch ſie: wollte man auch ſelbſt noch keinen Staatsſtreich begehen, ſo war man doch in Beſorgniß vor den Streichen der Gegner und wollte ſich für den möglichen Fall eines gewaltſamen Aufſtandes zum Voraus eines energiſchen und ergebenen Generals verſichern.

Daß bei allen dieſen verſchiedenen Kombinationen

und Ernennungen Herr Thiers sich selbst hatte leer ausgeben lassen, verstand sich von selbst und konnte gar nicht anders sein; sogar jeder Anfänger in der Politik hätte es ebenso gemacht. Herr Thiers hatte die Leiden und Freuden der Ministerlaufbahn hinlänglich gekostet; es war etwas Neues und dabei noch viel Ungefährlicheres, Minister, ja Regent Frankreichs zu sein, ohne Portefeuille und ohne Präsidentschaft, nur ganz insgeheim die Selbstsucht und Kurzsichtigkeit aller Parteien brandschatzend und dafür umschmeichelt und verehrt von allen Parteien.

Schon mehr konnte man sich verwundern über die Enthaltsamkeit, welche der Präsident selbst in Placirung seiner Günstlinge und Freunde bewiesen, sowie über die Klugheit, mit welcher er den allzustarken Zudrang des Familienanhangs zurückwies. Die Ernennung des alten Jerome zum Gouverneur der Invaliden, sowie bald darauf die seines Sohnes zum Botschafter nach Madrid war beinahe das Einzige, was in dieser Richtung geschah. Und das Eine war so sehr ein Akt der Pietät, das Andere lief für den neu improvisirten Diplomaten selbst so schlecht ab, daß das Publikum sich immerhin dabei beruhigen mochte. —

So also schien Frankreich wiederum geordnet. Eine gesetzmäßige Regierung war hergestellt — aber war

Frankreich darum nun auch beruhigt? Nichts weniger! Allen Parteien war geschmeichelt, allen hatte man Zugeständnisse gemacht — waren die Parteien selbst nun zufrieden gestellt? Im Gegentheil! Alle Parteien hatten den Präsidenten nur gewählt, um ihn zu brauchen: und daß er der Mann war sich brauchen zu lassen, das, wenn man es nicht sonst schon gewußt hätte, war sogleich wieder durch die Zusammensetzung dieses Ministeriums bewiesen worden, eines Ministeriums, welches, wie ohne eigentliche Talente, so auch ohne zusammenhaltende Idee war und dem daher Niemand auch nur die geringste Dauer versprechen konnte.

Vielmehr mit Sicherheit war vorauszusehen, daß eine so unnatürliche und unfruchtbare Verbindung des Nächsten wieder auseinander gehen mußte. Wem alsdann wird die Gewalt zufallen? welcher Partei schließlich, wenn er die Unmöglichkeit einsieht, es auf die Dauer mit allen zu halten, wird der Präsident sich in die Arme werfen? Die Möglichkeit, bei dem Charakter des Präsidenten, oder im Gegentheil bei seiner Charakterlosigkeit, hatte jede für sich; Republik und Kaiserthum, Krieg und Friede, in diesem hohlen Kopf, diesem leeren Herzen hatten sie alle gleiche Chancen. Sogar die Annäherung der Sozialisten hatte er, wie bereits erwähnt worden, nicht ganz verschmäht: wie diese denn

ihrerseits sogar thöricht genug gewesen waren, die Wahl Bonaparte's allen Ernstes für einen Sieg der sozial-demokratischen Partei zu erklären — nämlich bloß, weil er über Cavaignac und die sogenannte honette Republik triumphirt hatte.

Es gab auch noch eine ganz andere Chance; es war auch möglich, daß alle Parteien über den Irrthum, den sie in der Wahl Bonaparte's gethan, ins Klare kamen, daß sie, wie ihn alle auf einmal erhoben, so jetzt alle auf einmal ihn fallen ließen und daß der Bürgerkrieg, den man durch den Namen Bonaparte hatte beschwören wollen, sich nur um desto gewaltiger, über diesen Namen und seinen Träger hinweg, über das unglückliche Frankreich ergoß ....

So viel und so bedrohlichen Möglichkeiten gegenüber, konnte die Stimmung, mit welcher Frankreich in das neue Jahr übertrat, denn natürlich nicht anders als erregt und sorgenvoll sein; alle Parteien standen gleichsam auf dem Anschlag, Jedermann für jeden nächsten Tag erwartete etwas Außerordentliches und Ungeheures.

Europa, das sich nur mit Mühe an das Schauspiel einer Bonapartischen Präsidentschaft gewöhnte, theilte diese bangen Erwartungen; fast noch in höherm Grade als zu Anfang des Jahres war auch am Schluß desselben die allgemeine Aufmerksamkeit, mit fast fieber-

hafter Spannung, wiederum auf Frankreich gerichtet. Daß das geiſtreiche, das ſtolze, das eitle Frankreich ſich die Präſidentſchaft dieſes Strohmanns werde auf die Dauer gefallen laſſen, ſchien undenkbar. Und wäre auch dies denkbar geweſen, ſo ſchien doch die materielle Lage des Landes von der Art, daß eine Aenderung, und zwar eine ſchleunige, unvermeidlich war. Hatte der Sturz der Julimonarchie genügt, das ſcheinbar ſo friedliche, ſo wohlbefeſtigte Europa in Flammen zu ſetzen, was erſt, bei der allgemeinen Auflöſung und Verwirrung, in welcher dieſer Welttheil ſich im Augenblick befindet, wird geſchehn, wenn der Vulkan ſich jetzt zum zweitenmal, und dann um wieviel ſchrecklicher, ergießt?!

Fortsetzung: Deutschland.

Je finsterer es auf diese Weise am Horizonte Frankreichs aussah, je dringender war die Aufforderung für Deutschland, diesen nächsten Nachbar Frankreichs, in dessen Grenzen jede Erschütterung an der Seine sich bekanntlich jedesmal am schnellsten und gewaltthätigsten wiederholt, den Neubau seiner Verfassung zu beschleunigen; je gefährlicheren Krisen Europa mit dem neuen Jahre allem Anschein nach entgegenging, um so wünschenswerther, so nöthiger war es, daß auch ein einiges, durch seine Einheit starkes und einflußreiches Deutschland das Gewicht seines Willens in die Wagschale der Entscheidungen werfen konnte.

Aber zunächst wo war Deutschland?

Nun, wo sollte es anders sein, als in der Paulskirche zu Frankfurt? Bald neun Monate waren es, daß die Vertreter der Nation, die ersten, so lange es eine deutsche Geschichte gab, die sich mit diesen Namen nennen durften, hier versammelt waren. Aber die Geburt der deutschen Verfassung, wie lange verkündigt, wie sehnlich erwartet, wollte noch immer nicht von Statten gehn. Statt sich mit der ersten und dringendsten Frage, der praktischen Frage der Einheit und einer einheitlichen Reichsgewalt, zu beschäftigen, hatte man eine

koſtbare, eine unerſetzliche Zeit verloren mit der Berathung der ſogenannten Grundrechte: das heißt, einer gewiſſen Anzahl von Rechten (und bei der enormen Gründlichkeit der Verſammlung waren die Rechte, oder doch wenigſtens die Paragraphen, in der That ſehr, ſehr zahlreich geworden), welche allen Deutſchen von vorn herein und für ewige Zeiten verbürgt ſein ſollten, gleichſam eine Abſchlagszahlung für alle möglichen Fälle, ein ewiger eiſerner Beſtand von Freiheit, den keine Reaktion jemals angreifen ſollte.

Auch dieſer Gedanke wieder war ſehr liebenswürdig geweſen und machte abermals dem Herzen der Nation viel Ehre; ſie dachte ſich ihre etwaigen künftigen Tyrannen gerade ſo manierlich und beſcheiden, ſo zurückhaltend und jugendſchüchtern, wie ſie ſelber war: bis hieher kann er mich knechten und plagen, aber wo er an meine Grundrechte kommt, ergebenſter Diener, da zieht der Tyrann den Hut und hat Reſpekt.

Aber verzweifelt dumm war der Gedanke doch bei alledem. Keiner andern, politiſch nur einigermaßen gebildeten und einſichtigen Nation hätte es in den Sinn kommen können, Rechte, welche nur die Konſequenzen der Freiheit ſein können, als Vorausſetzung derſelben zu behandeln und monatlange Berathungen und ein ganz unverhältnißmäßiges Kapital von Beredſamkeit, Fleiß, Mühe zu

verwenden an Bestimmungen, die an und für sich alle sehr schön waren, aber doch nur alle erst auf dem Papiere standen! Es charakterisirt sich darin nicht bloß, den wir bereits erwähnten, der falsche Idealismus und die kindische Leichtgläubigkeit der Nation: sondern noch mehr erblicken wir darin den Ausdruck ihrer Furcht. Ihre Furcht vor der Reaktion war so groß, ihr Zutrauen zu sich selbst so gering, daß sie, wie bei einem schlechten Schuldner, nichts sicher zu haben meinte, was sie nicht zu Papier gebracht, gleichsam gerichtlich verbrieft und untersiegelt hatte; es fehlte nicht viel, so kam das Recht, Athem zu holen oder zu niesen, wenn es Einen kitzelte, auch noch in die Grundrechte....

Das Parlament selbst hatte durch diese thörichten Berathungen außerordentlich an Ansehn und Achtung beim Publikum verloren. So allgemein auch Anfangs das Geschrei nach Grundrechten gewesen war, so bald hatte das Volk doch gemerkt — oder die Thatsachen hatten ihm bewiesen, wie wenig in Wahrheit es daran haben würde, und so unwillig daher war es auf die Schönredner, welche darüber das unendlich Wichtigere, die Festsetzung der Verfassung, versäumten. Niemals überhaupt war eine Versammlung so ersehnt worden, so willkommen geheißen von den edelsten Hoffnungen einer ganzen großen Nation, niemals auch war eine so achtbar, so

ehrwürdig geweſen durch die Reinheit ihrer Abſichten und ihr edles, patriotiſches Wollen — und bei alledem niemals eine ſo reſultatlos, ſo verkehrt in dem, was ſie gethan, ſo verhängnißvoll durch das, was ſie unterlaſſen; niemals hat gerechterer Jubel eine Verſammlung dieſer Art empfangen — und niemals gerechterer Unwille den Auseinandergejagten ſelbſt nur den Zoll des Mitleids verſagt.

Jetzt freilich, wo wir alle ſo ſchmerzlich entnüchtert ſind, und wo die Fehlgriffe unſrer Volksvertreter längſt und tauſendfach wett gemacht ſind durch die Thorheiten unſrer Diplomaten, dürfen wir es uns eingeſtehen: die Aufgabe des Frankfurter Parlaments war überhaupt eine unmögliche. Es war nicht nur unmöglich, daß ein ſo krankes, ſo zerriſſnes Volk, wie das deutſche, geſund und einig wurde durch die Beſchlüſſe eines Parlaments, und wenn es das allerweiſeſte, das allervollkommenſte geweſen wäre auf Erden: ſondern auch davon abgeſehen, war es eine Unmöglichkeit, daß ein Parlament bloß durch ſeine Beſchlüſſe, ohne Macht und Mittel der Ausführung, entſcheiden ſollte, wo daneben noch ſo und ſoviel Fürſten exiſtirten und ſo und ſoviel andre Parlamente ebenfalls noch zu Rathe ſaßen.

Gelingen alſo konnte der Verſuch niemals. Aber allerdings hätte er eine größere Ausſicht des Gelingens

gehabt, wenn das Parlament entweder die Begeisterung der ersten Wochen, während die fürstliche Macht noch angstvoll darniederlag, benutzt und frischweg, in kluger Eile, eine Verfassung festgesetzt hätte, die vielleicht inskünftige noch sehr viel Abänderung und Ausbau nöthig gemacht hätte, der aber wenigstens die Fürsten dazumal keinen Widerstand würden geleistet haben. Oder aber zweitens das Parlament mußte sich von vorn herein mit den Fürsten zu verständigen suchen, es mußte von Anfang an, in dem Organismus des Parlamentes selbst, sei es durch eine Fürstenbank, ein Staatenhaus oder wie sonst, Raum geschafft werden für eine jedesmalige und augenblickliche Vereinbarung mit den Fürsten. Die Berathungen wären dann vielleicht noch konfuser, der gegenseitige Widerspruch noch heftiger gewesen: aber jedenfalls, was auf diese Weise zu Stande gekommen, das wäre dann auch wirklich zu Stande gekommen gewesen, und kein nachträgliches Veto der fürstlichen Gewalt hätte den ganzen schönen Kartenbau des Frankfurter Parlaments können über den Haufen blasen.

Wiewohl, wir korrigiren uns selbst — so ganz gewiß wäre auch das noch nicht gewesen; die Geschichte der Union und der Fürstentag in Berlin in diesem Jahre funfzig haben uns belehrt, daß es mit fürstlicher Ehre allerdings ganz wohl verträglich ist, auch dasjenige nicht

zu halten, was man erst selbst mit beschlossen, ja was man wohl gar selbst beantragt und vorgeschlagen hat....

Auch war es keineswegs bloß deutsche Pedanterie und theoretisches Ungeschick, was das Frankfurter Parlament zu diesem kopflosen Verfahren verleitet hatte: bei einem großen Theil der Versammlung war es auch Plan und Absicht, wenn auch freilich ein höchst verkehrter. Man hatte im Stillen ein mehr oder minder deutliches Bewußtsein seiner Ohnmacht, man fühlte, daß diese Versammlung, wie stolz sie that und wie gebieterisch sie sich gerirte, doch eigentlich in den Wolken saß. Diese Ohnmacht suchte man zu verdecken, indem man ängstlich jeden Zusammenstoß vermied, der sie hätte an den Tag bringen können; man machte es wie die kleinen Kinder, die die Augen zudrücken, wenn sie sich ängstigen. Auch die tapferste Politik hätte das Sachverhältniß selbst nicht ändern noch eine Macht erschaffen können, welche dem Parlament fehlte, weil sie dem Volke fehlte. Allein sie würde dem Volke wenigstens die Augen geöffnet haben; es würde der Nation vielleicht keins von den gegenwärtigen Leiden erspart, aber wenigstens dem Parlament würde die Achtung des Volks und damit allerdings auch diesem selbst eine höchst wesentliche Hoffnung für die Zukunft erhalten worden sein; der Untergang der Versammlung wäre nicht verhindert,

im Gegentheil beschleunigt wäre er worden, aber er wäre ein ehrenvoller gewesen. —

Der richtige Zeitpunkt zu dieser Politik wäre bei der Malmöer Waffenstillstandsfrage gewesen; die Volksstimme, welche von jenen Verhandlungen her den Untergang des Parlamentes datirt, ist allerdings vollkommen im Recht. Wir theilen nicht die Ansicht derer, welche glauben, daß durch offne Verwerfung des Waffenstillstands Preußen damals noch zu einer andern Politik hätte umgestimmt und damit dem ganzen Geschicke Deutschlands eine andere Wendung gegeben werden können. Im Gegentheil, wir glauben, daß auch damals schon und trotz dieser Verwerfung Alles genau ebenso gekommen sein würde, wie jetzt. Nur es wäre früher, es wäre unbeschönigt gekommen: und auch das schon würden wir für keinen kleinen Gewinn gerechnet haben. — Es ist interessant, daß diese so grundfalsche und verderbliche Politik gerade von denjenigen am meisten geübt worden ist, die sich nicht nur für die einzigen wahren Freunde des Vaterlandes, sondern auch für die einzigen wahren staatsmännischen Talente der Versammlung und damit ganz Deutschlands hielten, ja wohl gar noch heute halten: den Doktrinären des alten Liberalismus, denselben guten Männern und schlechten Mu=

ſikanten, denen wir noch im Lauf deſſelben Jahres neun und vierzig in Gotha begegnen werden.

Was dieſelben dabei leitete, war hauptſächlich wiederum die Furcht — die Furcht vor ihren demokratiſchen Gegnern. Dieſe ſollten verhindert werden, den Konflikt, welcher alsdann nothwendig entſtehen mußte, auszubeuten zu jener zweiten allgemeinen Revolution, welche beinahe ſprüchwörtlich in ihrem Munde geworden war. Aber ſahen ſie denn nicht, daß ſie mit ihrem Verfahren ihren Gegnern, wenn auch langſamer, dafür nur um ſo gewiſſer in die Hände arbeiteten? und was für eine ſeltſame Vorſicht iſt das, die ſich lieber freiwillig zu Tode hungert, aus Beſorgniß, das Brod im Hauſe könne einmal alle werden? —

„Des Laſters Weg iſt Anfangs zwar“ — und ſo weiter, wie es im Geſangbuch ſteht. Nachdem in der Malmöer Waffenſtillſtandsfrage der erſte Schritt der Lüge und Selbſterniedrigung einmal gethan war, ſo blieb allerdings nichts anderes übrig, als denſelben in immer kürzeren Zwiſchenräumen, in immer größerm Maßſtabe zu wiederholen. Das wahrhaft erbärmliche Verfahren, welches das Parlament den Vorgängen in Wien und Berlin gegenüber bezeigte, war nur die nothwendige Konſequenz des berüchtigten ſechzehnten September. Wer damals mit Hand angelegt hatte zur Selbſt-

entmannung des Parlaments, der mußte es auch vollkommen in der Ordnung finden, wenn dasselbe sich jetzt ganz offenkundig nur noch als Hofeunuch der Kamarilla von Berlin und Wien geberdete....

Natürlich war durch alle diese Vorgänge das Vertrauen des Publikums zum Frankfurter Parlament vollständig ruinirt worden: und war es auch in dieser Hinsicht ein höchst ungünstiger Moment, als sich dasselbe endlich in der letzten Woche des Jahres acht und vierzig an die Berathung über das Reich und die Reichsgewalt machte. Hier, nothgedrungen, mußte man nun endlich das Luftgebiet der bloßen Phrasen verlassen; hier, wo es sich darum handelte, die Grenzen des künftigen Reichs, die Form seiner Einheit und die Art seiner Regierung festzustellen, wohl oder übel, mußte man endlich den Muth haben, praktisch zu werden, und das Ei, das sich nun einmal nicht länger schaukeln ließ, mit kräftigem Schlage auf die Spitze zu stellen.

Gleichwohl fand die Versammlung Mittel, auch hier noch, so weit immer möglich, ihrem bisherigen Charakter treu zu bleiben. Mit großer Naivetät, als ob es keine deutschen Fürsten mehr gäbe und als ob namentlich Oesterreich, gegen welches diese Beschlüsse ganz sichtbarlich gerichtet waren, nicht mehr existire, dekretirte sie in Paragraph zwei und drei des Abschnittes vom Reich,

daß kein Theil des deutschen Reiches mehr mit nicht-deutschen Ländern zu einem Staat vereinigt sein dürfe und daß, wo ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt habe, das Verhältniß zwischen beiden nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen sei. —

Das hieß denn ganz einfach den ganzen dermaligen Bestand des österreichischen Kaiserstaats auflösen und den Kaiser von Oesterreich, in seinen deutschen Landen wenigstens, mediatisiren.

Nicht von Weitem wollen wir behaupten, als wäre der Gedanke an sich nicht vollkommen richtig, ja der einzig richtige gewesen und als ob ein anderer Weg, das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich zu ordnen, überhaupt nur denkbar sei, es sei denn nämlich daß Oesterreich die deutschen Provinzen überhaupt abgenommen würden, was wiederum dasselbe wäre mit einer Auflösung Oestereichs überhaupt.

Aber wer in aller Welt waren diese Schönredner von Frankfurt, daß sie glaubten, sie dürften eine große geschichtliche Wahrheit nur aussprechen und so ist sie auch schon geschehen? eine Forderung der Vernunft nur zu der ihren machen und so ist sie auch schon erfüllt? Wo hatten sie diese wundersamen Diplomaten, die Oesterreich zur freiwilligen Auflösung überreden, wo die

Armeen, die es zur unfreiwilligen zwingen konnten? wo vor Allem waren die Sympathieen der Nation, wo die Begeisterung der Massen, auf welche ein Parlament sich stützen mußte, das solche Beschlüsse zu fassen wagte, vorausgesetzt, daß dieselben mehr sein sollten als bloße Fechterstreiche?

Das Parlament hatte diesen so unermeßlich wichtigen, wenn er wirklich zur Ausführung kommen sollte, so welterschütternden Beschluß, wie gesagt, mit großer Naivetät gefaßt, es hatte es gemacht — wir müssen wiederum sagen, wie die Kinder, die verbotener Weise den Ball über die Mauer werfen und dann weglaufen und sich verstecken und abwarten, was sie für Unheil werden angerichtet haben. . .

Oesterreich ließ sie nicht allzulange warten; es nahm den Ball auf und warf ihn ihnen zurück: aber kein Federball war es mehr, sondern ein Feuerball war es geworden, vor dem das Gebäude deutscher Einheit in Trümmer fiel. — Wir werden auf die damaligen Verhältnisse Oesterreichs sogleich noch zu sprechen kommen; an dieser Stelle erwähnen wir nur, daß das Ministerium Schwarzenberg in dem sogenannten Programm von Kremsier, mit welchem es am 27. November vor den Reichstag trat, die absolute und unbedingte Einheit der österreichischen Monarchie als den leitenden Gedan-

ken ihrer Politik ausſprach. Von dieſem Standpunkte aus, hieß es in dem Programm weiter, ſei auch ſogleich der Weg vorgezeichnet, welchen das Miniſterium in der deutſchen Frage verfolgen werde. Nicht im Zerreißen der öſterreichiſchen Monarchie liege die Größe, nicht in ihrer Schwäche die Kräftigung Deutſchlands. Oeſterreichs Fortbeſtand in ſtaatlicher Einheit ſei ein deutſches, wie ein europäiſches Bedürfniß. Von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, ſähe es der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgeſtaltungsprozeſſes entgegen. Erſt wenn das verjüngte Oeſterreich und das verjüngte Deutſchland zu neuen und feſten Formen gelangt ſei, werde es möglich ſein, ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtaatlich zu beſtimmen. Bis dahin werde Oeſterreich fortfahren, ſeine Bundespflichten treulich zu erfüllen. — Als beliebiger avis au lecteur war noch die Verſicherung angehängt, daß in allen äußeren Beziehungen des Reichs die Miniſter die Intereſſen und die Würde Oeſterreichs zu wahren wiſſen und keinerlei beirrenden Einfluß von außen auf die unabhängige Geſtaltung ſeiner inneren Verhältniſſe zulaſſen würden. —

Das war denn, wie immer, zum Wenigſten unverblümt und deutlich geſprochen: nämlich für jeden, der ſich nicht etwa den Kopf abſichtlich mit Illuſionen zu benebeln liebte. Und deren gab es allerdings in

Deutschland außerordentlich Viele — und in dem Frankfurter Parlament mehr als irgendwo. Oesterreich, wenn man die Sprache seines Ministeriums aus der Sprache der Diplomatie in einfaches schlichtes Deutsch übersetzte, erklärte, daß es seinen eigenen Weg gehen würde, unbekümmert um Deutschland und ohne Rücksicht auf die Beschlüsse, welche etwa in Frankfurt gefaßt werden möchten. Mochte man in Frankfurt hundertmal die Einheit Deutschlands dekretiren und daß kein deutsches Land mit einem außerdeutschen anders als nur durch Personalunion verbunden sein dürfe: das österreichische Ministerium dekretirte die organische Einheit der österreichischen Gesammtmonarchie — wollt ihr meine deutschen Provinzen haben, seht zu, ihr Schwätzer, wo ihr sie herkriegt, ich — habe sie! — Es war noch gnädig genug, daß Oesterreich Deutschland dabei dasselbe Recht der Fortentwicklung und Selbstbestimmung gestattete, das es für sich selbst in Anspruch nahm. Daß dabei des deutschen Parlamentes mit keiner Silbe Erwähnung geschah, sondern nur ganz allgemeiner Weise von einer natürlichen Entwicklung der deutschen Verhältnisse gesprochen ward, war auch schwerlich ohne Absicht geschehen. Fand sich hinterdrein, daß das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland neben einander bestehen konnten, paßten die neuen und festen Formen, welche beide sich

gegeben, ein jedes nach seinem Bedürfniß und seinem Geschmack, zu einander, gut: so wollte das Ministerium Schwarzenberg sich alsdann allerhuldreichst resolviren, was nun weiter geschehen sollte. Was dagegen geschehen sollte, wenn die Formen nicht zu einander paßten und was alsdann namentlich aus den deutschen Provinzen Oesterreichs werden sollte, diesem leibhaftigem Kinde aus dem Urtheil Salomonis, nur daß der Salomo leider fehlte — darüber schwiegen die Propheten. Abzusehen indeß, wo Einer nur Augen hatte und sie brauchen wollte, war es wohl: wo zwei Nachbarn sich nicht vertragen können, je nun, da prügeln sie sich. — Der Krieg mit Deutschland war die letzte Perspektive des Kremsier'schen Programms.

Die Bestürzung, welche diese Erklärung in Frankfurt hervorrief, war unbeschreiblich. Zwar nicht bei Allen war es Bestürzung: bei Vielen sogar Freude — und bei Einigen auch Schadenfreude. Bestürzt waren nur jene konservativ-liberalen Doktrinäre, die wir vorhin bezeichnet haben und die jetzt allerdings mit Entsetzen den ersten schneidenden Hauch der Wirklichkeit zwischen ihren bunten Kartenblättern spürten. Die ihnen gegenüberstanden, die Männer der Revolution unter allen Umständen und um jeden Preis, die nichts sehnlicher wünschten und auf nichts mehr hofften als auf eine recht baldige zweite allgemeine Umwälzung — diese im

Gegentheil freuten sich und sprachen ihre Freude zum Theil sogar unverholen aus. Denn für diese, wo gab es eine bessere Chance, als diesen Bürgerkrieg, welchen Oesterreich in Aussicht stellte? Die österreichischen Minister, wenn sie an diesem Programm von Kremsier festhielten, waren die besten Agenten, welche die Partei des Umsturzes sich wünschen konnte; selbst Ledru Rollin, zur Zeit der berühmten Wahlausschreiben, hatte keine bessern gehabt....

Dazu gesellten sich nun noch die partikularen Elemente, welche die Versammlung selbst in ihrem eigenen Schoße barg und die es schon nicht mehr nöthig hielten sich länger zu maskiren. Wunderliche Nemesis! An seinem eigenen Leib, seinen eigenen Gliedern sollte das Frankfurter Parlament es büßen, daß es den Moment der Begeisterung verpaßt hatte und hatte die fürstliche Sondermacht und das Sonderinteresse der Dynastieen wieder erstarken lassen. Der Enthusiasmus der Völker, in den Jubeltagen des März, hatte selbst die Throne mit einem leisen Anhauch von Enthusiasmus und Aufopferungsfähigkeit verklärt; jetzt, umgekehrt, das wieder erwachte Sonderinteresse der Fürsten weckte auch die Sondergelüste der Völker wieder auf, dem Nothschrei der fürstlichen Selbstsucht antwortete der Lokalpatriotismus der Nationchen, und dieselben Männer, die sich in

den ersten Tagen des Parlaments nicht schwarz-roth-gold genug hatten zeigen können, schwuren jetzt Stein und Bein, zwar gute Deutsche, aber auch eben so gute Reuß-Schleiz-Greiz-Lobensteiner bleiben zu wollen.

Eine unsäglich widrige Erscheinung ist es dabei, wie der Radikalismus der Revolutionsmänner diesen bornirten Lokalpatriotismus hätschelt und für seine Zwecke benutzt; sie, die es zum Ekel wiederholt hatten, daß überhaupt aller Patriotismus eine Narrheit und daß es einem gebildeten Menschen ganz einerlei sein müsse, er habe ein Vaterland oder nicht, heucheln auf einmal die zärtlichste Empfindsamkeit für die abgeschmacktesten Zerrbilder des Patriotismus und tragen keine Scheu sich zu Bundesgenossen derselben anzubieten. — Doch ist das ein Gegenstand, auf den wir leider noch bei anderen Gelegenheiten werden zurückkommen müssen.

Mittlerweile, wie groß die Bestürzung auch sein mochte, so mußte man sich doch zu erholen suchen; wie rathlos in Wahrheit, mußte man sich doch den Anschein geben, als habe man irgend eine tapfere That im Hintergrunde. So lange die Ehre des Parlaments nur dadurch auf dem Spiele stand, daß es diejenigen fallen ließ, zu deren natürlichem Schutz es bestimmt schien, hatte man dieselbe in Gottes Namen mögen mit Füßen treten lassen; so lange es nur Mitglieder der verhaßten

Linken waren, welche die Kroaten in Wien zum Galgen verurtheilten und füsilirten, so lange hatte man sich immerhin mit Oesterreich vertragen mögen. Jetzt aber, da das Ministerium Schwarzenberg die mühselig erpreßte Staatsweisheit der Frankfurter Doktrinäre nicht blos nicht anerkannte, nein, sogar ignorirte, da es Paragraph zwei und drei, dies Extrem von Muth und Tapferkeit, zu welchem das Parlament sich bisher noch in die Höhe geschroben, nicht respektirte, da es (mit einem Worte) nicht blos mehr gegen das Parlament handelte, sondern sogar auch redete, — bedenklicher Eingriff allerdings in die Prärogative der Frankfurter Redeübungsgesellschaft — ja freilich, da war die Gefahr groß! da, gern oder nicht, mußte man das Bischen Haare, das man noch auf den Zähnen hatte, zusammenstreichen!

Auch hätte der Friede ja doch nicht mehr lange währen können. Die Oberhauptsfrage, — wie gern hätte man sich um sie herumgedrückt! Aber sie rückte immer näher, die Grundrechte waren fertig, sie ließ sich nicht länger vermeiden — und da man einmal entschlossen war, einen deutschen Kaiser zu machen und da der Kaiser von Oesterreich das natürlich nicht werden konnte, so mußte, ganz nothwendig, der Spektakel ja dabei mit Nächstem doch losgehen.

Die liberalen Doktrinäre also ermannten sich. Das

bisherige Ministerium, dessen Seele der Oesterreicher Herr von Schmerling gewesen war, wurde zum Rücktritt veranlaßt: und Heinrich von Gagern selbst, diese Blüthe und Krone der Partei, und allerdings ohne Widerspruch ein Mann von den reinsten Absichten und dem wärmsten und edelsten Herzen, trat an die Spitze des neugebildeten Ministeriums (December 18.).

Wir haben oben gesagt, daß das Parlament durch seine Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage, sowie bei den Berliner und Wiener Vorgängen, die Achtung, ja das Interesse des deutschen Publikums verloren hatte. Das ist richtig genug: aber es schließt nicht aus, daß das Interesse, wenn auch in sehr abgeschwächter, sehr kühler Form sich ihm zeitweise und auf Augenblicke wenigstens wieder zugewandt hätte. Sogar das Wiedererwachen dieses Interesses geht mit einer gewissen Regelmäßigkeit vor sich, man kann eine Art von Skala, eine Art von Thermometer der öffentlichen Meinung darin verfolgen: so zwar, daß, wenn alles andere Interesse erstorben ist, das Interesse für Frankfurt wieder zum Vorschein kommt. Das Frankfurter Parlament ist für Deutschland gewissermaßen dasselbe, was die Republik für Frankreich ist: der allgemeine Lückenbüßer, das allgemeine pis aller aller Parteien. — Wem ist es nicht schon begegnet, in Ernst oder Scherz, daß er

sich verschworen hat und hat einen hohen Trumpf darauf gesetzt, dies oder jenes nicht wieder zu thun, nie wieder jenen langweiligen Ort zu besuchen, nie mit jenen ledernen Menschen wieder umzugehen? Und siehe da, ehe er es sich selbst versehen, hatte er sich doch wieder dabei ertappt: er wußte so gar nicht wohin, es fehlte ihm so gar an allem Umgang, daß er froh war, selbst nur noch diese schlechte Gesellschaft zu haben. — So auch die öffentliche Meinung in ihrem Verhältniß zum Frankfurter Parlament. Man kann ordentlich das zunehmende Elend und die wachsende Erniedrigung Deutschlands darnach abmessen, wie Frankfurt in Gunst oder Ungunst steht. So lange die Freiheit in Wien und Berlin noch einige Aussicht hatte, so lange wollte Niemand von Frankfurt recht etwas wissen; als sogar die Deklamirstunden in Kremsier aufgehört hatten und auch die zweite preußische Kammer aufgelöst war, da haben wir sogar für die Frankfurter Kaiserwahl geschwärmt . . . .

Ein solcher Moment trat auch jetzt, in den letzten Tagen des Jahres acht und vierzig, ein. So groß war das persönliche Ansehen, in welchem Heinrich von Gagern selbst bei seinen Gegnern stand, und so viel Rühmens von der gründlichen politischen Einsicht und Ausdauer dieses Mannes hatten seine Freunde gemacht, daß

Deutschland unwillkürlich aufhorchte, als es vernahm, Heinrich von Gagern sei an die Spitze der Geschäfte getreten.

Leider ging es Gagern, wie es Persönlichkeiten, auf deren Auftreten das Publikum allzulange und allzusehr gespannt gewesen ist, in der Regel ergeht, und oft sogar ohne ihre Schuld: das Debut war nur mittelmäßig, der erste Erfolg, selbst bei seinen Anhängern, nicht viel mehr als ein bloßer succès d'estime.

Das Programm, mit welchem der neue Ministerpräsident am 18. December vor die Versammlung trat, bestand der Hauptsache nach in Folgendem. Ein Gefühl der Nothwendigkeit, ein heißes Verlangen (hieß es im Eingange) durchdringe die Nation, daß das Verfassungswerk schnell vollendet sein möge. Die verfassunggebende Reichsversammlung habe das Bedürfniß erkannt und nähere sich dem Ziel ihrer großen Aufgabe. Zwar stehe der Centralgewalt an der Errichtung dieses Werkes unmittelbar kein Antheil zu. Aber die Wege anzubahnen, damit die vollendete Verfassung in Wirksamkeit treten könne, thätig zu sein, wo vorauszusehenden Hindernissen vorgebeugt und etwa eintretende beseitigt werden könnten, das erscheine in so hohem Grade als Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt, daß auch das Reichsministerium sie für die nächste und wichtigste halte. Ganz

besonders sei es die Stellung, welche Oesterreich zur deutschen Nationalversammlung wie zur provisorischen Centralgewalt eingenommen habe, über die man ins Klare kommen müsse und in Betreff deren das Ministerium der Versammlung eine Vorlage zu machen habe. — Der Redner wiederholte darauf die Hauptsätze des Kremsierschen Programms, soweit dasselbe das Verhältniß zu Deutschland betraf. Es sei darin ausgesprochen, erstlich, daß alle österreichischen Lande in staatlicher Einheit verbunden bleiben sollten, und zweitens, daß die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland dann erst staatlich geordnet werden könnten, wenn beide Theile zu neuen und festen Formen gelangt sein, das heißt, ihre innere Gestaltung vollendet haben würden. Diese Auffassung der Stellung Oesterreichs zu Deutschland, mit welcher das Ministerium Schwarzenberg seine Antwort ertheilt auf die Frage, welche die Nationalversammlung, besonders in den bekannten Paragraphen eins und drei, an Oesterreich gestellt, habe nicht allein den Beifall des österreichischen Reichstags zu Kremsier erhalten, sondern dieselbe scheine auch den Wünschen und Ansichten der großen Mehrheit der Bewohner der deutsch-österreichischen Lande zu entsprechen.

Das Reichsministerium glaube demgemäß in Beurtheilung der Stellung der Centralgewalt zu Oesterreich von

folgenden Sätzen ausgehen zu müssen. Erstlich daß, bei der Natur der Verbindung Oesterreichs mit unsern deutschen Ländern, sich für jetzt und während des Provisoriums die Pflicht der Reichsgewalt darauf beschränke, das bestehende Bundesverhältniß Oesterreichs zu Deutschland im Allgemeinen zu erhalten. Das Sonderverhältniß Oesterreichs, wonach es anspreche, in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat unter keinen Bedingungen einzutreten, welche die staatliche Verbindung seiner deutschen mit den nichtdeutschen Landestheilen alterire, sei anzuerkennen.

Oesterreich werde also zweitens, nach den bis jetzt durch die Nationalversammlung gefaßten Beschlüssen, wodurch die Natur des Bundesstaates bestimmt worden sei, als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein.

Drittens. Oesterreichs Unionsverhältniß zu Deutschland mittelst einer Unionsakte zu ordnen und alle die verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Verhältnisse nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutschland und Oesterreich von jeher verbunden hätten und in gesteigertem Maße verbinden könnten, bleibe der nächsten Zukunft vorbehalten.

Da Oesterreich viertens zu dem von der provisorischen Centralgewalt repräsentirten Deutschland zwar in

einem unauflöslichen Bunde stehe, in den Bundesstaat aber selbst nicht eintrete, so sei die Verständigung über alle gegenseitigen sowohl bereits bestehenden als künftigen Bundespflichten und Bundesrechte auf gesandtschaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten.

Endlich fünftens wurde noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die schleunige Beendigung der Verfassung des deutschen Bundesstaats allerdings zwar in beiderseitigem Interesse liege, Gegenstand der Unterhandlung mit Oesterreich, jedoch könne diese Verfassung nicht sein.

Der Redner bat zum Schluß noch einmal ausdrücklich um Ermächtigung, die gesandtschaftliche Verbindung mit Oesterreich einzugehen, indem er zugleich ersuchte, die ebengemachte Vorlage, behufs schleuniger Begutachtung, an einen Ausschuß zu verweisen. —

Dies also das neue Gagernsche Progamm. Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, nicht viel Neues darin war. Dasselbe wiederholte nur die Schwarzenbergsche Erklärung; es erkannte nur die Spaltung Oesterreichs und Deutschlands an, welche in Kremsier proklamirt worden war und welche das Frankfurter Parlament zu verhindern allerdings keine Macht hatte — und zog nur diejenigen Konsequenzen aus ihr, die auf der Hand lagen. Neu an dieser Gagernschen Erklärung war nur die Nüchternheit, mit welcher hier zum ersten Mal den That-

sachen ehrlich ins Gesicht gesehen ward, neu nur der Muth, mit welcher sie die Illusionen der Sentimentalität und des Phrasenthums zertheilte und es offen aussprach, in welchem Sinne und welcher Beschränkung allein eine deutsche Einheit in diesem Augenblicke möglich sei: beides Eigenschaften, welche sonst gerade nirgend weniger zu Hause waren als in dieser Frankfurter Versammlung, zumal bei der eignen Gagernschen Partei, und die deshalb auch durchaus nicht nach ihrem Geschmacke waren.

Die Aufnahme, welche das Gagernsche Programm in der Versammlung fand, war daher, wie bereits erwähnt, nur lau; selbst die Anhänger und Freunde Gagerns, inner= wie außerhalb des Parlaments, konnten sich nicht sogleich darein finden.

Auch im Uebrigen zeigte die veränderte Parteistellung sich sogleich noch in derselben Sitzung. Auch die leeren Stichworte der bisherigen Parteien zerflatterten vor Annäherung der Wirklichkeit; die natürliche Zersetzung begann, die vielen Fraktionen und Fraktiönchen, in welche man sich gespalten hatte, wie Einer etwa eine gute Lunge besaß und zum Parteichef diente, verschwanden von Tag zu Tage mehr: — und österreichisch oder deutsch, beschränkte, aber mögliche Einheit oder offner Partikularismus war bald noch Alles, um was

es sich handelte. — Welchem von den bestehenden Ausschüssen das Gagern'sche Programm zur Prüfung zu überweisen wäre, darüber konnte das Parlament sich nicht vereinigen; es mußte also ein neuer gewählt werden, in welchem die Gegner Gagern's sehr stark vertreten waren. Auch bei der neuen Präsidentenwahl, welche durch Gagern's Eintritt ins Ministerium nöthig geworden, stimmten zum ersten Mal Partikularisten und Demokraten, äußerste Rechte und äußerste Linke mit einander; der Kandidat der liberalen Doktrinäre, Herr Simson, wurde nur mit sehr geringer Mehrheit durchgebracht. —

Alles dies deutete auf einen harten und heftigen Kampf, der bevorstand, ja auf eine völlige Spaltung, die in der Versammlung begonnen hatte und die nothwendig mit jedem Tage bedrohlicher werden mußte.

Vorläufig zwar wurde der Kampf noch vertagt; theils brauchte der neu ernannte Ausschuß Zeit zu seinen Berathungen, theils auch traten die Weihnachttage dazwischen. Jedermann aber, in der Versammlung wie außerhalb, wußte, Jeder fühlte, was bevorstand, und daß wir von der ersehnten Einheit Deutschlands am Schlusse des Jahres vielleicht noch weiter entfernt waren, als es sogar vor Anfang desselben der Fall gewesen.

Fortsetzung: Oesterreich, Preußen.

Mit dem selbständigen und einigen Deutschland also war es vorläufig noch nichts; Deutschland, wenn die Gefahren, mit denen das Jahr neun und vierzig drohte, wirklich hereinbrachen, hatte, auf der großen Bühne der Geschichte, noch immer keine andern Vertreter, als seine bisherigen, Oesterreich oder Preußen. — Wie, am Schluß des Jahres, stand es mit diesen? und waren, bei einem etwa ausbrechenden europäischen Kriege, wenigstens diese beiden Großmächte im Stande, den Vortheil und die Ehre Deutschlands zu schirmen?

Zwar was Oesterreich betrifft, so war es bis vor Kurzem zweifelhaft gewesen, ob dasselbe überhaupt noch existire; mehr als einmal im Lauf des Jahres acht und vierzig hatte es den Anschein gehabt, als ob die österreichische Monarchie freiwillig thun wolle, was die Schwärmer in Frankfurt ihr zumutheten, — nämlich

sich auflösen und auseinanderfallen in ihre einzelnen Provinzen.

Es war dies die nothwendige Folge gewesen der unwürdigen und verbrecherischen Politik, welche die österreichische Regierung seit Jahrhunderten beobachtet hatte. Immer war nur die Hausmacht, immer nur das persönliche dynastische Interesse das Augenmerk der österreichischen Politik gewesen; immer hatte sie nur getrachtet, Länder zusammen zu häufen und ihre Volkszahl zu vermehren; derselbe Geiz, dieselbe Habgier, durch welche, seit Generationen her, die österreichischen Regenten sich persönlich auszeichneten, hatte auch die Politik des österreichischen Kabinets bestimmt. —

Die so zusammengewürfelte Ländermasse durch ein gemeinsames Princip, ein Princip der Freiheit und der Bildung zu verbinden, den verschiedenen Provinzen und Landestheilen einen gemeinsamen Boden zu geben in gemeinsamen wohlthätigen Staatseinrichtungen, ja nur in der Erinnerung einer gemeinsamen glorreichen, oder doch wenigstens achtbaren, doch wenigstens erträglichen Geschichte — dies Alles war der österreichischen Regierung niemals in den Sinn gekommen. Im Gegentheil: der Einzige, der wenigstens den Versuch dazu gemacht hatte, Joseph der Zweite, hatte, gebrochenen

Herzens, dem vereinten Widerſtand der Ariſtokraten und Pfaffen unterliegen müſſen.

Es begreift ſich, wie ein ſo unnatürliches Verhältniß ſich endlich rächen mußte und wie unter dieſen Umſtänden, von allen Staaten Europas, Oeſterreich gerade derjenige war, den der Sturm von acht und vierzig am Tiefſten erſchütterte. Oeſterreich, ſeit Jahrhunderten, hatte den Sondergeiſt ſeiner Provinzen künſtlich gepflegt, aus der Zwietracht und Eiferſucht ſeiner einzelnen Theile hatte der Organismus der öſterreichiſchen Monarchie ſeine Lebenskraft geſchöpft — nämlich wenn das noch Organismus und Lebenskraft, nicht vielmehr Desorganiſation und Fäulniß wäre.

Jetzt fraß die Gluth diejenigen ſelbſt, die ſie angeſchürt; die Schatten, die man ſo künſtlich heraufbeſchworen, verlangten nach einer Seele. Die verſchiedenen Nationalitäten der öſterreichiſchen Monarchie empörten ſich faſt ohne Ausnahme, eine nach der anderen; von der öſterreichiſchen Regierung ſelbſt an Egoismus und Habſucht gewöhnt, verlangte jede von ihnen nicht nur Anerkennung, ſondern auch Bevorzugung. Es war ein wahres Völkergewirre, das ſich auf einmal in Oeſterreich aufthat; mit Erſtaunen ſah Europa, welch ein Hexengebräue der unverträglichſten und widerſprechendſten Elemente ſich unter der ſtolzen Firma des öſterreichiſchen

Kaiserstaats verborgen hatte. Oesterreich war wie eine Leiche, welche, von innerer Fäulniß längst verzehrt, durch künstliche Mittel ihr äußeres Ansehen bewahrt hat; ein einziger unvorsichtiger Stoß — und der ganze Leichnam auf einmal kriecht, läuft, wälzt sich dahin in ekelhaftem Gewürm ....

Es ist eine alte Geschichte, daß Selbstsucht und Schlechtigkeit allemal viel schlauer sind und ihre Mittel allemal viel besser, viel konsequenter zu wählen wissen, als Aufopferung und Edelmuth. Auch die österreichische Regierung verlor, trotz dieser verzweifelten Lage, ihre Haltung nicht. Sie wiederholte nicht nur ihr altes Spiel, sondern sie trieb es noch künstlicher, noch großartiger. Mit einer Konsequenz und einer Gewandtheit, der man nur hätte eine bessere Sache wünschen mögen, hetzte sie auch jetzt wieder, in den Stürmen von acht und vierzig, eine Provinz, eine Nationalität, eine Eifersucht gegen die andere; wo irgend ein neuer Partikularismus auftauchte, ein neues Natiönchen sich meldete — die österreichische Regierung hieß sie alle willkommen, die österreichische Regierung gelobte allen, auch den widersprechendsten, den an sich unmöglichsten, Anerkennung und Selbständigkeit.

Und nicht bloß Schutz und Selbständigkeit, sondern auch Bevorzugung und Vorrang verhieß sie ihnen;

der Reihe nach, den Deutſchen, den Böhmen, den Magyaren, bis hinunter zu Serben, Slovaken und Raizen, erklärte ſie, ſie ſeien die wahre Stütze der Monarchie und ihre Nationalität, wie billig, ſolle auch die erſte ſein.

Auf dieſe Weiſe gelang es der öſterreichiſchen Regierung wirklich, ohne Geld, ohne Macht, ohne einen einzigen neuen und zeitgemäßen, fruchtbaren Gedanken, ſich dennoch wenigſtens äußerlich zu erhalten. Sie hielt die Deutſchen durch die Slaven, die Slaven durch die Magyaren, die Magyaren wieder durch die Slaven in Schach — und erſt als es ihr nicht gelang, die deutſche Bevölkerung Wiens mit Haß und Eiferſucht gegen die Ungarn zu erfüllen, erſt als Deutſche und Ungarn gleichzeitig ins Klare kamen über das verrätheriſche Spiel, welches die Regierung mit ihnen wie mit allen übrigen getrieben, da erſt ſchien dieſes Spiel ſelbſt verloren, da erſt, in den Tagen des Oktober, ſchien der Untergang der öſterreichichen Monarchie unvermeidlich.

Und wirklich wäre er es geweſen, hätte nicht damals Jellacic ſeine Kroaten gegen die Deutſchen führen können, hätte nicht das Slaventhum überhaupt ſich den Bewegungen der Deutſchen und Magyaren abhold erwieſen, wäre nicht endlich die heldenmüthige Bevölkerung der Hauptſtadt im Stich gelaſſen worden von der

Eifersucht, der Trägheit und Unwissenheit des platten Landes. —

So hatte die Regierung allerdings noch einmal gesiegt: aber der Sieg war ein verzweifelter gewesen. Die österreichische Hinterlist hatte das Spiel noch einmal gewonnen: aber ihre Karte war damit auch aufgedeckt für ewige Zeiten. — Die Verfolgungen und Bluturtheile, mit denen die Regierung ihren Sieg feierte, waren nur gleichsam das Programm der Richtung, welche sie in Zukunft nothwendig verfolgen mußte: die Schreckensherrschaft war, nach dem, was in Oesterreich geschehen war und was die Regierung selbst sowohl gethan als zugelassen hatte, die einzige Herrschaft, die hier fortan noch möglich war, das Standrecht das einzige Recht, das es in Oesterreich noch geben konnte.

Der Thronwechsel, welcher, zu allgemeiner Ueberraschung, am 2. December vor sich ging, war nur gleichsam die äußere Ankündigung des innern Wechsels, welcher im System der Regierung selbst vor sich gegangen war. Die neue Regierung, die Regierung des Schreckens und der soldatischen Unterdrückung, mußte auch einen neuen Regenten haben, einen Regenten, dessen Herz nicht weich und ängstlich war wie das Herz des alternden Ferdinand: sondern ein Jüngling mußte an die Spitze, voll Jugendkraft und Jugendtrotz, ein Franz

Joſeph, der von Kindheit auf erzogen war, das Volk zu verachten, und deſſen ungeduldiger, ehrgeiziger Seele man den Kampf gegen die Freiheit und das Recht der Nationen ſogar noch als einen Heldenkampf, die Blutflecken am Thron noch als edelſten Purpur vorſpiegeln konnte....

Bei dieſer Lage der Dinge war es eigentlich ein wunderlicher Luxus geweſen, daß das neue Miniſterium Schwarzenberg-Stadion (ſeit November 21.) den vertagten Reichstag nicht ſofort kurzweg aus einander gejagt hatte, da es allerdings nichts Unmöglicheres, nichts Lächerlicheres gab als parlamentariſche Verhandlungen in einem Lande, deſſen größere Hälfte dem Belagerungszuſtand verfallen war, und wo das Schwert des Soldaten hoch über allen göttlichen und menſchlichen Rechten waltete: ſondern ſich und den Reichstag noch erſt mit der Zuſammenkunft in Kremſier (November 22.) bemühte.

Wiewohl die Bemühung in der That nicht ſehr groß war. Gleich in dem Programm, mit welchem das Miniſterium vor der Verſammlung in Kremſier auftrat und von dem wir ſchon im vorigen Abſchnitt Einiges mitgetheilt haben, wurde dem wieder verſammelten Parlament aufs Deutlichſte zu verſtehen gegeben, daß dasſelbe überhaupt überflüſſig und daß die Regierung in

allen wichtigsten Fragen ihren eigenen Weg, den Weg der Gewalt, zu gehen gedenke. — Der Minister forderte die Versammlung zwar auf eine Verfassung zu berathen: aber er setzte auch sogleich hinzu, daß das Ergebniß ihrer Berathungen Seiner Majestät „zur Sanktion" vorgelegt werden würde. Von dem Princip der Vereinbarung also, diesem Lieblingsgedanken, oder sagen wir besser Lieblingsphantom des Jahres acht und vierzig, war auch hier keine Rede mehr. Wie es überhaupt als ein Verdienst der österreichischen Regierung anerkannt werden muß, die völlige Hohlheit und Unzulänglichkeit dieses Princips zuerst nicht nur durchschaut, sondern auch ausgesprochen zu haben: wenn auch dies Letztere nicht immer in der anständigsten oder paßlichsten Form. — Die ungarischen Angelegenheiten betreffend, wurde „die Gewalt der Waffen" als der einzige Ausweg bezeichnet, welchen die Regierung zu nehmen gedenke. Die Regierung selbst also proklamirte den Bürgerkrieg, so unbefangen, so heitern Muthes, als ob es sich um einen Krieg handelte gegen, ich weiß nicht welche Völker des Südpols. — Der leitende Gedanke des neuen österreichischen Staates war damit offen ausgesprochen: die letzten Gründe der Könige bekanntlich sind die Kanonen — und die österreichische Regierung, nach Vernichtung aller andern Gründe des Patriotismus,

des Rechts und der Sittlichkeit, stand nur noch auf diesen.

Der Reichstag zu Kremsier machte es, wie alle die neugebackenen Parlamente des Jahres acht und vierzig: er fühlte seine eigene Ohnmacht recht gut, aber er wagte sie nicht einzugestehen, weder sich noch Anderen; die Gewohnheit des Redens war zu süß — reden wir noch ein wenig, es schadet ja Niemand!

Der Reichstag redete also, und zum Theil, wir erkennen es an, sehr schwungvoll und sehr tapfer; er redete gegen Gewaltherrschaft, Willkür und Unterdrückung, er redete von Souveränetät des Volks, von unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von Vaterland und Freiheit — und dabei thaten die Minister nicht nur, was sie wollten, sondern der Reichstag billigte auch Alles, was sie thaten, und was sie verlangten, das gestand er ihnen zu, sogar eine Anleihe von achtzig Millionen ....

Natürlich war also dies Reden nur ein Vergnügen, welches der Reichstag sich selber machte; das Publikum, sowohl in Oesterreich wie im übrigen Deutschland, legte nicht mehr den mindesten Werth darauf; bei allen Berechnungen über die Möglichkeiten der Zukunft, — der österreichische Reichstag ward nirgend mehr in Anschlag gebracht.

Desto mehr freilich wurden die kriegerischen Verwicklungen in Anschlag gebracht, in denen Oesterreich sich befand und von denen sich kaum erwarten ließ, daß es sie eben so leicht beilegen und ebenso glücklich zu Ende führen würde, wie es die parlamentarischen Kämpfe beigelegt hatte oder ihnen doch ihre Bedeutung genommen. Zwar waren die österreichischen Waffen in Italien glücklich gewesen: aber doch war zum Frieden noch keine Aussicht. Im Gegentheil, bei dem neuen Aufschwung, welchen die Revolution eben in diesen letzten Monaten des Jahres acht und vierzig in Italien genommen hatte und von dem wir im folgenden Kapitel das Nähere erzählen werden, konnte man den Wiederausbruch des Krieges schon jetzt als unvermeidlich betrachten. Es war kaum wahrscheinlich, daß Italien auch diesmal allein auf dem Kampfplatz stehen würde; wir erinnern an die Ernennung des Generals Bugeaud und die Aufnahme, welche dieselbe bei der öffentlichen Meinung gefunden. —

Aber während der Krieg in Italien nur erst drohte, war der in Ungarn bereits in vollem Gange. Am 16. December hatte die österreichische Armee die Leitha überschritten. Die ersten Unternehmungen derselben waren von überraschendem Glück gekrönt, auf allen Seiten und fast bei jedem Gefecht zogen die Ungarn sich zurück;

schon in den ersten Tagen des neuen Jahres standen die Oesterreicher bis in die Nähe von Pesth.

Allein trotz dieser glücklichen Anfänge hatte ein Winterfeldzug in einem Lande, wie Ungarn, hatte ein jeder Feldzug bei einer Finanzlage, wie diejenige, in welcher Oesterreich sich befand, doch immerhin etwas höchst Bedenkliches. Auch machten die Häupter der ungarischen Bewegung die ungeheuersten Anstrengungen, sowohl im Lande selbst, dessen Patriotismus durch den unglücklichen Anfang dieses Feldzuges nicht geschwächt, im Gegentheil erhöht zu werden schien, als außerhalb desselben, indem man nicht nur bei den verschiedenen revolutionären Regierungen Italiens, sondern, unter der Hand, auch bei dem französischen, selbst beim englischen Kabinet sich um Unterstützung und Beistand bemühte. Es war nicht glaublich, daß das Feld überall so gutwillig geräumt werden würde, wie zu Anfang des Feldzugs; ja schon jetzt stellte es sich als ziemlich wahrscheinlich heraus, daß diesem allgemeinen Rückzug der Ungarn ins Innere des Landes ein Plan zu Grunde lag, ein Plan, der den Siegern augenscheinlich höchst verderblich werden konnte....

Für jeden Fall war Oesterreich durch seine Verwicklungen in Italien und Ungarn mehr als hinlänglich beschäftigt; die Zukunft Deutschlands, auch ganz abge-

sehen von dem Kremsierschen Progamm, durch welches es dieselbe ausdrücklich preisgegeben hatte, durfte sich auf Oesterreichs Schutz und Beistand keine Rechnung machen.

Und so wandte das Auge des Patrioten sich denn mit um so größerer, um so bangerer Erwartung auf Preußen.

Unter allen Staaten, welche die Fluth der Revolution ergriffen hatte, war Preußen verhältnißmäßig noch am Wenigsten davon erschüttert worden; während namentlich Oesterreich sich aufzulösen drohte in allen seinen Fugen, war der Bestand des preußischen Staates nur sehr vorübergehend und nur an einer Stelle gestört worden, die von jeher seine, wie die offene Wunde des ganzen europäischen Staatensystems gebildet hatte: in seinem Antheil nämlich an dem ehemaligen Polen.

Das lag ganz einfach darin, daß der Organismus des preußischen Staates verhältnißmäßig noch der gesundeste — oder wenigstens, daß ein wirklicher Staatsorganismus, wie er sich nun aus den Stürmen der Revolution entwickeln sollte, hier verhältnißmäßig noch am Weitesten vorbereitet war. Die preußische Regierung, wie wenig sie auch der großen geschichtlichen Aufgabe dieses Staates gewachsen war, ja wie sehr sie im Gegen=

theil, seit mehr als dreißig Jahren, derselben sogar entgegengearbeitet hatte, war, verglichen mit den übrigen Regierungen der Zeit, und namentlich den deutschen, gleichwohl, bis in die letzten Jahre, noch immer eine der wohlwollendsten und einsichtigsten gewesen. Hatte sie auch nichts gethan, dem Staat die höhere geistige Einheit zu geben, ohne welche er ewig nur ein Flickwerk, ewig nur eine todte Maschine bleiben mußte, nämlich die Einheit der Freiheit, so hatte sie die verschiedenen Landestheile doch wenigstens äußerlich durch Einheit der Verwaltung wie auch durch gleichmäßige Fürsorge für die materiellen Interessen an einander geknüpft. Hatte sie auch versäumt, die politische Bildung des Volkes zu pflegen und zu entwickeln, so hatte sie doch wenigstens der wissenschaftlichen Bildung der Nation so feste Grundlagen gegeben, daß selbst die pietistische Reaktion der letzten Jahre dieselben nicht völlig hatte erschüttern können. War endlich, eben in diesen letzten Jahren, preußische Intelligenz und preußischer Fortschritt allerdings nur noch eine Phrase geblieben, so lag doch selbst in dieser Phrase noch ein gewisses Band der Einigung für die verschiednen Landestheile, sowie ein Sporn, dieselbe wiederum zur Wahrheit zu machen. — Knechtschaft und Unterdrückung, als solche, hatte die preußische Regierung nie gewollt; selbst den Männern,

welche erst durch die Faust der Revolution vom Staatsruder geschleudert worden, würde man Unrecht thun, wollte man ihnen eine derartige Absicht unterschieben. Die preußische Regierung war auch egoistisch, auch habgierig gewesen wie die österreichische, ja wohl: aber ihr Egoismus war feinerer Natur, ihre Habgier ging weniger auf materielle Vortheile als auf den Alleinbesitz politischer Einsicht, Weisheit und Vernunft. Sie hatte in der That nie etwas Anderes gewollt, als das Beste der ihr anvertrauten Völker; was jedoch dies Beste sei und auf welchem Wege es zu erreichen, darüber hatte sie die Entscheidung jederzeit nur sich allein vorbehalten, darüber sollte dem Volke selbst niemals auch nur die geringste Stimme, ja nicht einmal eine Meinung, ein Wunsch sollte ihm darüber zustehn, sondern Alles sollte durch die väterliche Weisheit der Regierung allein geprüft, beschlossen und ausgeführt werden.

Besonders nach zwei Seiten hin hatte dieser Egoismus der preußischen Regierung sich dargestellt: erstlich in der Bureaukratie und zweitens in der bevorzugten Stellung, welche die Militärgewalt in Preußen einnahm. Beiden Erscheinungen, wie verschieden sie sich auch äußerten und wie oft sie sich sogar unter einander kreuzten, lag dennoch dasselbe Princip zu Grunde. Der Kastengeist der Armee war die Bureaukratie mit

rothem Kragen, die Bureaukratie war die Korporalschaft am Schreibtisch. Beide hielten jedes selbständige Wachsthum der preußischen Nation zurück; beide, die eine mit der ewig kritzelnden Feder, die andere mit dem ewig geschwungnen Säbel, machten jede Entwickelung wirklichen Bürgersinns und wirklicher Bürgertugend unmöglich; beide endlich vergifteten den Sinn des Volkes selbst, indem sie, in unzähligen Abstufungen, durch alle Schichten der Gesellschaft drangen und die ganze Nation in eine Nation theils von Schreibern, theils von Soldaten verwandelten. Was man im übrigen Deutschland als preußischen Hochmuth halb haßte und halb beneidete, war nur das ausschließliche Selbstgefühl, der unnachgiebige Egoismus des preußischen Regierungssystems, das sich auf diese Weise im Volke selbst abspiegelte.

Wie stark diese beiden Richtungen in Preußen waren, und wie sehr sie den ganzen Staat beherrschten, das zeigte sich am Auffälligsten darin, daß selbst jene geistreiche Persönlichkeit, welche seit dem Jahre vierzig auf dem preußischen Throne saß, trotz der ganz abweichenden, ja feindseligen Anlage ihrer Natur, sich dem Einfluß derselben dennoch nicht hatte entziehen können, sondern unbewußt, wider Willen sogar, hatte sie ihnen dennoch zum Werkzeug dienen müssen. Jedermann, als Friedrich

Wilhelm der Vierte, der Romantiker auf dem Throne, der Freund mittelalterlichen Naturwuchses, die Zügel der preußischen Herrschaft ergriff, hielt die altpreußische Bureaukratie für verloren, sogar sie selbst that es; Niemand, als der Freund der Musen, der Gönner der Gelehrten, mit der weichen, fantastischen Künstlerseele, den soldatisch ernsten, nüchternen Friedrich Wilhelm den Dritten in der Regierung Preußens ablöste, hielt es für möglich, daß in dem neuen Staat, welcher jetzt von allen Seiten so laut verkündigt ward, das alte militärische Junkerthum seinen Platz behaupten würde.

Aber gerade das Entgegengesetzte trat ein. Bureaukratie und Soldatenherrschaft zogen aus den scheinbar so abweichenden Principien, welche der neue Monarch mitbrachte, nur neue Kräftigung; die Bureaukratie verklärte sich mit dem Heiligenschein des Priesterthums, der Uebermuth der preußischen Fähnriche durfte sich als edle mittelalterliche Ritterlichkeit geberden. —

So waren denn ganz natürlich Bureaukratie und Soldatenherrschaft die hauptsächlichsten Ziele gewesen, gegen welche der Grimm der preußischen Revolution sich wandte. Sie beide am meisten hatten, gleich Felsblöcken, auf dem preußischen Volke gelastet und seine vernünftige und gesetzmäßige Fortentwickelung gehindert; gegen sie daher erhob die Welle der Revolution sich am höchsten,

ſie vor Allem ſollten aus dem Wege geräumt werden. Entfernung der alten Beamten — und Entfernung des Militärs, Umwandlung der alten bureaukratiſchen Bevormundung in bürgerliche Selbſtbeſtimmung — und Umwandlung der alten Militärverfaſſung in eine Volkswehr: dieſe beiden nächſten und dringendſten Forderungen, welche ſogleich in den erſten Tagen der Revolution auftauchten und durch den ganzen Verlauf derſelben immer wiederholt wurden, zeigten deutlicher als die ausführlichſten Deduktionen es vermöchten, wo der Irrthum des alten Syſtems lag und wo daher die Verbeſſerung zu beginnen hatte.

Allein auch die Revolution bemühte ſich vergebens. Zwei Gebrechen, die ſo feſt ſaßen in dem bisherigen Organismus des preußiſchen Staates, ja die in früheren Epochen deſſelben ſogar wie Tugenden gewirkt hatten, konnten nicht auf einmal, nicht auf den bloßen Anlauf einer Handvoll Barrikadenkämpfer beſeitigt werden; für dieſe, wie es ſcheint, ſpart die Nemeſis der Geſchichte dem preußiſchen Staat noch eine viel längere, viel ſchwerere Buße auf. — Bureaukratie und Soldatenthum hatten den unzweifelhaft edlen und hochherzigen Abſichtem widerſtanden, mit welchen Friedrich Wilhelm vor acht Jahren den Thron beſtiegen hatte; auch den edlen und hochherzigen Abſichten widerſtanden ſie,

von denen die Mehrzahl der preußischen Nation im März acht und vierzig unstreitig entzündet war. —

So tief, sagten wir vorhin, waren Bureaukratie und Soldatenthum in das Wesen des preußischen Staates verflochten, daß sogar die Nation selbst davon durchdrungen und angesteckt war. Das zeigte sich sogleich auch im Verlauf der Revolution. Selbst die volksthümlichen Ministerien, welche nach dem achtzehnten März die Stelle der Bodelschwingh und Eichhorn einnahmen und denen wir den guten Willen ebenso sehr zugestehen, als wir ihnen die gute Einsicht und die richtige Kraft absprechen müssen, waren noch von den Traditionen der Bureaukratie durchdrungen. Männer des Volks, oder doch als solche geltend, hatten sie gleichwohl viel zu viel Respekt vor dem alten Beamtenthum, als daß sie diejenigen durchgreifenden und gründlichen Veränderungen in der Beamtenwelt hätten vornehmen sollen, welche die öffentliche Stimme so laut verlangte und ohne die allerdings die ganze vermeintliche Wiedergeburt des preußischen Staates nur eine hohle Phrase blieb; Männer des Volks, oder doch als solche geltend, setzten sie gleichwohl zu weniges Zutrauen in das Volk, hatten sie nichts destoweniger zu geringen Glauben an die Entwicklungsfähigkeit und Thätigkeit desselben, als daß sie den Kappzaum der

Bevormundung losgegeben, nicht bloß auf Augenblicke, und auch dann nur aus Angst, gelockert hätten. — Diese Angst ganz besonders wurde verderblich für sie selbst und für den Staat. Hatten die neuen Minister nicht ganz den Hochmuth der alten Bureaukratie, so hatten sie doch ihre ganze Aengstlichkeit; verachteten sie das Volk nicht, wie jene, so fürchteten sie es dafür desto mehr. Wer aber ein edles Roß reiten will, der darf es weder roh behandeln, noch darf er merken lassen, daß er es fürchtet; das Roß wirft den Einen ab wie den Andern — und den Aengstlichen in der Regel am ersten . . .

Am Sichtbarsten, zugleich aber auch am Verhängnißvollsten wurde diese falsche Stellung der Minister in dem Verhalten, welches sie der preußischen Nationalversammlung gegenüber einnahmen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Thätigkeit dieser Versammlung des Näheren einzugehen, die Anklagen zu prüfen, mit denen sie fast von allen Seiten her überschüttet worden ist und sie zu rechtfertigen, wo die Wahrheit der Geschichte ihr Rechtfertigung schuldig ist. Wir geben zu, daß in der Nationalversammlung viel unfähige, vielleicht sogar unreine Elemente steckten. Aber doch nicht mehr als in allen Parlamenten jener Zeit, und vor Allem nicht mehr, als im preußischen Volke selbst steckten und die preußi=

sche Regierung darin theils selbst gepflanzt, theils wenigstens zugelassen hatte. Beschwert man sich über den Mangel an parlamentarischer Ordnung und Disciplin, welche die Berliner Versammlung allerdings zuweilen in einem höchst widerwärtigen Grade und sogar bei Angelegenheiten gezeigt hat, die nur mit dem höchsten Ernst, der höchsten Würde behandelt werden durften: so beschwere man sich wenigstens auch über die Ungeschicklichkeit und Indolenz der Minister, welche nichts gethan, eine vernünftige Parteibildung zu befördern und dadurch ihrerseits zur parlamentarischen Erziehung und Bildung der jungen Versammlung beizutragen. Bricht man den Stab über die Leichtfertigkeit, mit welcher das Parlament oftmals über die wichtigsten Fragen dahineilte, verspottet man die kindische Widerspänstigkeit, mit der es nicht selten Nebensachen zu Hauptsachen erhob, verdammt man endlich, wie ihr gebührt, die Eitelkeit und Schwäche, mit der es in einigen Fällen weniger auf die Stimme der preußischen Nation, als auf das Zischen oder Pfeifen des Berliner Pöbels zu horchen schien: so breche man den Stab zum Wenigsten auch über die Minister, welche durch ihre Leichtfertigkeit (man denke beispielsweise nur an jenen Beschluß vom neunten August, den die Minister zuließen, ohne auch nur eine Silbe einzuwenden, und der dann zu dem berüchtigten

siebenten September führte) zuweilen sogar die Leichtfertigkeit der Versammlung noch überboten; so verspotte man auch wenigstens den Uebermuth — oder wo es nicht Uebermuth war, gut, so war es doch wenigstens Unbedacht, mit welchem (und auch hier wollen wir nur ganz einfach an die famosen Sechstausendthalermänner des Verfassungsentwurfs vom 20. Mai erinnern) die Minister die Opposition der Versammlung zuweilen sogar herausforderten; so verdamme man, dies verlangt die Gerechtigkeit! auch die Nachgiebigkeit und Schwäche, mit welcher das Ministerium der Versammlung selbst voranging. — Die Minister hatten die Bestimmung, Vermittler zu sein zwischen der Nationalversammlung und der Krone. Statt dessen, in ächt bureaukratischer Reminiscenz (denn von jeher hat es zum Wesen der Bureaukrautie gehört, die Faust zu machen nach unten, und den Buckel nach oben) hofirten sie der Krone und ignorirten das Parlament, waren gesprächig in Potsdam und schweigsam in der Singakademie, wollten Alles thun und ließen doch nur Alles geschehen. Ist die Versammlung, wie die Anhänger der Regierung in ihren verschiedenen Nuancen behaupten, zur Zeit ihres Untergangs wirklich depravirt gewesen, so hat wenigstens die Regierung an dieser Depravation ihr gut gemessnes Theil; war es, wie der beliebte Ausdruck lautete, eine Unmöglichkeit, mit

dieser Versammlung zu regieren, so war diese Unmöglichkeit zum Wenigsten eine gegenseitige. —

Es ist interessant zu beobachten, wie die verschiedenen Ministerien, welche vom März bis zum November am Ruder des preußischen Staates gestanden (und es ist mit Absicht, daß wir gerade diesen Ausdruck wählen) mit jeder neuen Veränderung immer bureaukratischer werden. Immer weiter zieht man sich bei Besetzung der Ministerstellen zurück von den „Volksmännern oder solchen, welche dafür gelten," immer tiefer greift man zurück in die Register der alten Bureaukratie: bis man denn endlich glücklich anlangt bei dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel, einem Ministerium, dessen Mitglieder — mit aller Hochachtung sei es gesagt vor ihrer oft erklärten und daher ganz zweifellosen konstitutionellen Gesinnung — gleichwohl, was den bureaukratischen Stammbaum anbetrifft, ganz gut als Kollegen neben Herrn von Bodelschwingh hätten sitzen können, ja zum Theil wirklich gesessen hatten, und in neuerer Zeit auch wieder gesessen haben.

Wie nun endlich die Entwicklung diesen Punkt erreicht hatte, wie der Konflikt mit der Nationalversammlung — wir lassen unentschieden, ob ausgebrochen oder erreicht war, wie, mit einem Wort, die Stunde der Kontrerevolution gekommen war — siehe da, in diesem entscheiden-

den Augenblick ſtand der wiederhergeſtellten Bureaukratie auch die alte Bundesgenoſſin, die Soldatenherrſchaft, kampfluſtig, „die Schwerter geſchliffen und die Kugel im Lauf" zur Seite. — Es gibt kaum ein merkwürdigeres Phänomen, kaum eines, das ſo zum Nachdenken über die vermuthliche Zukunft des preußiſchen Staats auffordert, als dieſe blitzſchnelle, dieſe faſt mährchenhafte Wiederherſtellung der preußiſchen Militärgewalt nach den Ereigniſſen des März; die Geſchichte, es läßt ſich nicht zweifeln, hat noch große Abſichten damit, ſie will dieſe Gewalt noch als Inſtrument zur Erreichung wichtiger Zwecke gebrauchen, daß ſie dieſelbe ſo wunderſam erhalten, ſo raſch wieder hergeſtellt hat. — Schon dieſer Feldzug gegen Dänemark, wie wenig er übrigens in das Syſtem der preußiſchen Regierung paßte und mit wie ſchweren Verluſten, Verluſten an Macht, Anſehn und Ehre, man dieſe Uebereilung hat ſpäter zurückkaufen müſſen, ohne ſie mit alledem doch ganz auslöſchen zu können — für die preußiſche Armee dennoch und ihre Wiederherſtellung in der öffentlichen Meinung, welch ein Gewinn! Die Beſiegten des Bürgerkriegs kehren wieder als Sieger des äußeren Feindes; die Lorbeeren von Schleswig und Dannevirke überſchatten die Makel, welche die Greuel der Barrikadennacht auf die preußiſche Waffenehre geworfen. — Die Armee ſelbſt hatte nicht nur

Zeit gewonnen, sondern auch Grund, sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Für die unfreiwillige Niederlage, zu welcher die Regierung sie im März genöthigt, war sie entschädigt worden durch das, was für jedes Soldatenherz nun einmal das Theuerste sein muß, durch Schlachtenruhm und Siegeskränze. Gedrückt, entmuthigt, von Zweifeln an ihre eigene Berechtigung gepeinigt, hatte die Armee am Morgen des neunzehnten März Berlin verlassen: aufgerichteten, ja erhöhten Muthes, voll stolzeren Selbstgefühls denn je, zog sie am Mittag des dreizehnten November wieder ein. Sie hatte die äußeren Feinde des Vaterlandes gedemüthigt: wer wollte ihr das Recht streitig machen, nun auch diejenigen zu demüthigen, welche sie für seine innern Feinde hielt, oder die ihr als solche bezeichnet wurden?

Ueber den Werth der „rettenden That", als solcher, haben wir in der Einleitung gesprochen. Bureaukratie und Soldatenherrschaft setzten sie gemeinschaftlich in die Welt; wie die Revolution versucht hatte dieselben zu stürzen, so stellten sie durch die Kontrerevolution sich wieder her.

Es ist wahr, sowohl die Nationalversammlung als die Nation selbst hatten alles Mögliche gethan, der Regierung das Gelingen dieser Kontrerevolution zu erleichtern. Die erstere hatte sich ein Spiel, das gar

nicht günstiger für sie stehen konnte, verdorben, durch Schritte, mit denen sie allerdings moralisch gewiß vollkommen im Rechte war, die man jedoch, politisch betrachtet, als übereilt und unvorsichtig verdammen mußte; sie warf endlich die Karten vollkommen aus der Hand, als die Opposition, statt in geschlossener Reihe, wie Ein Mann, in Brandenburg zu erscheinen, Kraft, Zeit und Ansehn in fruchtlosen Protesten, halben Versuchen vergeblich zersplitterte.

Die andere dagegen, die Nation selbst, zeigte sich noch viel kraftloser und viel entsittlichter, als die Kontrerevolution selbst, nach den großartigen Vorbereitungen, welche sie getroffen, offenbar vorausgesetzt hatte. Dieselben Leute, welche soeben noch Gut und Blut geschworen hatten, zur Nationalversammlung „zu stehen", (wie der terminus technicus damals lautete) konnten schon drei Tage später nicht tief genug vor der siegreichen Kontrerevolution im Staube liegen. War der sogenannte Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung eine politische Uebereilung gewesen, so war der Mehrzahl der preußischen Bevölkerung doch mit dieser Uebereilung ein außerordentlicher Gefallen geschehen.

Das bewies die kopfüberstürzende, liebedienersche Eile, die erbärmliche, kleinherzige Schadenfreude, mit welcher man, in der Nation selbst, den Eindruck dieser Uebereilung

auszubeuten, ja wenn möglich noch zu verschlimmern suchte; es war offenkundig, daß man nur auf eine Gelegenheit gelauert hatte mit Ehren — oder nein, nicht einmal mit Ehren, zur Noth auch mit Schande, nur überhaupt loszukommen von einem Gelöbniß, mit dem man eben wieder nur den Götzen des Tages, der Eitelkeit und Lüge, gehuldigt hatte.

Besonders ging die Hauptstadt des Landes der übrigen Bevölkerung in dieser Hinsicht mit trefflichen Beispielen voran; Berlin, durch seine Haltung im November, zeigte sich würdig die Geburtsstätte der preußischen Revolution gewesen zu sein, und acht Monate hindurch das „Schaumspritzen“ derselben in seinen Gassen erhalten zu haben. — Wie gern man auch annehmen mag, daß das Ministerium der rettenden Thaten bei Allem, was in den letzten Wochen des Jahres acht und vierzig geschehen ist, in bester Absicht gehandelt hat, und wie bereitwillig wir namentlich zugeben, daß es über seine eigene kontrerevolutionäre Stellung völlig ohne Bewußtsein gewesen ist, so sehen wir doch nicht ab, wie dieses Ministerium sich jemals von dem Vorwurf reinigen will, die Perfidie und Entsittlichung der Massen sogar noch befördert und dadurch zum wachsenden Ruin des Landes nur noch beigetragen zu haben. Es war gewiß auch wieder ganz gut gemeint, es schwebte

dem Ministerium dabei so etwas vor, wie von Volksstimme und die Nation hinter sich haben, als es das Land einige Wochen hindurch überschwemmte mit dem Abdruck all jener bauchrutschenden, winselnden Adressen, mit denen dieselben Städte, dieselben Körperschaften, die so eben noch mit großem Geprahle das Banner der Nationalversammlung entfaltet hatten, jetzt ihre unbedingte Zustimmung zu den Schritten der Krone versicherten und Schmach und Koth häuften auf das Andenken der auseinander gesprengten Versammlung....

Es war auch ganz gut gemeint, wir wollen es glauben, als das Ministerium bei den höchsten Gerichtshöfen und Kollegien des Landes Denunciationen und Anklagen zuließ, wie die gegen Gierke, Temme, Waldeck, und beide Augen zudrückte vor dem loyalen Fanatismus der Kreuzzeitungspartei. Und doch was Anderes hieß das, als Wankelmuth und Feigheit öffentlich beloben, und die schmähliche Taschenspielerei, die in diesem Augenblick zwischen Ehre und Schande, Verrath und Treue getrieben ward, von Staatswegen bestätigen? was Anderes hieß es, als Gemeinheit und Eigennutz ermuthigen und, so zu sagen, Prämien setzen auf die Niederträchtigkeit? Welchen Werth konnte das Ministerium auf seinen eignen Sieg legen, welche Standhaftigkeit und Treue durfte es von seinen eignen Anhängern fordern, wenn es die besiegte

Nationalversammlung so öffentlich mit Füßen treten ließ und jeder Ueberläufer und Verräther durfte sich einbilden, willkommen zu sein im Lager der Minister?

Die Rückwirkung blieb auch in diesem Falle nicht aus. Die anscheinende Festigkeit des Novemberministeriums hatte selbst denen imponirt, welche zwar mit den Principien desselben durchaus nicht einverstanden waren, die aber, in gerechter Ungeduld über die Halbheit und Schwäche der früheren Ministerien, zunächst und vor allem Uebrigen eine energische Regierung verlangten. Ebenso hatte die Mäßigung, welche sich in der oktroyirten Verfassung vom fünften December aussprach, sowie die Gewissenhaftigkeit, mit der dabei, in vielen Punkten wenigstens, die Vorarbeiten der aufgelösten Nationalversammlung benutzt worden waren, auch einen großen Theil derjenigen, welche die Oktroyirung an sich als eine eben so unrechtmäßige wie unweise Handlung verwarfen, dennoch mit dem Resultat derselben fast ausgesöhnt. Der Zusammentritt der Kammern stand bevor, das Wahlgesetz war im Wesentlichen unverändert geblieben, der Wille der Nation konnte sich frei und ungehindert aussprechen. Gelang es, über die Verfassung vom fünften December, die dann freilich nur noch den Werth eines Verfassungsentwurfs, einer bloßen Regierungsvorlage hatte, eine Verständigung zu erzielen, hatten beide, Regierung und

Volk, Versammlung wie Krone, aus den letzten traurigen Erfahrungen, den gegenseitigen Verschuldungen und Irrthümern gelernt, zeigten sich beide entgegenkommender, nachgiebiger, versöhnlicher — nun, es ist Vieles möglich auf Erden: so konnte es auch immer noch geschehen, daß Revolution und Kontrerevolution sich gegen einander aufhoben und daß, zwischen den Stürmen des März wie des November hindurch, das preußische Staatsschiff noch einmal wieder glücklich einlief in das hohe Fahrwasser einer vernünftigen, gesetzlichen und also glücklichen, also fruchtbaren Entwicklung.

Allein diese günstigere Stimmung, kaum daß sie angefangen hatte sich zu verbreiten, wurde wieder verdorben durch die Uebertreibungen, in denen die Bewunderer der siegreichen Kontrerevolution sich ergingen, sowie durch die Nachgiebigkeit, welche das Ministerium gegen diese Uebertreibungen bezeigte. Die Nation fing an sich über sich selbst zu schämen; mit Bestürzung erkannte sie, in welchen Abgrund des Wankelmuthes und der Unselbständigkeit sie sich verloren hatte, mit innerlichem Grauen wurde sie gewahr, wie wenig Muth und Ehre, wieviel Selbstsucht und Feigheit in ihr versteckt war. Die Adressen und Erklärungen, welche das Ministerium tagtäglich veröffentlichte, wurden der Nation zu einem Spiegel ihrer eigenen Häßlichkeit; mit Unwillen

schlug sie — nicht nur nach dem Spiegel, sondern auch nach denen, die ihr denselben vorhielten.

So also war auch in Preußen, trotz aller äußeren Ordnung und Festigkeit, doch die Stimmung, gegen Ende des Jahres, nichts weniger als gesund und kräftig; seine Krallen hatte der preußische Adler wieder bekommen, aber noch nicht wieder seinen Adlermuth und Adlerblick. — Das Parlament in Frankfurt, indem es hilfesuchend nach Preußen blickte, konnte sich nicht verbergen, daß auch Preußen selbst, in geistiger Hinsicht (und welchen andern wirklichen und dauerhaften Träger hat ein Staat, als nur den Geist?), noch keineswegs wieder auf festen Füßen stand, und daß es vorläufig noch viel zu viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, um in die Verwirrung der deutschen Angelegenheiten Klarheit und Festigkeit zu bringen.

Es war dies aber für die Frankfurter Versammlung um so mißlicher, je entschiedener eine ansehnliche Partei derselben (und zwar nicht blos die Majorität der Köpfe war es, sondern, wie wir gern anerkennen, auch die Majorität des Talents und der patriotischen Einsicht) von Anfang an all ihre Pläne darauf angelegt hatte, Preußen an die Spitze Deutschlands zu bringen.

Und ganz gewiß hatte diese Partei damit nur das historisch Richtige, historisch Nothwendige gewollt. Es

war keineswegs perſönliche Uebereilung, wie die Einen, perſönliche Berechnung, wie die Andern wollen, ſondern ein Inſtinkt der Geſchichte war es geweſen, was in jenen Märztagen in Berlin die prophetiſche Aeußerung über den Behuf Preußens, ſich an die Spitze Deutſchlands zu ſtellen, und das Aufgehen Preußens in Deutſchland hatte thun laſſen. Wieweit immer Deutſchland, ſei es in Schmerz und Grimm, ſei es in Irrthum und Verblendung, ſich von Preußen abwenden, wieweit Preußen ſelbſt Deutſchland zurückſtoßen und verleugnen mag: dieſen beiden Geſtirnen hat die Vorſehung einmal dieſelbe Bahn vorgeſchrieben. Preußen kann Deutſchland, Deutſchland Preußen nicht entbehren; wieweit ſie zu Zeiten auseinander zu gehen ſcheinen, ſie müſſen ſich immer wieder zuſammenfinden, müſſen ihr Licht und ihren Glanz immer von derſelben Sonne der Freiheit empfangen. —

Vorausgeſetzt nämlich, daß dieſe Sonne überhaupt noch beiden ſcheinen ſoll und daß ſie nicht beide beſtimmt ſind, ruſſiſche Statthalterſchaften zu werden. —

Inſoweit alſo war das Ziel, welches die Mehrheit der Frankfurter Verſammlung verfolgte, durchaus richtig und vernünftig. Deſto weniger jedoch waren die Mittel zu billigen, mit denen ſie es verfolgte. Sie that, in verſchiedenen Richtungen, zu wenig dafür und

zu viel. Zu wenig, indem sie ihr Ziel nur im Stillen verfolgte, indem sie, als die richtige Stunde da war, gleichwohl den Muth nicht gehabt hatte, sich offen und unverstellt dazu zu bekennen.

Diese richtige Stunde war schon in den ersten Wochen des Parlaments, gleich bei Errichtung der provisorischen Centralgewalt gewesen. Diese ganze provisorische Centralgewalt war ein Unding. Es war ein Unding und ein würdiges Seitenstück zu dem machtlosen Parlament, einen machtlosen apanagirten Prinzen mit der Gewalt über das werdende Reich zu betrauen, gerade unter den gefährlichsten und schwierigsten Umständen. Damals hatte man die Gehässigkeit gescheut, welche dem Namen Preußen in jenem Augenblick anhaftete, und welche Reaktionäre wie Radikale, in richtiger Berechnung, geflissentlich zu vergrößern suchten; ganz denselben Fehler hatte man begangen damals, der gerade von dieser Seite her der Berliner Nationalversammlung so gern vorgerückt ward: man wich und schmeichelte dem Unverstand der Menge, man kokettirte mit dem süddeutschen Pöbel, gerade wie die preußische beschuldigt ward mit dem berliner zu kokettiren.

Das war die Unterlassungssünde gewesen. Die Begehungssünde aber lag darin, daß man die preußische Nationalversammlung in ihrem Kampfe gegen die Re-

gierung fallen ließ, ohne auch nur den Versuch zu machen zur Anwendung jener moralischen Gewalt, welche dem Frankfurter Parlament allerdings allein zustand. Man wußte, daß man Preußen noch brauchen würde, ja daß die einzige Aussicht der Versammlung wie Deutschlands selber bei Preußen stand — und darum glaubte man es mit der preußischen Regierung nicht verderben zu dürfen, wie immer sie war. —

Und sie war auch dem Frankfurter Parlament im Grunde nicht gewogen; das war diesem selbst kein Geheimniß, oder durfte es ihm doch, vernünftiger Weise, nicht sein. Die bekannte Aeußerung des Ministerpräsidenten von Auerswald bei Verkündigung der provisorischen Centralgewalt, sowie das zweideutige Benehmen bei der Huldigung am sechsten August, hatte schon die erste Andeutung davon gegeben. Und was die Regierung damals nur erst anzudeuten gewagt, das hatte sie bei dem Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes, sowie in noch neuerer Zeit durch die geringschätzige Weise, mit welcher sie die angebotene Vermittelung des Parlaments in dem Konflikt mit der Nationalversammlung ablehnte, nur allzudeutlich und allzukräftig wiederholt. — Es war offenbar, daß die preußische Regierung ihr Verhältniß zur deutschen Nationalversammlung nicht viel anders auffaßte, als die österreichische. Auch sie hatte, bei

Licht besehn, nicht die mindeste Lust jene Souveränetät des deutschen Volkes anzuerkennen, auf welcher die Frankfurter Versammlung sich in ihren Reden und Erlassen so viel zu Gute that. Wenn sie das noch nicht ganz so offen ausgesprochen hatte, wie die österreichische, so war das nur Berliner Höflichkeit. Aber, wo er es seinem Vortheil angemessen hält, da kann der Berliner bekanntlich auch grob sein, recht sehr grob . . .

All diesen Thatsachen jedoch und all diesen Andeutungen gegenüber ließ die Mehrheit der Frankfurter Versammlung sich nicht abbringen von jenem System der Illusion und Selbsttäuschung, welches sie nun einmal zu dem ihren gemacht hatte; auch hier kniff sie die Augen ein und meinte, wie der Vogel Strauß, die Gefahr, die sie nicht sehe, existire auch nicht. Man wußte oder hoffte doch, daß man schließlich würde eine Krone zu bieten haben, die Krone des erneuten deutschen Reichs — schon mit bloßem Geld, nach dem gemeinen Sprichwort, läßt sich viel Krummes gerade machen, um wie viel mehr nicht mit einer Krone?!

So war also auch das Verhältniß des Parlaments zu Preußen, so Preußens eigne Lage zu Ende des Jahres acht und vierzig noch schwankend und ungewiß; auch hier stieg die Sonne des neuen Jahres blutroth zwischen drohenden Wolken empor.

Fortsetzung: Italien.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf Italien. — Italien durfte gewissermaßen als das Mutterland der Bewegung gelten, welche in diesem Augenblicke mehr als die Hälfte von Europa erschütterte. Von Italien aus, von der alten Weltstadt Rom hatte sich jener Ruf nach nationaler Einheit und Unabhängigkeit verbreitet, der seitdem den ganzen Welttheil erfüllte und in dem Donner der Revolution solch entsetzlichen Wiederhall gefunden hatte. Es gehört mit zu den Ironieen dieser Zeit, daß ein römischer Papst, Pius der Neunte (seit Sommer sechs und vierzig) das Signal zur nationalen Erhebung, wenn auch sehr gegen seinen eigentlichen Willen, hatte geben müssen.

Aber es fehlte freilich viel und lag auch wiederum nicht in seinem Willen, daß die Erhebung durch ihn, oder auch nur durch sein Beispiel, seine Vermittelung zum Ziele gekommen wäre.

Besonders für Deutschland war die italienische Bewegung von äußerstem Interesse. Nicht nur, daß beide Länder seit fast zwei Jahrtausenden durch eine ununterbrochene und immer erneute Reihe gegenseitiger Einwirkungen verbunden waren, Einwirkungen, in denen gleichsam die natürlichen geographischen Bedingungen beider Länder sich abspiegelten, nach denen sie ebenfalls in genauester Beziehung zu einander, eines zur Ergänzung des anderen, geschaffen scheinen — und abgesehen auch ferner von der außerordentlichen Wichtigkeit, die es auch für Deutschlands künftige Gestaltung hatte, ob Oesterreich im Stande war, den Besitz der Lombardei und damit das Prinzipat von Italien zu behaupten oder nicht: so waren auch, seit Jahrhunderten, die Geschicke Italiens und die politischen Zustände seiner Bevölkerung so ähnlich mit denen der deutschen Nation, daß der italienischen Bewegung schon um deßwillen die lebhaftesten Sympathieen des deutschen Volkes gewiß sein mußten. Zertheilt, zerspalten, verkauft, eben so sehr durch die Habgier seiner Fürsten wie durch die eigene Schwäche seiner Bürger, herabgewürdigt zu jenem Metternichschen „geographischen Begriff", zu welchem auch Deutschland, unter der Herrschaft seines Bundestags, mit jedem Jahre mehr zusammengeschrumpft war, rang Italien denselben Kampf, wie wir, um Einheit und Unabhängigkeit,

hatte es, gleich uns, dieselbe Doppelaufgabe, mit seiner politischen Freiheit, zugleich seine staatliche Einheit zu gründen, hatte es, wie Deutschland, nicht nur mit dem bösen Willen und der schlechten Einsicht seiner Machthaber, sondern auch mit seiner eigenen politischen Unerfahrenheit und Unbildung hatte es zu kämpfen. . . .

Aber auch für das übrige Europa war die Frage über die Zukunft Italiens von entscheidender Wichtigkeit. Europa war daran gewöhnt, Italien abwechselnd unter der Botmäßigkeit bald Frankreichs, bald Englands, bald Oesterreichs, und sogar in neuester Zeit auch Rußlands zu sehen; es konnte nicht ohne wesentlichste Veränderung in der politischen Stellung dieser Länder und also auch nicht ohne wesentliche Veränderung in der Gesammtlage Europas bleiben, wenn es Italien gelang sich einer derartigen Oberherrschaft überhaupt zu entziehen und wirklich, wonach es strebte, Ein Reich und Ein Staat zu werden. Dasjenige Kabinet Europas, welches Italien in diesem Bestreben, vorausgesetzt, daß dasselbe glückte, unterstützt hätte, würde sich damit auch nothwendig die gegründetsten Ansprüche auf die Dankbarkeit Italiens erworben haben und durfte dasselbe sich auch für die Zukunft noch den Einfluß eines Freundes, eines Beschützers zu erhalten hoffen. — Grund genug für die Kabinette Europas, ganz besonders für Frank=

reich und England, nicht nur jede Wendung der italienischen Angelegenheiten, sondern auch die gegenseitige italienische Politik mit Eifersucht zu belauern und jeden Moment zu erspähen, der ihm selbst oder dem Nebenbuhler günstig zu werden versprach.

Italien, sagten wir so eben, war gewissermaßen das Mutterland der europäischen Revolution. — Nun denn, wenn die Wendung, welche die Revolution in diesem ihrem Mutterlande nahm, als Symbol gelten durfte für die Wendung, welche dieselbe überall nehmen sollte, so konnte die ganze Revolution nur einen sehr schlechten Ausgang nehmen; sollte das Banner der nationalen Einheit und Unabhängigkeit, nirgends von größeren Triumphen begleitet sein, als da, wo man dasselbe zuerst erhoben, so stand diesem Banner überhaupt kein Sieg, nur Schmach, Niederlage und Vernichtung bevor. Die Trägheit und Schwäche, mit welcher die Völker Italiens sich seit Jahrhunderten zum elendesten Spielball ihrer Gewalthaber hatten machen lassen, rächte sich an ihnen selbst; unter diesem Joch der Knechtschaft, das sie so lange, so willig getragen, in diesem Dienst der Selbstsucht und der Willkür, dem sie sich so lange, so gutmüthig preisgegeben, hatten sie selbst die Kraft zur Freiheit eingebüßt. Die Erhebung Italiens, wie schön, wie wahrhaft poetisch sie begonnen, hatte doch in kürzester

Zeit einen sehr kläglichen und sehr prosaischen Verlauf genommen. Sizilien ausgenommen, wo ein minder verweichlichter, minder leichtfertiger Volksstamm, dem überdies die geheime Unterstützung Englands zu statten kam, den Kampf mit Neapel, wenn nicht siegreich, so doch wenigstens mannhaft fortsetzte, hatten die dreitägigen Gefechte von Custozza (Juli 23. — 25.) genügt, in ganz Italien entweder die alte Gewaltherrschaft wieder herzustellen, oder aber einen abstrakten Revolutionstaumel zu erzeugen, einen Hader der Parteien, ein gegenseitiges Anklagen und Verfolgen, Ueberstürzen und Verdrängen unter den Bekennern der Freiheit selbst, das auch nicht viel besser war als jene.

Karl Albert, das gepriesene Schwert Italiens, war durch den verlorenen Feldzug, sowie durch den Waffenstillstand, den er in Folge desselben hatte eingehen müssen, um sein ganzes Ansehn, seine ganze Bewunderung gekommen. Nur mit Mühe hatte er sich vor denselben Mailändern retten können, welche ihn kurz zuvor mit so jauchzendem Zuruf vergöttert hatten; Mailand selbst und die ganze Lombardei waren in die Hände der Oesterreicher zurückgefallen.

Noch etwas früher sogar hatte auch Pius der Neunte die letzten Ueberreste einer Popularität eingebüßt, welche vor Kurzem noch so unerschöpflich geschienen hatte. Seine

beharrliche Weigerung an dem Kriege gegen Oesterreich Theil zu nehmen, hatte das letzte Band zerrissen, das, gewiß recht sehr zur eigenen Qual des Papstes, zwischen ihm und den Häuptern der italienischen Bewegung bestanden hatte; er war fortan für Italien gleichgiltig und für seine Römer nur noch eine Last.

Damit hatte die italienische Bewegung ihre wesentlichste Vertretung und ihren wichtigsten Schauplatz eingebüßt; was weiter folgte, waren lauter vereinzelte, verlorene Bestrebungen, die zunächst nur dem revolutionären Radikalismus, und also schließlich der Reaktion zu Gute kamen.

Zwar in Turin selbst war es Karl Albert anfänglich noch gelungen, diesen Radikalismus der Revolutionäre wenigstens aus der Regierung selbst entfernt zu halten. Das Ministerium Revel-Pinelli, welches das nach dem Waffenstand abgetretene Ministerium Pareto-Gioberti ersetzte, wollte zwar auch den Krieg, aber nur wenn es nicht anders konnte. Es wollte ihn nicht, wie die Konsequenz der Revolutionäre verlangte, unter allen Umständen und um jeden Preis: sondern es wollte dem Lande Zeit lassen sich zu erholen und der Armee sich zu ergänzen. Ganz besonders aber wollte es auch das Resultat der Verhandlungen abwarten, welche gleich

nach der Schlacht von Custozza durch Frankreich und England eingeleitet worden waren.

Indessen so verständig und sachgemäß eine solche Politik an sich auch sein mochte, so stand ihr doch die aristokratische Herkunft des neuen Ministeriums, so wie Karl Alberts eigene zweideutige Vergangenheit, die man vergessen, ja verschleiert hatte, so lange man von ihm hoffte, die aber jetzt, seit dem Unglück von Custozza, auf einmal wieder frisch in Aller Gedächtniß war, zu sehr im Wege, als daß sie jemals das öffentliche Vertrauen hätte gewinnen können. Und als nun auch die Diplomatie ihre alte träge Natur aufs Neue bewährte, als die Vermittlung Frankreichs und Englands zu keinem Ziele führte, ja als jener Kongreß zu Brüssel, auf den man die Hoffnung der Italiener seit so viel Monaten vertröstet hatte, gar nicht einmal zu Stande kam, da vermochte die gemäßigte Partei sich auch in Turin nicht länger zu erhalten. Das Kabinet Revel-Pinelli wurde durch ein Kabinet verdrängt, dessen Seele derselbe Gioberti, der des Waffenstillstands halber abgetreten, war. Damit war der Wiederausbruch des Krieges im Grunde so gut wie erklärt. —

Noch bedrohlichere Umwälzungen hatten gleichzeitig in Toskana stattgefunden. Auch hier hatte der gemäßigte, wohlmeinende, aber schwache und einsichtslose Gino Cap-

poni, nach Ereignissen und Auftritten, welche nicht nur das Ansehn der Regierung aufs Aeußerste erschüttert, sondern fast schon den Staat selbst vernichtet hatten, einem Ministerium Guerrazzi Platz machen müssen — Guerrazzi, der in der Schule des jungen Italiens erwachsen war, und der in ähnlicher Weise die abstrakte, abenteuernde Seite der italienischen Bewegung repräsentirt, wie Mieroslawski die der polnischen: beides Ritter der Revolution, wir geben es zu, aber nur ihre fahrenden.

Am widerwärtigsten hatte die Entwicklung sich in Rom selbst gestaltet. Nach Florenz hatte das junge Italien nur seinen Zögling Guerrazzi geschickt, in Rom ließ es sich selber nieder. — Auch hier wieder beschleunigte Pius der Neunte die Katastrophe durch die falschen Mittel, mit denen er ihr entgegenzuwirken suchte. Oder den Römern, bei einer Stimmung wie diese und unter Umständen, wie sie im Herbst acht und vierzig in Rom stattfanden, einen Mann zum Minister aufnöthigen wie den Grafen Rossi, denselben Rossi, der bekannt war als Schüler und Liebling Guizot's — was hieß es anders als eine neue Revolution absichtlich hervorrufen? —

Rossi wurde ihr erstes, der Papst selbst ihr zweites Opfer. Am Morgen des funfzehnten November, auf der Schwelle der Deputirtenkammer, im Angesicht der römischen Nationalgarde, wurde Rossi ermordet. Der

Papst selbst wurde im Vatikan förmlich belagert; derselbe Mann, von dem ein einziger Gruß, ein einziges Lächeln, vor wenig Monaten noch, die Bevölkerung Roms in rasendes Entzücken versetzt hatte, hörte jetzt römische Kugeln gegen die Fenster seiner Wohnung pfeifen; er, dessen leiseste Wünsche man anfangs verehrt hatte, wie die Gebote eines Heiligen, sah sich jetzt zur Rettung seines Lebens genöthigt, das Ministerium Mamiani Sterbini anzunehmen, welches der Fanatismus des Pöbels ihm aufzwang.

Neun Tage später, verkleidet, mit Hilfe des baierischen Gesandten, entfloh der Papst aus dem Palast, in dem er in der letzten Zeit nur noch so gut wie ein Gefangener gewesen war; derselbe Pius der Neunte, dessen Eitelkeit sich so lange, mit schwächlichem Wohlbehagen, an dem aufsteigenden Duft der Volksgunst gelabt hatte, und dessen Muth dann so rasch zusammenbrach, als es Ernst zu werden anfing mit einer Bewegung, welche ihm anfangs so viel kindliche Freude gemacht hatte — die Freude und Wollust der römischen Bevölkerung, gab der erstaunten Christenheit das Beispiel einer Flucht, wie sie, in dieser Art, seit vielen Jahrhunderten nicht vorgekommen war!

Der Papst nahm seinen Weg nach Gaeta; der Va-

ter der italienischen Revolution that Buße bei dem Bombardierkönig von Neapel.

In Rom wurde nach der Flucht des Papstes sofort eine provisorische Regierung eingesetzt, deren Haupt besonders Sterbini war. Dieselbe berief, nach allgemeinem Wahlrecht, eine konstituirende Versammlung, von der denn, wenige Wochen später, die römische Republik erklärt ward (Februar 8.). Die Römer begrüßten dieselbe mit nicht geringerem Jubel, als sie ehedem den Flüchtling von Gaeta begrüßt hatten. Wer jedoch diese Republikaner ohne eine Spur von republikanischer Tugend, ohne Muth, Ausdauer und Bürgersinn sich näher betrachtete, der mußte sich auch eingestehn, daß weder dieser Jubel, noch diese Republik selbst von Dauer sein konnten . . .

Frankreich:

die ersten Monate der Präsidentschaft bis auf die Expedition nach Civitavecchia (Ausgang April).

Wir kehren nach Frankreich zurück. — Unsere Leser entsinnen sich, in welchem Zustande der Ungewißheit und der Spannung die öffentliche Stimmung in Frankreich sich befand. Solche Zustände werden um so drückender und verderben die Volkskraft um so mehr, je länger sie währen. In Frankreich aber, um dies sogleich hier voraus zu nehmen, währen dieselben durch das ganze Jahr neun und vierzig; weder die Personen haben den Muth, noch die Ideen Klarheit und Kraft genug, eine Aenderung, wohin immer, herbeizuführen.

Zwar hatte auch das Ministerium Odilon Barrot sich mit einem Programm eingeführt, welches man, bei einer vernünftigen Beurtheilung der Staatsverhältnisse, nur billigen konnte. Es wurde darin namentlich das Grundübel der französischen wie aller modernen Staats-

verwaltung, die allzugroße Centralisation, das Zuviel-regieren der Beamten, welches alle bürgerliche Selbstständigkeit bei uns ertödtet, oder vielmehr gar nicht zur Entwicklung kommen läßt, berührt und Abhilfe dagegen versprochen.

Allein auch hier wieder stand es ganz ähnlich und noch viel schlimmer als mit der früher besprochnen Rede des Präsidenten: wer glaubte noch an Ministerprogramme in Frankreich?! — Die Corruption des Ehrgeizes und der Selbstsucht war zu groß in Frankreich, sie war durch Louis Philipp gerade auf dem Felde der Politik zu sehr verbreitet worden, als daß ein wirklicher patriotischer Ernst von französischen Staatsmännern genährt oder auch nur von ihnen erwartet wurde. — Auch die Nationalversammlung, eifersüchtig auf ihr Ansehn, welchem in dem Präsidenten ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen war, überdies beunruhigt durch den Gedanken an ihre nahe, schon öfters hinausgeschobene, zuletzt aber doch unvermeidliche Auflösung, sowie durch die Gerüchte, welche über einen beabsichtigten Staatsstreich des Präsidenten umliefen und die sich fast täglich erneuerten, trat der Regierung mit schlechtverhehltem Mißtrauen entgegen. Keine Partei der Versammlung war stark, keine vielleicht nur einmüthig genug, das Ministerium zu stürzen. Aber jede lüsterte nach der Gewalt, jede

hielt es für wahrscheinlich, daß der Moment nächstens für sie kommen müsse. Jede daher fand ihre Lust daran, das bestehende Ministerium mit kleinen gelegentlichen Reibungen, Verweigerungen und Angriffen im Schach zu erhalten. Das republikanische Frankreich, mit Nationalversammlung, Präsidentschaft und Ministerium Odilon Barrot, zeigte ganz dasselbe widerwärtige Schaukelspiel der höchsten Gewalten, wie es unter Louis Philipp getrieben worden war; dasselbe Mißtrauen, dieselbe Eifersucht, dieselbe Intrigue.

Und wie wäre es anders möglich gewesen, da ja diese Eifersucht und diese Intrigue sogar im Ministerium selber saß? Das Allererste beinahe, was man von dem Ministerium erfuhr, noch bevor es seine erste Woche überlebt hatte, war eine Spaltung im Ministerium selbst, herbeigeführt durch Intriguen und Eifersucht; jene Ministerkrisen, welche unter Louis Philipp so viel Elend über Frankreich gebracht hatten, Ministerkrisen, in denen nicht das Bedürfniß des Landes, sondern nur elende persönliche Differenzen, nicht die veränderte Stellung der Parteien, sondern ihre ewig unveränderte, ewig unersättliche Habsucht sich aussprachen, sollten auch der Republik nicht erspart werden.

Noch in den letzten Tagen des December zeigte plötzlich ein Theil des so eben erst ernannten Ministe=

riums seinen Austritt an; der Minister des Innern, Lèon de Maleville und Herr Bixio, der Minister des Handels und Ackerbaues, legten ihre Portefeuilles nieder. An ihre Stelle trat der bisherige Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Lèon Faucher, als Minister des Innern; die Herren Lacrosse und Buffet wurden, jener zum Minister der öffentlichen Arbeiten, dieser zum Minister des Ackerbaues und Handels ernannt. — Ueber die Veranlassung dieser überschnellen und unerwarteten Veränderung gingen verschiedene Auslegungen. Der Präsident, behauptete man, habe Herrn von Maleville, auf eine ungesetzliche und unschickliche Weise, die Auslieferung derjenigen Akten zugemuthet, die sich auf das berüchtigte Attentat von Boulogne bezogen und die im Archiv seines Ministeriums niedergelegt waren. Nach Anderen sollte es sich um die Besetzung gewisser Präfectenstellen, wieder nach Anderen darum gehandelt haben, dem Liebhaber der Fürstin Demidoff, einer Cousine bekanntlich des Präsidenten, eine Anstellung zu verschaffen — und was der Gerüchte mehr waren.

Alle indessen kamen darauf hinaus und auch die späteren Erklärungen in der Nationalversammlung bestätigten es, daß eine Frage der persönlichen Regierung, ein Eingriff des Präsidenten in die Verwaltung, der entweder wirklich unzulässig oder doch den Herren von

Maleville und Bixio so erschienen war, die Veranlassung zu dieser Ministerkrisis gegeben hatte. In den ersten Tagen des Januar lief durch die französischen Journale ein Schreiben, welches der Präsident am sieben und zwanzigsten December, also genau beim ersten Wochenabschluß seiner neuen Würde, an Herrn von Maleville, gerichtet haben sollte, und in der jene persönliche Regierung, an welcher Louis Philipp zu Grunde gegangen war, sogar als Recht des Präsidenten in Anspruch genommen wurde, mit einer Offenheit, in Betreff deren es nur zweifelhaft blieb, was größer daran war, die Thorheit oder die Brutalität. Vergebens bemühten bei der desfallsigen Verhandlung vor der Nationalversammlung die Minister sich, und vergebens stimmten die abgetretenen Minister selbst bei, daß es keineswegs eine principielle, nur eine rein subjective, rein persönliche Differenz gewesen, was dies Ministerium so rasch wieder auseinander gebracht hatte. Aber war das nicht eben schlimm genug? ja war, wenn Frankreich einmal die Willkür einer persönlichen Regierung ertragen sollte, nicht der Schlaukopf Louis Philipp immer noch besser gewesen, als der Schwachkopf Bonaparte? — Möglich indessen ist es auch, daß Herr von Maleville bei seinem Rücktritt lediglich einer geheimen Weisung seines Herrn und Meisters, Herrn Thiers, folgte.

Herr Thiers vermuthlich sah — oder noch besser, wußte die Politik voraus, welche das Ministerium Odilon Barrot zu befolgen gedachte — eine Politik, mit deren Resultaten er selbst, Herr Thiers, ohne Zweifel vollkommen einverstanden war, aber die er doch möglicher Weise noch für vorzeitig hielt. — Denn Herr Thiers bekanntlich ist ein sehr schlauer Mann. . .

Es kam dazu, daß der Präsident in seinem persönlichen Benehmen, von der ersten Stunde an, nichts von jener Einfachheit der Sitten, jener Sparsamkeit und Nüchternheit merken ließ, die doch von dem Begriff eines republikanischen Beamten unzertrennbar erscheinen und deren Beispiel gerade an dieser Stelle und gerade für Frankreich so heilsam gewesen wäre. Der Präsident im Gegentheil machte nicht einmal den Versuch dazu; nicht einmal die Mühe gab er sich, um der öffentlichen Meinung willen eine republikanische Tugend zu erheucheln, deren wirklichen Besitz ihm freilich Niemand zutrauen konnte, der sein früheres Leben, das Leben eines Modegecken, kannte. Das Elysée, von dem ersten Tage an, da es der Präsident bezogen hatte, strotzte von Livreen, hallte wieder von Bällen und Festlichkeiten. — Dieser Luxus war um so thörichter, je weniger es, zumal in Paris, für irgend Jemand ein Geheimniß war, wie es eigentlich mit den

Finanzen des Präsidenten stand, und daß er, nach dem üblichen Ausdruck, schuldig war an Juden und Christen.

Wirklich mußte er sich auch schon im März, unter dem Titel von Repräsentationskosten, einen Zuschuß bewilligen lassen, durch welchen der verfassungsmäßige Gehalt des Präsidenten von sechs hundert tausend Francs geradezu verdoppelt wurde. Oder vielmehr der Finanzminister, Herr Passy, als guter Freund, Kraft jener Elasticität, welche man den Gesetzen zuweilen geben kann, hatte ihm diesen Zuschuß schon von Anfang an gemacht, und die Nationalversammlung wurde nur nachträglich um Billigung desselben angegangen. Sie sprach diese Billigung auch wirklich aus: doch nur mit geringer Majorität, und nicht ohne daß es dabei zu den heftigsten, für das Ansehn der Präsidentschaft nachtheiligsten Erörterungen gekommen wäre.

Und freilich, es hielt schwer, dergleichen Erörterungen zu vermeiden; es hielt schwer den Beweis zu führen, daß mit diesem Zuschuß von sechs mal hundert tausend Francs nicht der Anfang gemacht sei zur Wiederherstellung jener Civilliste, über welche dieselbe Partei, die jetzt den Vorsitz des Ministeriums führte, ehemals so viel Glossen gemacht und deren künftige Er=

sparung in der Phantasie der Republikaner schon so viel Wunder gewirkt hatte; es hielt schwer, diese erhöhten Ansprüche an die Staatskasse zu vertheidigen bei einem Manne, der seine Erhebung selbst zum guten Theil den Gerüchten verdankte, welche man über seine Reichthümer verbreitet hatte, Reichthümer, welche ein Golkonda werden sollten für die Steuerpflichtigen und die, wie der französische Bauer sich jetzt mit Schrecken überzeugte, sammt und sonders nur Schlösser in Spanien waren!

Auch in diesem Punkte also konnte der Vergleich mit früher nur nachtheilig ausfallen für den Präsidenten und die Republik selbst. Auch Louis Philipp hatte die Kräfte des Landes gebrandschatzt nach Möglichkeit; auch er hatte immer nur Geld und wieder Geld gefordert. Aber bei ihm hatte es die Tradition fürstlicher Hofhaltungen doch wenigstens so mit sich gebracht; ein und zwei Tropfen wenigstens von dem Goldstrom, welchen er jährlich verschlang, waren der Hebung der Industrie, dem Glanz der Künste, der Unterstützung der Wissenschaften und damit dem Lande selbst zurückgeflossen.

Im Elysée dagegen, wie Augenzeugen versicherten, drängten sich Eleganz und Unsauberkeit, Armuth und Verschwendung; die Umgebung des Prinzen bestand zumeist aus Abenteurern, wohl auch Abenteurerinnen;

seine ganze gesellschaftliche Haltung konnte noch immer nicht den jungen Offizier verleugnen, der gewohnt ist, sein Leben zwischen Ueberfluß und Mangel, Borgen und Schuldigbleiben hinzubringen. — Das französische Publikum, überrascht durch seine eigene Wahl, hatte sich einige Augenblicke geschmeichelt, der Neugewählte werde vielleicht besser sein als sein Ruf — es sah sich enttäuscht. Die allgemeine Unzufriedenheit wuchs; die Parteien erhoben ihr Haupt kecker, hoffnungsreicher denn zuvor, weil allen die persönliche Geringschätzung zu Gute kam, in die das erwählte Haupt des Staats sich bei allen setzte.

Die Regierung, deren Ansehn durch alle diese Dinge aufs Aeußerste beeinträchtigt war, sowohl durch jene Ministerkrisis, als auch durch die einfältige und ridiküle Haltung des Präsidenten, mochte für nützlich halten, dasselbe durch energische und eingreifende Maßregeln wiederherzustellen. Aber brauchen wir erst zu sagen, daß auch hier wieder die unpassendsten Maßregeln ergriffen wurden? — Nachdem Herr Odilon Barrot schon früher erklärt hatte, daß an eine Versöhnung der Parteien durch allgemeine Amnestie vorläufig nicht gedacht werden könne, trat der Minister des Innern am sechs und zwanzigsten Januar vor die Nationalversammlung mit einem Gesetzentwurf zur Unterdrückung der

Klubs, der unmittelbar aus jenen berüchtigten Septembergesetzen abgeschrieben schien, mit denen Frankreich dereinst den Wahnsinn Fieschi's und seiner Mitverschworenen hatte büßen müssen. — Die Klubs, dekretirte dieser Entwurf, sind verboten; als Klub betrachtet soll jede Versammlung werden, welche periodisch oder in unregelmäßigen Zeiträumen zusammenkommt, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Die Vorsteher, Ordner, Schriftführer u. s. w. solcher Versammlungen sowie Alle, welche ihre Häuser oder sonstigen Räume dazu hergeben würden, wurden mit beträchtlichen Geld- und Ehrenstrafen bedroht.

War schon dieser Gesetzentwurf geeignet, den Zorn des Publikums zu erregen, so waren es die Gründe, mit denen Herr Leon Faucher denselben vertheidigte, noch viel mehr. Er bezeichnete die Klubs schlechthin als die Sitze der Gesetzlosigkeit; nicht, wie man ihnen nachgerühmt habe, Wächter der Verfassung oder Pflanzstätten politischer Bildung, sondern Schulen seien sie der Ungesetzlichkeit, der Verwilderung und des Bürgerkriegs. — Wir lassen dahingestellt, wie viel, namentlich für die Pariser Zustände, an diesen Behauptungen Wahres sein mochte und wie viel Entstellung der Willkür und der Angst. Daß ein gesundes Staatsleben keine Klubs braucht — ständige Klubs meinen wir,

nicht Versammlungen und Vereine für bestimmte politische Fragen und in Veranlassung bestimmter politischer Ereignisse — dies allerdings scheint auch uns außer Frage. Allein nur wo, auf dem europäischen Festland wenigstens, gibt es ein gesundes Staatsleben?

Dies jedoch, daß ein solcher Antrag gestellt wurde von einer Regierung, wie diese, daß die Unterdrückung der Klubs beantragt ward von Männern, die ihren ganzen politischen Einfluß hauptsächlich nur den Klubs und ihren Agitationen, offnen wie geheimen, verdankten, daß Herrn Odilon Barrot, als er die Rede seines Kollegen am sechs und zwanzigsten Januar hörte, keine Erinnerung überkam an jenen vierzehnten Februar, zwölf Monate früher, wo er so tapfer für die Bankets geeifert hatte (mit Worten natürlich —): dies war ein zu arger, zu schmählicher Widerspruch, dies hieß aller Gewissenhaftigkeit und Ehre zu sehr ins Antlitz schlagen, als daß die allgemeine Entrüstung des Publikums nicht vollkommen gerechtfertigt gewesen wäre. — Die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Klubs war in diesem Augenblick gar keine Frage mehr für Frankreich, wenigstens nicht in dieser Form. Die Verfassung — und es waren zwei Monate erst, daß sie verkündigt worden! sprach den französischen Bürgern das Recht der Vereinigung zu deutlich und zu ausdrücklich zu, als daß

irgend ein Zweifel darüber walten konnte. Wer dies geändert wünschte, nun gut, der mußte eine Aenderung der Verfassung beantragen, nämlich wenn die Zeit dazu gekommen sein sollte; durch hinterlistige und willkürliche Auslegung den klaren Buchstaben der Verfassung hinwegdeuteln, war ein Fechterstreich, welcher, wie oft auch geführt, in Frankreich wie anderwärts, doch immer nur auf das Haupt seiner Urheber zurückfallen mußte.

Auch die Nationalversammlung theilte die allgemeine Entrüstung. Die Dringlichkeit, welche Leon Faucher für seinen Entwurf beansprucht hatte, wurde verworfen. Die äußerste Linke hielt diesen Moment geeignet, das Ruder der Gewalt an sich zu reißen, oder wenigstens den erneuten Versuch dazu zu machen. Herr Ledru Rollin stellte den von acht und vierzig Mitgliedern der Bergpartei unterstützten Antrag, auf Anklage des Ministeriums, wegen der Verfassungsverletzung, welche in dem Faucher'schen Entwurf enthalten sei.

Gleichzeitig sah man die Straßen von Paris angefüllt mit allen Anzeichen eines nahenden Aufstandes; Studenten, Mobilgarden, Arbeiter, alle in wilder Aufregung, mit Geschrei und Drohungen, drängten sich um den Palast der Nationalversammlung zusammen; der so lang gefürchtete, so lang gehoffte Augenblick eines gewaltsamen Zusammenstoßes schien gekommen....

Oder rief ihn die Regierung selbst herbei? war was sich ansah, wie die Einleitung zu einem Pöbelaufstand, vielmehr die Vorbereitung zu jenem Staatsstreich, den man von der Regierung selbst seit Wochen erwartete?

Das Publikum und die Journale wenigstens behaupteten es. Sie behaupteten, daß dies Wirbeln der Trommeln, durch welche Paris plötzlich am Morgen des Neun und zwanzigsten aus dem Schlummer emporgescheucht ward, nur darauf berechnet gewesen sei, Verwirrung und Schrecken hervorzubringen; die achtzig tausend Mann Linientruppen, behaupteten sie, welche noch außer der Nationalgarde aufgestellt waren und die friedliche Stadt plötzlich in ein brausendes Kriegslager verwandelten, hätten nicht sowohl die Bestimmung gehabt, die Ordnung zu schützen — wo war sie denn schon angegriffen? — als den Aufstand herauszufordern; der Umritt, welchen der Präsident, um Mittag dieses Tages in Person hielt, in Generalsuniform, beschützt von einem ansehnlichen und glänzenden Gefolge, und bei dem, wie Einige wissen wollen, sein Antlitz bleicher ausgesehen habe, als es sich zur Generalsuniform passe — dieser ganze Umritt, behaupteten sie, habe nur die Einleitung sein sollen zu der Kaiserkomödie, welche der Präsident zu spielen gedenke, und deren

Beginn der Ehrgeiz seiner Freunde nicht länger verschieben wolle.

Auch späteren offiziellen Untersuchungen hat es nicht gelingen wollen, den eigentlichen Ursprung und Zusammenhang dieser Vorgänge aufzuklären; das Komplott des neun und zwanzigsten Januar, welches die verschiedenen Parteien sich wechselweis zuschoben, blieb unenthüllt, wie es auch äußerlich ohne Erfolg geblieben war. Die bewaffnete Macht hielt noch einige Tage hindurch die wichtigsten öffentlichen Gebäude, namentlich das der Nationalversammlung selbst, besetzt. Die Auskunft, welche der Ministerpräsident darüber im Schoß der Versammlung gab, genügte dieser selbst nicht. Dennoch ging sie zuletzt mit Stillschweigen darüber hinweg; jedermann ahnte, daß hier mehr als ein schmutziges Geheimniß verborgen war, aber jeder hielt es für besser, dasselbe unberührt zu lassen.

Aber auf die öffentliche Stimmung wirkte die Farce des neun und zwanzigsten Januar dennoch höchst verderblich; ermüdet durch die ewige unbefriedigte Aufregung, versank sie in um so tiefere Abspannung. Die Nationalversammlung nahm den Faucher'schen Gesetzentwurf, trotz ihres anfänglichen heftigen Widerspruchs, schließlich mit unwesentlichen Erleichterungen dennoch an (März 19.); die Maiangeklagten wurden dem Staats-

gerichtshof zu Bourges überwiesen und von diesem, nach einem langen und skandalreichen Prozeß, der Mehrzahl nach zu überaus harten Strafen verurtheilt; Barbès, Albert, Blanqui, Sobrier, Raspail, die gefeiertsten Lieblinge der sozialdemokratischen Partei, mußten theils in die Verbannung, theils in das Gefängniß wandern — immerhin: Frankreich rührte sich nicht, Frankreich schlief.

Nur durch eine Frage wieder sollte es, auf Augenblicke wenigstens, aus seinem Schlummer emporgeschreckt werden: das war die italienische Frage. — Wir werden in einem der nächsten Abschnitte ausführlicher berichten über die Wendung, welche die Angelegenheiten Italiens in den ersten Monaten des neuen Jahres genommen. Hier genügt es zu sagen, daß das klägliche Schauspiel aus dem Sommer acht und vierzig sich im März neun und vierzig wiederholt hatte, nur in noch größerem Maßstabe. Auch jetzt wieder hatte eine einzige verlorene Schlacht genügt, die ganze Freiheit Italiens über den Haufen zu werfen. Sardinien wurde zum Frieden genöthigt. Die Oesterreicher waren unbedingte Herren von ganz Oberitalien; sie rüsteten sich, die Ordnung, das heißt, was sie Ordnung nannten, auch im Kirchenstaat herzustellen, gegen welchen, nach der gleichzeitigen unerwar=

ter schnellen Besiegung Siciliens, auch der König von Neapel ein Heer anrücken ließ.

Wir haben vorhin das Verhältniß der europäischen Diplomatie zur Zukunft Italiens bezeichnet; Freiheit oder Knechtschaft, Selbständigkeit oder Sklaverei — gleichviel, wenn sie nur dabei war! Auch die Politik des republikanischen Frankreich war um nichts besser. Vergebens hatte namentlich Sardinien bei Frankreich um Beistand gefleht, vergebens hatte die römische Republik an die Sympathieen ihrer französischen Schwester appellirt, vergebens stand viele Monate lang jene Alpenarmee gerüstet — wie es mit dieser gemeint war, hatte gleich zu Anfang des Jahres General Bugeaud mit der ihm eigenen soldatischen Offenherzigkeit verrathen, als er seine Untergebenen in einem Armeebefehl ermahnte, ja recht wacker und ordentlich zu sein und keine demokratischen Stimmungen bei sich aufkommen zu lassen: allem Vermuthen nach, seien sie mehr für den innern Feind bestimmt, als für den äußeren . . .

Jetzt, da der Sieg der Knechtschaft entschieden war, da Italien noch einmal zu Boden lag, eine Beute der Gewalt, eilte das republikanische, das brüderliche Frankreich, sich seinen Antheil an der Beute zu versichern.

Schon seit Langem, noch zu Zeiten Cavaignacs, war der Papst gedrängt worden, die Hilfe Frankreichs

anzunehmen. Natürlich war er dazu zu klug gewesen; wie wenig Staatsmann übrigens, fühlte er doch, daß republikanische Waffen nicht geeignet waren den päpstlichen Stuhl wieder herzustellen und die Gefahr der Republik aus Rom zu vertreiben.

Als nun aber, wie gesagt, Oesterreich und Neapel zu seinem Beistand heranrückten, ja sogar von Spanien aus eine Expedition gegen Rom abging (denn nur diesen drei altkatholischen Mächten hatte der Papst die Ehre gönnen wollen, die römische Priesterherrschaft wieder herzustellen), da durfte Frankreich unmöglich fehlen. Hatte es nicht auch die Freiheit Polens seit zwanzig Jahren alljährlich durch einen Kammerbeschluß von Frischem proklamirt, und hatte dabei zwanzig Jahre lang bei dem Vernichter der polnischen Freiheit, dem Kaiser von Rußland, um Freundschaft und gutes Einvernehmen gebettelt? warum sollte es nicht auch die Freiheit Roms mit Worten — und zu gleicher Zeit den Papst mit Bayonnetten unterstützen? —

In der Sitzung vom 16. April stellte Herr Odilon Barrot den Antrag, der Regierung einen außerordentlichen Kredit von zwölfhundert tausend Francs zu bewilligen, zum Zweck einer Expedition, welche sofort nach Civitavecchia abgehen sollte. Er stützte sich dabei auf einen Beschluß, welchen die Versammlung am 30. März,

unter dem ersten Eindruck der Trauernachricht von Novara, gefaßt hatte, und durch welchen die Regierung ermächtigt wurde, alle Schritte zu thun, welche die Ehre Frankreichs in Italien erfordern würde. Seitdem, deducirte der Minister weiter, hätten die Ereignisse einen entscheidenden Charakter angenommen. Die österreichische Regierung habe ihren Sieg benutzt, um in Toskana einzurücken. Die Nachrichten, welche dem Ministerium aus dem römischen Staate zukämen, deuteten auf eine nahe bevorstehende Krisis hin. Frankreich könne bei diesen Thatsachen nicht gleichgiltig bleiben. Auf Einzelheiten einzugehen sei dem Kabinet unmöglich. Es könne nur versichern, daß es die Absicht habe, auf wahrhaft liberale Institutionen eine Regierung in Italien zu gründen.

Was das hieß und wie es mit dieser ganzen italienischen Unternehmung gemeint war, das war schon aus dieser geheimnißthuerischen und doch so vagen, so nichts sagenden Begründung des Antrags zu erkennen. Im Verlauf der Debatte ging Herr Odilon Barrot mit der Sprache sogar noch viel weiter heraus. Der Berichterstatter der Versammlung, Herr Jules Favre, hatte geglaubt, seine Sache recht gut zu machen, indem er die Absicht des Kabinets dahin erklärte, nicht die französische Fahne neben der österreichischen wehen zu lassen, sondern Oesterreich zu verhindern, damit es nicht

die Gesetze des Krieges und die Privilegien des Siegers zur Anwendung bringe. Herr Odilon Barrot versäumte nicht, dies sogleich mit großer Offenherzigkeit zu berichtigen. Die Politik des Kabinets sowie des Landes erlaube nicht, daß eine Restauration des Papstes stattfinde, unabhängig von ihrem Einfluß und ihren Principien. Die Regierung werde in Allem nur die Interessen Frankreichs befragen. Sie wolle keine gemeinsame Verbindlichkeit zwischen der Existenz der französischen und der Existenz der römischen Republik; nicht zur Verfügung der oder jener Regierungsform dürften die Streitkräfte Frankreichs gestellt werden, sondern nur die Interessen und die Würde des eigenen Landes zu bewahren . . .

Wer konnte hiernach noch zweifeln, daß diese erste kriegerische Expedition des republikanischen Frankreichs in der That eine sehr friedliche war? und daß, wie man sich auch drehen und wenden mochte, die Fahnen der Republik allerdings bestimmt waren, neben den Fahnen Oesterreichs zu wehen? — Die Opposition durchschaute das auch vollkommen; sie ließ sich durch keine Redensarten, weder der Minister selbst noch ihrer Anhänger, blenden, sie brandmarkte die Politik derselben offen als das, was sie war: eine Feigheit, einen Akt der Restauration, einen schreienden Widerspruch (und das

offenbar war der schwächste Einwand: denn wer Kukuk heißt euch auch dergleichen Dinge in die Verfassung setzen?) mit jenem Artikel fünf der Verfassung, welcher „die Streitkräfte Frankreichs je zur Unterdrückung der Völkerfreiheit zu verwenden" verbiete. Ob, rief Herr Ledru Rollin, die Nachkommen der Sieger von Rivoli und Castiglione sich hergeben wollten zu Gehilfen päpstlicher Sbirren, ob sie im Jahre neun und vierzig alle Verwirrungen der Restauration und der Julimonarchie wiederholen wollten? Was die Regierung vorhabe, rief er, sei der Krieg, und wenn es nicht der Krieg sei, so sei es der Verrath! — Die Intervention zu Gunsten der Völker, sagten Andere, habe die Republik verweigert, sie gewähre sie den Souveränen, ohne daß dieselben sie von ihr begehrt. Gäbe Frankreich sich wirklich dazu her, die römische Bewegung zu ersticken, und den Papst auf seinem weltlichen Thron wieder herzustellen, so habe es sich entehrt für immer; um logisch zu sein, müsse man dann nur noch die Kroaten Radetzki's und die Kosaken des Kaisers von Rußland nach Frankreich rufen. . . .

Aber die Politik des Eigennutzes und der Habgier war zu populär in Frankreich, das: wir müssen auch dabei sein, des Herrn Odilon Barrot leuchtete diesen Geistern zu wohl ein, als daß der Plan des Ministe-

riums auf irgend wirksamen Widerstand gestoßen wäre. Die Nationalversammlung sprach, schrie, tobte — aber sie bewilligte die Expedition; das Publikum grollte, zankte, schimpfte — aber weiter auch nichts.

Und doch bei alledem hatte die Expedition ihre höchst bedenkliche Seite. Die Umstände sind zuweilen, ja Menschen gegenüber, wie sie damals am Ruder Frankreichs standen, allemal mächtiger als die Personen. Es ist das erste Mal seit dem Februar, daß das Banner der Republik über die Grenzen Frankreichs geführt wird, das erste Mal seit dem russischen Feldzug Napoleons, daß der französische Soldat den österreichischen als Waffenbruder anerkennen soll — wird dies Alles so leicht ausführbar sein, als es entworfen ist? wird der Restaurationseifer der Oesterreicher, Neapolitaner und Spanier nicht weiter gehen, als — wir sagen nicht die Ehre Frankreichs, denn wo ist die?! aber sein allernächster, sein allerdringendster Vortheil gehen kann? und wer sichert Frankreich selbst vor Ereignissen, die vielleicht schon morgen in seinem eigenen Innern eintreten, und durch welche die Bestimmung der Expedition vielleicht auf einmal höchst wesentlich verändert werden kann? Es ist ein altes Sprichwort, daß man den ersten Schritt scheuen soll; Frankreich in diesem Augenblick thut ihn — welche werden folgen?!

Unter diesen Umständen war es eine sehr gerechte Sensation und eine sehr natürliche Besorgniß, welche durch Europa ging, als es von der französischen Expedition vernahm. Bei diesem künstlich mühsamen Gefüge, welches den Weltfrieden noch aufrecht erhält, kann der kleinste herausfallende Stein, das kleinste Sparrwerk, das von seinem Platze gerückt wird, den Zusammensturz des ganzen Gebäudes herbeiführen. Werden aus der Einmischung, welche Frankreich sich gestattet, nicht andere Mächte das Recht ableiten, ebenfalls zu interveniren, wo und wie es ihnen paßt? Wie nun, wenn England in Sizilien, Rußland, wie schon seit Monaten die Rede geht, in Ungarn oder gar in Deutschland erscheint?

Der europäische Krieg schien auf einmal wieder ganz nahe gerückt — in welcher Lage befand sich Deutschland? und war es jetzt, zu Ende April, besser gerüstet, die Gefahren eines allgemeinen Krieges zu bestehen, als vier Monate früher, zu Anfang des Jahres?

Das deutsche Parlament bis zur Kaiserwahl.

(Ende März.)

Das Letzte, was wir von den Verhandlungen des deutschen Parlaments besprachen, war das Gagern'sche Programm vom achtzehnten December. Dieses selbst, setzten wir auseinander, war in der Hauptsache nur die Wiederholung und Konsequenz dessen, was das österreichische Ministerium selbst vor der Versammlung zu Kremsier als den leitenden Gedanken seiner deutschen Politik ausgesprochen. Das Gagern'sche Programm erkannte die Macht der Thatsachen an, es wich, sagten wir, aus dem Gebiet des Wünschenswerthen, Vortrefflichen in das minder glänzende, aber das Gebiet des Möglichen; es that Oesterreich den Willen und nahm, übereinstimmend mit Oesterreich, für Deutschland nur dasselbe Recht in Anspruch, welches auch Oesterreich für sich behauptete.

Und so hätte man ja wohl erwarten dürfen, daß, wenn auch die Versammlung nur ungern auf diesen Weg des Nothwendigen folgte, wenn auch die deutsche Nation selbst sich nur unwillig aus dem so lange gehegten Traum einer vollständigen und wirklichen Einheit erwecken ließ — so hätte man doch wenigstens erwarten dürfen, daß Oesterreich selbst dem Gagern'schen Programm beistimmen, daß es eine Erklärung anerkennen würde, die nur der Wiederhall war von dem, was Oesterreich selbst zuerst erklärt hatte?

Aber weit gefehlt! Wer hat, in einigermaßen schwierigen und verwickelten Verhandlungen, nicht schon mit Leuten zu thun gehabt, welche, nachdem sie eine bündige Erklärung abgegeben, und wir nehmen sie nun beim Worte und thun genau und buchstäblich, was sie selbst so eben verlangt haben, plötzlich ein großes Geschrei erheben, als ob ihnen das äußerste Unrecht geschehe?

Es hilft nichts in solchen Fällen, daß man den Andern an das alte hausbackene tu l'as voulu, Georges Dandin erinnert — oder wenigstens, es hilft nur, wenn man im Stande ist, diese Erinnerung durch thatsächliche Mittel zu unterstützen und den Gegenpart, wider seinen Willen, zu seinem eigenen Willen zu zwingen . . .

Auch Oesterreich, wiewohl es so eben erst nicht nur

die Einführung der vom Parlament beschlossenen allgemeinen deutschen Wechselordnung, sondern auch sogar seinen Beitrag zum deutschen Marinebudget verweigert und dadurch der Kremsier'schen Erklärung einen deutlichen und denkwürdigen Kommentar gegeben hatte, verwahrte sich dennoch, als Herr von Gagern, so bereitwillig auf die Grundsätze des Kremsier'schen Programms einging, mit lautem Geschrei, wie gegen die äußerste Beeinträchtigung; so habe es das Ding nicht gemeint und das sei seine Absicht nicht gewesen. Schon am acht und zwanzigsten desselben Monats ließ es der Gagern'schen Erklärung vom achtzehnten December eine andere folgen, durch welche es sich aufs Heftigste gegen die Gagern'schen Aufstellungen erklärte. In dem Programm des Reichsministers werde von der Ansicht ausgegangen, als spreche Oesterreich an, in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht einzutreten, das heißt, sich von demselben auszuschließen. Das Programm vom sieben und zwanzigsten November habe jedoch ausdrücklich die Regelung der deutschen Verhältnisse einer weiteren Berathung vorbehalten; eine Absicht, wie sie in dem Programm des Herrn von Gagern dem österreichischen Kabinet untergelegt werde, habe dasselbe keineswegs ausgesprochen. Es ergibt sich daraus, fuhr die Note fort, mit einem Altverstand und einer Unbe=

fangenheit, die unendlich komisch gewesen wären, hätte sich nicht zu viel Unverschämtheit und feige Arglist dahinter versteckt —, daß, wenn wir die Prämisse nicht zugeben, wir uns auch mit den weiteren Folgen unmöglich für einverstanden erklären können. Oesterreich sei heute noch eine deutsche Bundesmacht. Diese Stellung, hervorgegangen aus der naturgemäßen Entwicklung tausendjähriger Verhältnisse, gedenke es nicht aufzugeben. Könne es gelingen, wie das Kabinet selbst aufrichtig wünsche und gern erwarte, daß eine innigere Verschmelzung der Interessen der verschiedenen Bestandtheile Deutschlands zu Stande gebracht werde, werde das Verfassungswerk, an welchem Oesterreich sich betheiligt, auf eine gedeihliche Weise seinem Ziele zugeführt: so werde Oesterreich in diesem neuen Staatskörper seine Stelle zu behaupten wissen. Jedenfalls würde der künftigen Gestaltung des bisherigen deutschen Staatenbundes auf eine wesentliche Weise vorgegriffen, wolle man das Ausscheiden Oesterreichs aus dem, wie es in dem Gagern'schen Programme heiße, zu errichtenden engeren Bundesstaat schon jetzt als eine ausgemachte Sache annehmen. Von jener gesandtschaftlichen Verbindung mit dem österreichischen Kaiserreiche, zu welcher Herr von Gagern die Ermächtigung bei der Nationalversammlung nachgesucht, könne daher keine Rede sein; der Bevoll=

mächtigte, welchen Oesterreich, gleich andern deutschen Bundesstaaten, am Sitz der Centralgewalt habe, werde, wie bisher, vollkommen hinreichend sein, den Geschäftsverkehr zwischen dem Reichsministerium und dem österreichischen Kabinet zu unterhalten. — Die Note schloß mit einigen guten Rathschlägen, welche dem Ministerium und mittelbar dem Parlament selbst ertheilt wurden, und bei denen nur die persönlichen Schmeicheleien, Anerbietungen und Zusicherungen hätten sollen erspart werden: zu plump irgend Jemand zu täuschen, konnten sie nach Allem, was vorausgegangen war, ja doch nur noch als Verhöhnung erscheinen. Was das österreichische Kabinet suche, sei, versicherte die Note, eine gedeihliche Lösung der großen Frage. Diese — davon möge der Herr Minister überzeugt sein — werde nur auf dem Wege der Verständigung mit den deutschen Regierungen zu erreichen sein: Regierungen, unter denen die kaiserliche den ersten Platz einnehme. Gern sei das Kabinet bereit, ihm bei dem schwierigen Werk die Hand zu reichen; es erwarte dafür aber auch seinerseits — und die ausgezeichneten staatsmännischen Eigenschaften des Herrn von Gagern rechtfertigten diese Hoffnung — eine richtige Würdigung der Verhältnisse und jenes bereitwillige Entgegenkommen, das allein zu einer befriedigenden Lösung führen könne. —

Es wäre vielleicht besser gewesen, vorausgesetzt, daß, bei der thatsächlichen Ohnmacht des Parlaments, von einem Besser oder Schlechter überhaupt noch die Rede sein konnte und daß es zuletzt nicht doch völlig gleichgiltig war und zu derselben Resultatlosigkeit führte, was immer diese Versammlung thun oder lassen mochte....

Es wäre, sagen wir, vielleicht besser gewesen, Herr von Gagern und seine Freunde wären der perfiden Politik Oesterreichs, wie dieselbe in diesem Dokumente angekündigt ward, gleich Anfangs tapfer zu Leibe gegangen und hätten ihr gleich Anfangs diese Maske des Wohlwollens und der Staatsweisheit abgerissen, die ja doch nur Schwachköpfe täuschen konnte. Nicht klüger im gewöhnlichen Sinn, wir geben es zu, aber wahrhaftiger, aber tapferer und insofern allerdings auch klüger wäre es gewesen, man hätte es sogleich laut ausgesprochen und die Augen aller deutschen Männer sogleich ausdrücklich darauf hingerichtet, was ja doch zwischen jeder Zeile dieser Note geschrieben stand, und was die Folgezeit seitdem so glänzend bestätigt hat: zwar ein einiges Oesterreich wollte die österreichische Politik, aber kein einiges Deutschland, es wollte überhaupt kein Deutschland, weder mit seinen deutschen Provinzen, noch ohne sie, es wollte nur, wie früher, auf die Zerrissenheit, Schwäche und Ohnmacht des deutschen Vol-

kes, sowie auf die Eifersucht, die Furcht und den Unverstand der deutschen Fürsten das Gebäude seiner eigenen Hausmacht gründen. „Kann es gelingen" — das ist leicht gesagt: aber wie soll es gelingen, wenn Oesterreich selbst das Zustandekommen Deutschlands aus allen Kräften verhindert? Nicht „schon jetzt" soll man das Ausscheiden Oesterreichs annehmen und nicht als eine „schon ausgemachte" Sache — aber so gibt Oesterreich doch selbst zu, daß dies Ausscheiden möglich, daß es denkbar ist? Aus welchen Gründen der Vernunft und der Billigkeit denn will es Deutschland wehren, sich für diese Möglichkeit zu rüsten und diejenigen Veranstaltungen zu treffen, welche der Eintritt des denkbaren Falles erfordert? — Ein altes Sprichwort sagt, daß, wer nicht mit thatet, auch nicht mit rathen soll. Der Spruch bleibt eben so wahr, wenn man ihn auch umkehrt: auch wer nicht mit gerathen hat, wer nicht Antheil genommen an der Arbeit des Geistes, wer nicht die Last des Schaffens und Entwerfens getheilt, der soll auch hinterdrein nicht mit thaten, dem steht auch kein Antheil zu an der Schöpfung, welche endlich zu Stande kommt. Freilich ließ Oesterreich seine Deputirten noch im deutschen Parlamente sitzen: eine Inkonsequenz, die, hätte es seine Erklärungen ehrlich gemeint, unverzeihlich gewesen wäre und die

nur übertroffen wird durch die größere, die völlig hirnlose, welche das Parlament beging, als es, auch nach der Billigung des Gagern'schen Programms, ja nach der österreichischen Verfassung vom vierten März, gleichwohl bis zum Schluß die österreichischen Vertreter noch immer in seiner Mitte sitzen, noch immer an seinen Berathungen Theil nehmen, noch immer seine bestgemeinten Pläne durch österreichische Intriguen kreuzen ließ. — Oesterreich sagte keineswegs, wie es in dem Programm von Kremsier gesagt hatte, und wie es auch jetzt noch zu sagen vorgab: berathet, ich werde ebenfalls berathen und wenn wir beide am Ziel unserer Berathungen sind, so wollen wir sehen, wie beide zu einander passen, oder wie sie auszugleichen sind. Es sagte in Wahrheit vielmehr: ich habe mich entschieden, zu was, das sage ich noch nicht, ja am Ende weiß ich es selbst noch nicht; berathet ihr nun, da es euch so Spaß macht: aber was ihr auch berathen mögt, es darf nichts Anderes dabei herauskommen, als wozu ich mich entschieden habe oder noch entscheiden werde! O ja wohl konnte das österreichische Kabinet die Vertreter Oesterreichs noch immer an den Verhandlungen des Parlaments Theil nehmen lassen — es war ja das Unerheblichste, das Gleichgiltigste von der Welt, woran sie Theil nahmen! Die Note vom acht und zwanzigsten December war nur die erste Wie=

derholung dessen, womit am neunten November auf der Brigittenau bei Wien der Anfang gemacht worden war: dort war das Ansehn und die Würde des deutschen Parlaments durch die Kugeln der Kroaten gemordet worden, hier wurde sie gemordet durch die Feder des Diplomaten — und nur dieselbe arme, kalte Leiche blieb übrig, hier wie dort!

Herr von Gagern und seine Freunde schlugen einen anderen Weg ein; es fehlte ihnen, wie es leider immer der Fall gewesen ist und wodurch es dahin gekommen, daß diese so wohlmeinenden, um das Glück des Vaterlandes so aufrichtig besorgten Männer vielmehr seinen Fluch auf sich geladen, an jenen Eigenschaften, ohne welche doch nichts Großes auf Erden vollbracht wird, und die gerade der Staatsmann am wenigsten entbehren kann: an Muth und Entschiedenheit. — Wer das Leben liebt, darf auch den Tod nicht scheuen; wer durch Höflichkeit und Nachgiebigkeit etwas zu erreichen gedenkt, der muß auch gezeigt haben, daß er im Nothfall auch recht grob und recht eigensinnig sein kann. — Herr von Gagern hatte am achtzehnten December einen sehr richtigen Anlauf genommen: aber schon am fünften Januar zog er wieder zurück. Sei es das Geschrei der Gegner, sei es das Stutzen der Freunde, sei es endlich die angeborne deutsche Sentimentalität und Halbheit, die

auch in ihm wieder aufwachte — genug, er richtete am gedachten Tage an den für die österreichischen Angelegenheiten niedergesetzten Ausschuß ein Schreiben, in welchem wenigstens der Anschein gewonnen ward, als ob das Reichsministerium den Versicherungen Oesterreichs Glauben schenke und als ob der Weg, den das Kabinet von Ollmütz in demselben angedeutet, wirklich jemals zu dem erwünschten Ziele führen könne oder auch nur solle. Trauriger Versuch eines geraden und ehrlichen Mannes, die krummen Wege der Diplomatie zu wandeln! Herr von Gagern glaubte ganz gewiß selbst nicht, daß in der österreichischen Erklärung vom acht und zwanzigsten irgend etwas Neues, irgend etwas, wodurch das Kremsiersche Programm im Mindesten verändert ward, enthalten sei; er fühlte gewiß selbst, daß es ein seltsamer Widerspruch — nein, noch mehr, eine unselige Uebereinstimmung war, wenn er zwar die vom österreichischen Kabinet dem deutschen Parlament zugemuthete „Vereinbarung" mit stolzen Worten als „unerträglich" bezeichnete mit der Stellung, welche die „konstituirende" Nationalversammlung „genommen" und sich doch in demselben Satz, demselben Athemzug bereit erklärte, den Weg der „Verständigung" mit den Regierungen zu betreten; er fühlte gewiß auch recht gut, daß es nichts gesagt hieß und ein unwürdiges Spiel mit

Worten war, wenn er diesen Weg überall zu betreten versprach, wo derselbe zum Ziele führen „könne" — denn das war ja eben die Frage, wo er es „konnte" und wo nicht, und was da geschehen sollte, wo er es nicht konnte?!

Und endlich auch darüber war er gewiß selbst nicht im Unklaren, daß es dem ganzen Antrag vom achtzehnten December die Spitze abbrechen hieß, wenn er jetzt, in dem Schreiben an den Ausschuß, von der damals verlangten „sofortigen" Anknüpfung eines gesandtschaftlichen Verhältnisses mit Oesterreich absah und, mit einer scheinbar ganz zufälligen, ganz unschuldigen Wortveränderung, nur noch um die Ermächtigung bat, zu „geeigneter Zeit" und in „geeigneter" Weise in Verhandlung mit Oesterreich zu treten. So eilig hatte er es zwei Wochen früher gehabt, daß er die Nationalversammlung nicht genug antreiben, und so klar war ihm damals gewesen, welche Weise der Verhandlung die „geeignete" sei, nämlich die gesandtschaftliche, daß er dieses Wort gesandtschaftlich gar nicht genug hatte wiederholen können — und nun?!

Fragen unsere Leser, wie das Alles nur möglich gewesen ist und wie ein Mann von der sittlichen Reinheit, der Wahrheit und Treue des Charakters, wie Heinrich von Gagern, zu dieser Inkonsequenz, dieser

Doppelzüngigkeit und Wortfechterei hat kommen können? Ach, er wollte auch ein Staatsmann sein ....

Aber vielleicht auch wußte Herr von Gagern recht gut, daß diese Nachgiebigkeit und Schwäche, die er — gleichviel, ob hatte oder zeigte, die Anmaßungen Oesterreichs nur immer bestärken mußte, und nicht nur Oesterreichs allein, sondern auch die Anmaßungen und Sondergelüste aller übrigen deutschen Regierungen mußten dadurch hervorgerufen werden — vielleicht, sagen wir, wußte, vielleicht beabsichtigte er das, er wollte vielleicht, wie ein kecker Arzt, die Krankheit erst recht steigen, das Fieber erst recht anwachsen lassen, um es dann auf einmal, in der gefährlichsten Krisis, mit einem Schlage desto kräftiger zu brechen? es war seine Absicht vielleicht, daß die unverbesserliche Habgier der dynastischen Interessen sich recht unverhüllt, recht schamlos hervordrängen sollte, um dann, in der zwölften Stunde mit desto größerem Recht vor das Volk treten und ihm mit desto größerem Nachdruck sagen zu können: seht, so sind sie, und das habt ihr von ihnen zu erwarten, wenn ihr nicht fest, wie Ein Mann, zum Parlamente steht?! Vielleicht auch im Innern des Parlamentes selbst, durch die Erläuterungen und Milderungen, welche er seinem Programme gab, dachte er die Schroffheit der Parteien auszugleichen und eine größere Einheit im Schoße

der Versammlung selbst zu erzielen? — Das Erstere hätte, von der Gefährlichkeit des Experimentes selbst ganz abgesehen, den Charakter des deutschen Volkes gründlich verkennen heißen: und daß auch das Andre für den Charakter wenigstens dieser Versammlung nicht mehr geeignet war, davon sollte die Debatte, welche endlich am elften Januar über das Gagern'sche Programm eröffnet ward, sogleich die klägliche Probe liefern.

Dieselbe wurde von Seiten der Opposition mit außerordentlicher Erbitterung, zugleich mit einer Beredsamkeit, ja einem Talent geführt, wodurch sie die Gagern'sche Partei weit verdunkelte. Dieses ist überhaupt von jetzt ab, in den letzten Tagen des Parlaments, fast regelmäßig der Fall; fast regelmäßig zieht diejenige Seite, auf welcher, ganz unwidersprechlich, die größere Einsicht, der edlere Wille ist, gleichwohl den Kürzeren, wenn nicht bei den Abstimmungen selbst, so doch in der Ehre und dem Glanz des parlamentarischen Kampfes: nämlich weil dieselbe sich in eine falsche Stellung gebracht hatte, wo alle ihre guten Eigenschaften ihr nichts mehr nutzen konnten. — Es war schmachvoll, ohne Frage, und ein Verdammungsurtheil über die eigene Partei, das gar nicht schneidender hätte ausfallen können, daß die radikale Partei in dieser Frage

ganz offenbare Gemeinschaft machte mit den Reaktionären; es war schmachvoll, ganz gewiß, und ein Schimpf für die Freiheit selbst, die sie zu vertreten behaupteten, daß die Männer der äußersten Linken sich hier nicht entblödeten, unter dem Banner Oesterreichs zu kämpfen und den Partikularismus zu unterstützen, bloß weil die Einheit in derjenigen Form, wie sie von der andern Seite angestrebt ward, ihnen nicht gefiel; es war endlich, mit innerster Entrüstung geben wir es zu! thöricht und boshaft zugleich, daß dieselben Männer, welche so oft erklärt hatten, die Frage der Einheit stehe ihnen nur in zweiter Linie, ja sie fragten gar nichts darnach, nur auf die Freiheit komme es an, und die sei für alle Nationalitäten dieselbe — daß dieselben Männer jetzt mit einem Male thaten, als würde keiner von ihnen jemals ruhig sterben können, wenn nur etwa ein einziger Tyroler für Deutschland verloren gehe, aus demselben Tyrol, das sie Anfangs nicht übel Lust gehabt, halb wenigstens an Italien zu verschenken! thöricht und boshaft zugleich, wenn Stimmen, welche das Arndt'sche Vaterlandslied, so oft zur Katzenmusik entwürdigt hatten, und so oft bewiesen, daß es nur ein Lied sei für Blödsinnige, jetzt eben dieses Lied dem ehrwürdigen Verfasser desselben höhnend entgegen wieherten, als er, nach redlicher, gewissenhafter Prüfung, seine Stimme abgab für die Gagern'sche Politik....!

Es mag dies Alles, sagen wir, schlecht, thöricht, kindisch gewesen sein: aber die Gagern'sche Politik selbst wurde dadurch nicht besser, nicht weiser, nicht männlicher. Die Majorität, mit welcher die Versammlung endlich am Dreizehnten dem Ministerium die erbetene Genehmigung ertheilte, war nur gering, zu gering, um so wichtige Entscheidungen darauf zu stützen und der Politik des Ministeriums selbst das nöthige Ansehn, wenn nicht bei den Regierungen — denn da war jede Bemühung fruchtlos — doch wenigstens bei der Nation zu geben.

Und doch schien es gerade in diesem Augenblick, als ob die Nation gut machen wollte, was das Parlament versehen; die politische Einsicht außerhalb der Paulskirche schien größer zu sein als die darinnen. Bei dem Parlament selbst hatte der von Gagern angedeutete „engere Bundesstaat" nur eine sehr laue Zustimmung gefunden; jene Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands, welche den Grundgedanken der Gagern'schen Politik bildete und über deren richtige historische Begründung, ja Nothwendigkeit wir uns oben des Weiteren ausgesprochen haben, durfte bei dem Parlament selbst, je näher die Entscheidung rückte, sich desto weniger Freunde versprechen. Aber um so mehr schien der Gedanke Anklang gefunden zu haben bei der Nation selbst, um so mehr schien jener trübe, thörichte Haß, welcher im Sommer acht und vier=

zig die Herzen Deutschlands von Preußen abgewendet hatte, sich gelegt und einer richtigen Einsicht über das wahre Wohl Deutschlands Platz gemacht zu haben. — Es ist keine Frage, daß das Verfahren Oesterreichs in den letzten Monaten hieran den wesentlichsten Antheil gehabt hatte: unter zwei Uebeln wählt gern jeder das kleinste . . .

Aber gleichviel, die Umstimmung war vorhanden und gab sich in beachtenswerther Weise kund. Aus der Mehrzahl der kleinern deutschen Staaten liefen Beschlüsse und Adressen der Kammern ein, in welchen dieselben sich mit der Idee des engern Bundesstaates und mit den dahin zielenden Beschlüssen der Nationalversammlung einverstanden erklärten; die Einheit dieses Bundesstaates unter einem monarchischen Oberhaupt wurde als die wünschenswertheste Form für die Zukunft Deutschlands bezeichnet, von Einigen sogar der König von Preußen, als der einzig mögliche Träger dieser Krone, ausdrücklich genannt und der Wahl der Versammlung anempfohlen.

Sogar eine nicht unbeträchtliche Anzahl deutscher Regierungen schloß sich diesen Erklärungen ihrer Kammern an. Freilich waren es nur die kleinern, diejenigen nur, welche um ihrer Schwäche willen das Bedürfniß der Einheit am lebhaftesten empfanden, und die daher auch die Einbuße, welche ihre eigenen Hoheitsrechte durch ein künftiges

deutsches Kaiserthum unzweifelhaft erleiden mußten, aufgewogen glaubten durch den Schutz, welchen eben dieses Kaiserthum ihnen versprach. Es war also allerdings auch nur Selbstsucht, was die Erklärungen der thüringischen und anhaltischen Herzogthümer, sowie die von Hessen, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg ꝛc. hervorrief — aber wenigstens ein gebildeter und einsichtsvoller Egoismus; es war auch nur Berechnung und Interesse, was sie so geneigt machte zu patriotischen Aufopferungen — aber diese Berechnung stimmte wenigstens zusammen mit dem gemeinsamen Vortheil des Vaterlandes.

Anders die mittleren Regierungen, diejenigen, die sich zur Noth stark genug glaubten, sich gegen Aufstände im Innern auf eigene Hand wehren zu können, und die ihre äußerliche Unabhängigkeit (oder vielmehr den Schein derselben) durch die Eifersucht und die Anmaßung der außerdeutschen Mächte gewahrt wußten. — Sogar es gab welche darunter, die sich schmeichelten, wohl selbst noch einigen Antheil an der künftigen Centralgewalt Deutschlands ergattern zu können. Wer doch nichts abkriegt, der hat seinen Antheil gut verschenken; für Bernburg, Meiningen, Schwarzburg und so weiter war es leicht den Großmüthigen zu spielen — aber auch für Baiern, Hannover, Würtemberg, Sachsen?

Diese also schlossen sich sämmtlich, näher oder ferner, deutlicher oder versteckter, der österreichischen Politik an. Am Schnellsten Hannover, am Ehrlichsten Würtemberg; mit dem meisten Anspruch Baiern, dem meisten Ungeschick Sachsen.

Doch war die Furcht, durch den beabsichtigten engeren Bundesstaat in ihrer Macht und Selbständigkeit beschränkt zu werden, gar nicht einmal das Einzige, was diese Regierungen trieb: sie hatten noch einen ganz anderen, noch viel näheren Grund mit der deutschen Nationalversammlung zu schmollen und die Verbindlichkeit ihrer Beschlüsse in Zweifel zu ziehen. Das waren die Grundrechte, jene unseligen Grundrechte, mit denen die Nationalversammlung so viel edle Zeit verloren hatte, und die nun, um nicht völlig ins Wasser gepflügt zu haben, doch auch eingeführt werden sollten, versteht sich ...

Es waren in diesen Grundrechten, Dank der Gründlichkeit und Angst, oft auch nur der Eitelkeit unserer Parlamentsredner, so viel Einzelbestimmungen aufgenommen worden, man hatte sich so wenig begnügt, nur etwa einen kurzen Auszug allgemeiner Principien, ein einleitendes Programm aufzustellen, wie etwa in dem ersten Paragraphen der neuen französischen Verfassung, sondern mit so verhängnißvollem Fleiß ein so vollständiges Gesetzbuch hatte man ausgearbeitet, de omnibus

rebus et quibusdam aliis: daß jene sofortige unbedingte und unveränderte Einführung der Grundrechte, welche das Parlament ebenfalls dekretirt hatte, ohne eine völlige und augenblickliche Umwälzung der Einzelstaaten und ihrer Gesetzgebung, Verwaltung 2c. gar nicht möglich war.

Gleichwohl waren diese Grundrechte das Einzige, was die Nation, nach achtmonatlichem Harren, von dem Parlament zu Frankfurt empfangen hatte; immer, wo sie anfing ungeduldig zu werden über die Weitschweifigkeit und Langsamkeit der Frankfurter Verhandlungen, wurde sie vertröstet: aber wartet nur, es kommt ja schon, die Grundrechte ...! War es ein Wunder, daß das Volk, nachdem man es so lange hatte hungern lassen, jetzt auch die einzige Schüssel, die aus der Küche des Parlaments auf seine Tafel kam, nicht ungenossen wollte wieder abtragen lassen? daß es nichts half ihm vorzustellen, das Gericht sei noch zu heiß, zu schwer, es werde sich den Magen daran verderben —: tauben Ohren ist schlecht predigen bekanntlich, aber leeren Magen noch schlechter! Das Volk, soviel es selbst noch vor Kurzem über die ewig langen Grundrechte gespöttelt hatte, war auf einmal ganz entbrannt darauf; die sofortige und unveränderte Einführung derselben wurde das Feldgeschrei des Tages.

Es verschlug dabei nur wenig, daß unter diesen Grundrechten die einen und andern waren, welche, in den einen und andern Gegenden, dem Volke selbst höchlich mißfielen: zum Exempel die bürgerliche Gleichstellung der Juden, die allgemeine Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und dergleichen mehr. Die Volksführer, welche in der Begeisterung für die Grundrechte (einer so hohlen und leeren, wie nur jemals über Deutschland gekommen: und das, dächten wir, hat doch etwas geleistet in diesem Fache) eine willkommene Handhabe sahen zur Erreichung ihrer Parteizwecke, wußten bequemen Rath: solche Paragraphen suspendirte man oder auch man ignorirte sie einfach. Dem Volke sollte das zustehen, nur nicht den Regierungen; die gemeine Selbstsucht der Masse sollte sich über die Grundrechte nach Belieben hinwegsetzen dürfen, die Selbstsucht der Höfe sollte sie respektiren — welch ein Aberwitz!

Oesterreich und Preußen hatten diesen Enthusiasmus für die Grundrechte weniger zu scheuen. Einmal war derselbe hier an sich geringer als in den kleinern Staaten. Das Volk in Oesterreich wie in Preußen glaubte, daß es zur Noth im Stande sei, sich seine eigene Entwickelung zu geben; hatte es nur erst die nöthigen österreichischen und preußischen Rechte, so kam es wohl auch mit der Zeit zu deutschen Grundrechten. . . .

Und zweitens fühlten diese beiden Regierungen, die

eben damals in der höchsten Blüthe militärischer Kraftentwicklung standen, sich allenfalls auch stark genug, nicht nur um etwaige Grundrechtsgelüste ihrer eigenen Unterthanen niederzuhalten, sondern auch die Zumuthungen des Parlaments mit Kaltblütigkeit zurückzuweisen.

Bei den übrigen war das nicht der Fall. Die kleineren, die im Grunde froh sein mußten, nur wieder zu irgend einer Art von Rechten zu kommen, zeigten sich der Einführung größtentheils sehr geneigt.

Um so verdrießlicher war die Lage für jene mittleren; nicht klein genug zur Fügsamkeit, noch stark genug zum Widerstand, zu feig sowohl zum Gehorsam als zur Verweigerung, wanden und drehten sie sich auf die kläglichste Weise, zankten sich mit ihren Ständen und schmeichelten ihnen, suchten sie einzuschüchtern und zu bestechen, Alles nur, um sich die verwünschten Grundrechte vom Halse zu halten und damit den ersten Schritt unter die Botmäßigkeit des Parlamentes zu vermeiden. —

Und so war der Widerstand dieser Regierungen denn allerdings, von ihrem Standpunkte aus, gerechtfertigt; sie kämpften, indem sie sich der österreichischen Politik anschlossen und der Einheit Deutschlands entgegen arbeiteten, um ihre Existenz. Was dagegen sich in keiner Weise rechtfertigen ließ und was das Allerbetrübendste war bei dieser ganzen Sache, das war, daß die

Politik dieser Regierung sogar die Mehrheit ihrer Völker für sich hatte.

Oder wo nicht die wirkliche Mehrzahl der Völker, so doch die Mehrheit der Volksvertreter. In den meisten der genannten Länder wurde die eigenmächtige und verderbliche Politik der Kabinete von den Kammern nicht allein nicht bekämpft, sondern sogar unterstützt, ja selbst noch herausgefordert und ermuthigt. Dieselben Kammerredner, welche sich heiser schrieen um die Grundrechte, verwahrten sich zum Voraus gegen jeden Beschluß, welchen das Frankfurter Parlament über die künftige Gestaltung Deutschlands fassen möchte, es sei denn mit ihrer Bewilligung; dieselben Männer, welche es für den größten Frevel erklärten gegen Gott und Menschen, daß die Regierungen nicht sofort die ganze Gesetzgebung der einzelnen Länder über den Haufen warfen, ihre ganze Verwaltung stehenden Fußes in Unordnung brachten, bloß um die Grundrechte einzuführen, erklärten deutlich dieselbe Autorität des Parlaments in der wichtigsten und wahrhaft gemeinsamsten Angelegenheit für unverbindlich. — Selbst die würtembergische Kammer, trotz der unverwüstlichen tüchtigen Natur, welche dem schwäbischen Volksstamm im Ganzen beiwohnt, und die er auch in diesen letzten Jahren nicht verleugnet hat, ließ sich doch verleiten, der österreichischen Politik wenigstens eine Hinter=

thür zu öffnen. Sie erklärte zwar (Februar 14.) daß die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volk erwählten deutschen Nationalversammlung zu überlassen sei, und daß sie das Vertrauen zu derselben hege, sie werde, unbeirrt durch sich ihr entgegenstellende Schwierigkeiten, woher sie auch kommen möchten, das große Werk der nationalen Einigung im Sinn und Geist des ihr vom deutschen Volk ertheilten Auftrags zum Ziele führen. Aber sie leitete diese an sich so ehren-, so dankenswerthe Erklärung durch die, den Umständen nach völlig nichtige Behauptung ein, daß sie die Einheit des Gesammtvaterlandes, die Freiheit und Wohlfahrt der einzelnen Stämme nur gesichert halte, wenn alle, auch die österreichisch-deutschen Länderstämme, zu einem verfassungsmäßig gegliederten Bundesstaat vereinigt würden. — Sentimentalität und Schwärmerei sind sonst die Untugend der Schwaben nicht; wie kamen sie denn in diesen Beschluß? oder steckte noch etwas Anderes dahinter? . . .

Die hannöverschen Stände hielten ihre Erklärung noch zurück; so ungestüm sie auf Ausführung der Grundrechte drangen (Februar 18.), so unnöthig schien es ihnen ihre Meinung über die künftige Gestaltung Deutschlands abzugeben und die vielfach erschütterte Autorität des Frankfurter Parlaments dadurch zu stärken.

Alles Maß des Anständigen, ja selbst des Verständigen dagegen überschritten die Erklärungen der baierischen und der sächsischen Kammern. In beiden, am allermeisten in der sächsischen, saß, neben der rohesten Demagogie und engverbrüdert mit ihr, der krasseste, herz- und sinnloseste Partikularismus. Die Kammer der baierischen Reichsräthe erklärte mit einstimmigem Beschluß, dem Gebot der Pflicht und Ehre zu folgen, indem sie, für Deutschlands wie für Baierns Wohlfahrt und Bestand, sich sowohl gegen die Lostrennung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesreiche, als gegen die Errichtung eines preußischen Kaiserthums ausspreche (Februar 17.). In Sachsen eröffneten die neugewählten Kammern, in denen, wie sie sich selbst rühmten, die Blüthe der sächsischen Demokratie versammelt war, ihre Thätigkeit mit fast gleichlautenden Beschlüssen, wie die der baierischen Aristokraten. Nur mit entschiedenem Widerwillen, erklärte die zweite Kammer, würde sie ein erbliches und unverantwortliches Oberhaupt sehen, desgleichen die Uebertragung der Kaiserwürde an die Krone eines Einzelstaats. Wenn die Kammer ferner hinzusetzte, daß ein verantwortlicher Präsident an die Spitze Deutschlands gestellt werden solle, so war das Privatgeschmack, über den sich nicht streiten ließ: wennschon man auch in dieser Hinsicht versucht war, etwas ungleich über den politischen Muth

und die Bildung einer Kammer zu denken, welche die Republik zwar für Deutschland verlangte, aber sie auch für Sachsen zu verlangen, ei du mein Gott, da hütete sie sich! . . .

Die Erklärung der Kammer (der übrigens kurz darauf eine fast gleichlautende von der ersten folgte) ging gegen die einzige Form, in welcher die deutsche Einheit für den Augenblick denkbar war; sie griff, versteckt, aber doch deutlich genug, mit höhnischer Schadenfreude den einzigen Staat an, unter dessen Leitung wirklich ein Deutschland möglich war; sie ging also gegen die Einheit selbst. —

Gleichwohl hatten alle diese Noten der Kabinete, alle diese Erklärungen der Kammern nicht viel zu sagen. Wie die entscheidende That, so auch das entscheidende Wort lag allein bei Preußen. Was, zu allen diesen Anträgen und Vorgängen, sagte Preußen? wie, in einem Augenblick, da die Frage der deutschen Einheit und ihrer künftigen Gestaltung aus allen Winkeln Deutschlands wiedertönte, war es der preußischen Regierung möglich, ihr stolz bescheidenes Stillschweigen zu bewahren?

Leider — sie hatte es bereits gebrochen, sie hatte geantwortet auf die versteckten Anfragen, welche die Gagern'sche Politik in den Parlamentsbeschlüssen vom dreizehnten Januar an sie gerichtet hatte. . . .

Die Antwort war unglücklich genug ausgefallen für beide Theile.

Fortsetzung.

Die Vereinbarung hatte Herr von Gagern abgelehnt; die Verständigung hatte er angenommen. Damit war denn, wie wir schon oben angedeutet haben, jener Boden der Souveränetät, auf welchem die Frankfurter Versammlung bisher zu stehen behauptet, thatsächlich verlassen; derselbe Mund, welcher in jener denkwürdigen Eröffnungsrede vom neunzehnten Mai, unter dem Zujauchzen der Versammlung, die Souveränetät des Volks als die einzige Quelle ihrer Macht verkündigt, hatte jetzt auch den Widerruf gethan. — Und die Versammlung selbst, durch ihre Abstimmung vom dreizehnten Januar, hatte ihn stillschweigend bestätigt. Möglich, daß sie dabei nur der Nothwendigkeit nachgegeben, möglich, daß sie dabei nur zu mißlicher Stunde nachgeholt (wir selbst haben es in einer früheren Stelle zugegeben), was sie

gleich Anfangs und freiwillig hätte thun sollen: so stand bei alledem doch die Thatsache fest — die Vollendung des Verfassungswerks lag nicht mehr bei dem Parlament allein, sondern dieses selbst hatte der Verständigung mit den Fürsten, das hieß also den Fürsten selbst, einen wesentlichen Antheil daran eingeräumt.

Die erste Regierung, welche von diesem Zugeständniß Gebrauch machte, war die preußische. Die preußische Regierung hatte die Souveränetät der Frankfurter Versammlung niemals anerkannt: aber es hatte sie auch nie, wie Oesterreich, durch ausdrückliche Erklärungen, sondern nur einige Male durch — die That geleugnet. Wo sie einem Beschluß des Parlaments beigetreten, oder einen solchen zur Ausführung gebracht, hatte sie jedesmal die Möglichkeit durchblicken lassen, auch wohl anders zu verfahren: aber es konvenire ihr nun so, und da das Parlament das für den einzelnen Fall Gute und Nützliche beschlossen, die preußische Regierung selbst aber nie etwas Anderes wolle, als was gut und nützlich sei für Deutschland, so verstehe es sich ganz von selbst, daß Preußen sich das Beschlossene gefallen lasse.

Mit anderen Worten: Preußen hatte die Vollgewalt der Versammlung hingenommen als eine Thatsache, über deren Ursprung und rechtliche Bedeutung es ganz unnöthig war, zu grübeln oder gar sich in Streitigkeiten

einzulassen, da dieselbe, nach Art der Thatsachen, doch nur so lange gelten sollte, als sie gelten mußte; die von der Versammlung beanspruchte Souveränetät war in den Augen Preußens ein Nothstand gewesen, den es nicht anerkannte, aber den es, eben als Nothstand, entschuldigte.

Das Verhalten der preußischen Regierung, den deutschen Angelegenheiten gegenüber, war demgemäß bisher nur immer ein passives, ablehnendes, ablauerndes gewesen; es hatte sich mit dem unbequemen Gesellen, dem Parlament, so wenig wie möglich eingelassen. Erst jetzt, da das Parlament selbst aus seinem Jugendrausch zu erwachen schien, da es von der Souveränetät einlenkte zur Verständigung, und da zugleich das Hervortreten Oesterreichs die natürliche und unerläßliche Eifersucht Preußens entzündete, jetzt erst trat auch die preußische Regierung wieder eingreifend, handelnd auf den Schauplatz der deutschen Angelegenheiten.

In einer „Circularnote an die bei den deutschen Regierungen beglaubigten Missionen", welche vom 23sten Januar datirt war und zuerst am 29. desselben Monats veröffentlicht wurde, vermuthlich aber schon früher, schon gleich nach den Gagern'schen Zugeständnissen vom Fünften abgefaßt war, warf die preußische Regierung zunächst einen Rückblick auf den Ursprung und die bisherige

Wirksamkeit der Frankfurter Versammlung. — Es ward hervorgehoben, daß zur Zeit, da das Parlament in Frankfurt zusammengetreten, die Revision der Bundesverfassung (man beachte wohl: Revision, nicht Neubau, nicht Schöpfung eines neuen Deutschland, sondern nur Ausbesserung der alten Bundesverfassung, die somit noch immer die eigentliche Grundlage blieb) zwar bereits durch die deutschen Regierungen begonnen gewesen: doch sei dieselbe damals noch nicht so weit gediehen gewesen, daß es den deutschen Regierungen möglich, einen gemeinsam verabredeten Verfassungsentwurf vor die Versammlung zu bringen und vor derselben zu vertreten.

Die Versammlung, wohl oder übel, habe sich daher in der Nothwendigkeit befunden, das Verfassungswerk selbständig anzugreifen. In Folge dessen hätten die Vorstellungen über den Umfang der staatsrechtlichen Befugnisse der Versammlung sich freilich etwas hoch gesteigert. Doch entschuldigte die Note auch dies, theils mit der eignen Passivität der Regierungen, von denen viele ihre ganze Kraft damals durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen sahen, theils mit der greifbaren Schwierigkeit, welche eine Vereinbarung mit sieben und dreißig verschiedenen und unabhängigen Staaten gehabt. — Auch die preußische Regierung habe geglaubt, die Lage, in welcher die deutschen Staaten,

gegenüber einer, aus der Gesammtheit der Nation auf gesetzlichem Wege erwählten Versammlung sich befanden, großes Gewicht beilegen zu müssen; sie habe geglaubt, die äußersten Anstrengungen machen zu sollen, um einer Versammlung, welcher die Regierungen einen positiven Vorschlag nicht vorgelegt, nicht durch Negation entgegenzutreten. Die deutsche Nation dürfe verlangen, habe sie geglaubt, daß der Versuch, auf dem von der Regierung theils angebahnten, theils zugelaßnen Wege, zur Einigung zu gelangen, möglichst vor äußeren Hemmungen geschützt werde. Auch daß, nebst anderen ähnlichen, der Vorschlag gescheitert, welchen die Regierung schon im Monat Juni gemacht, nämlich zur Gewinnung der Grundlagen eine collective Vertretung der Regierungen zu bilden, habe sie in diesem Glauben nicht irre machen können; sie sei dessenungeachtet nicht nur bereitwillig für einige Zeit von der ausführenden Gewalt des Bundes zurückgetreten und habe deren Uebertragung auf den Erzherzog Johann von Oesterreich genehmigt, sondern sie habe, mit nicht geringerer Hingebung und oft mit Selbstverleugnung, auch die Centralgewalt Deutschlands durch die Macht und die Mittel Preußens gestützt und getragen.

Der Zweck, fuhr die Note fort, sei erreicht worden; beinahe acht Monate hindurch habe die National=

versammlung zu Frankfurt sich in freier Bewegung ihrer Verfassungsarbeit widmen dürfen. Jetzt, wo diese Arbeit anscheinend ihrem Ende nahe, werde jede deutsche Regierung den Beruf fühlen, dahin zu wirken, daß dieselbe auch zu einem glücklichen Ergebniß führe, und daß, sollte dies dennoch nicht der Fall sein, wenigstens nicht den Regierungen die Schuld davon beigemessen werden könne. Was sie selbst, die preußische Regierung, betreffe, so fühle sie sich vor einem derartigen Vorwurf allerdings gesichert. Allein ebensowohl wisse sie auch, daß ihre alleinige Zustimmung nicht ausreiche, eine Umgestaltung der deutschen Verfassung ins Leben zu führen, und daß das Scheitern des großen Zweckes nicht minder zu beklagen wäre, auch wenn zweifellos feststände, daß er nicht an Preußen gescheitert sei.

Die Regierung entschuldigte sich sodann, daß sie nicht schon früher den Schritt gethan, der jetzt von ihr geschehe. Allein eine bedeutungsvolle Entwicklungsperiode des eigenen Staates sei zusammengetroffen mit einer entscheidenden Krisis in den inneren Zuständen Oesterreichs — Oesterreichs, gegen welches sich die Note nun, eine Reihe von Sätzen hindurch, in den zuvorkommendsten und schmeichelhaftesten Wendungen erging. Wenn es Oesterreich, dem mächtigsten Gliede des Bundes, schwer werde, in manche jener bundes=

staatlichen Bestimmungen einzugehen, in welcher die Frankfurter Versammlung den Ausdruck eines gemeinsamen Verlangens der deutschen Nation gefunden zu haben glaube, so entschuldigte Preußen das mit der europäischen Stellung und dem Beruf des österreichischen Kaiserstaates, sowie mit der centralkonstitutionellen Richtung, welche es selber eingeschlagen. Der österreichische Staat sei mit alten Banden an Deutschland gekettet, Deutschland könne auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten: und am wenigsten habe die preußische Regierung einen Plan bevorworten können, welcher auf Auflösung der bisher bestandenen Bande beruhe.....

Also wollte auch Preußen von dem engeren Bundesstaat nichts wissen? also trat auch Preußen allen denen bei, welche das Gagern'sche Programm eine Zerstückelung Deutschlands gescholten hatten? so sollten diese Liebesversicherungen gegen Oesterreich vielleicht nur den Schluß einleiten, daß man ein so werthes, so theures Glied des Bundes unmöglich entbehren könne und daß Preußen dasselbe daher bei Deutschland erhalten werde, auch gegen Oesterreichs eignen Willen?

Aber nur Geduld! Die Note, nachdem sie auf diese Art Oesterreich ihre Huldigung dargebracht, ging darauf zu der österreichischen Erklärung vom acht und

16*

zwanzigsten December über, wenn auch ohne sie namentlich anzuführen. Mit hoher Befriedigung behauptete sie, sehe die königliche Regierung nunmehr festgestellt, daß Oesterreich, indem es ebenso wie Preußen den deutschen Bund als fortbestehend betrachte, nicht nur in demselben beharren, sondern auch an seiner kräftigen Entwickelung Theil nehmen wolle und zu diesem Ende bereit sei, sich mit der Nationalversammlung und den übrigen deutschen Regierungen zu verständigen. Wie diese Verständigung mit Oesterreich zu bewerkstelligen, darüber freilich wußte auch die preußische Regierung noch keinen Rath. Denn wenn es weiter hieß, dieselbe müsse jedenfalls von der Art sein, daß weder die Einheitsbestrebungen Oesterreichs noch die Einheitsbestrebungen Deutschlands ein Hinderniß darin fänden, was war damit weiter gethan, als eben, mit der naivsten Miene, zwei Unmöglichkeiten neben einander gesetzt?

Auch kam sogleich der hinkende Bote nach. Zwar sei von der Regierung Oesterreichs zu erwarten, daß sie alles Mögliche für diese Verständigung thun, und namentlich auch bei der Gestaltung seiner innern Verhältnisse auf die Beziehung zu Deutschland die möglichste Rücksicht nehmen werde. Sollte es indeß bei alledem nicht glücken, sollte namentlich die österreichische Regierung glauben, diejenigen Beschränkungen der Souverä-

netätsrechte, welche eine kräftige Centralgewalt des Bundes erfordere, sowie die angestrebte materielle Verknüpfung der Interessen auf ihre deutschen Länder nicht eintreten lassen zu können, dann freilich — —

Nun ja, was dann? Denn offenbar war alles Bisherige nur Einleitung und Vorspiel — und erst hier gelangen wir an den wahren Kern der Note. Dann, erklärte Preußen, würde Oesterreich daran zwar nicht zu hindern sein: aber andererseits würden auch die übrigen deutschen Staaten sich dadurch nicht dürfen hindern lassen, sich selbständig, ohne Oesterreich, zu konstituiren. Oesterreich würde nicht begehren, Rechte auszuüben, denen nicht entsprechende Pflichten gegenüberständen, noch würde dem übrigen Deutschland eine Bundesvertretung und Regierung anzusinnen sein, in welcher Oesterreich seine Stelle behauptete, während dasselbe übrigens mit seinen eigenen Provinzen an Deutschland keinen Theil mehr nähme. Ebensowenig aber würde Deutschland deshalb nun gleich zu dem alten Staatenbund zurückzukehren brauchen und den mit Begeisterung gefaßten Plan einer bundesstaatlichen Verbindung aufgeben müssen: sondern für beide Theile, Oesterreich wie Deutschland, werde es vollkommen nützlich und angemessen sein, wenn alsdann die übrigen deutschen Staaten zu einem engeren Verein, einem Bundesstaat inner-

halb des Bundes selbst, zusammenträten. Daß ein solcher Bund nicht nur ausführbar, sondern nach Umständen auch nützlich und ersprießlich sein könne, suchte die Note namentlich durch das Beispiel des Zollvereins zu erweisen.

Also doch das Programm vom achtzehnten December? doch der Gagern'sche engere Bundesstaat? Nur als eine Eventualität einstweilen, aber als eine, die nach allen Voraussetzungen nothwendig eintreten wird und muß?

Warten wir es ab! Die Note verräth uns einstweilen nichts weiter, ihre Kühnheit oder ihre Weisheit, gleichviel, hat sich erschöpft, sie läßt auf einmal, ohne weitere Ausführung, dieses so wichtige und vielbedeutende Kapitel fallen, und wendet sich, um den Zusammenhang unbesorgt, wieder zur Frankfurter Versammlung. — Die königliche Regierung, versicherte sie, erkenne nach wie vor die Pflicht, auf den durch Berufung der deutschen Nationalversammlung betretenem Wege fortzuschreiten. Zu dem Ende gebe sie den Regierungen zu geneigter Erwägung den Vorschlag anheim, der Frankfurter Versammlung, vor der bevorstehenden zweiten Berathung über das Reich und die Reichsgewalt, den Reichstag, das Reichsoberhaupt und den Reichsrath, ihre Erklärungen über den Inhalt dieser Abschnitte, wie die erste Berathung denselben festgestellt,

durch Vermittelung des Reichsministeriums zur Erwägung zugeben zu lassen. — Zur Empfehlung dieses Vorschlags deutete die preußische Regierung wiederholt auf die Stellung hin, welche die Nationalversammlung zu ihren Verfassungswerk einnehme, das heißt, auf die Souveränetät, welche dieselbe beanspruche. Die meisten deutschen Regierungen dagegen hätten auf das Recht der Zustimmung niemals verzichtet, und insbesondere sei dies von Preußen nicht geschehen. Es würde höchst gefährlich sein, wolle man diesen Gegensatz noch jetzt auf die Spitze treiben. Im Gegentheil, je fester ein deutscher Staat entschlossen sei, an dem Recht der Zustimmung festzuhalten, je mehr er fürchte, dieselbe versagen zu müssen (und wer verkannte, daß Preußen mit diesem Passus auf sich selbst anspielte und die Stellung, die es selbst in Betreff der Frankfurter Verfassung einzunehmen gedachte?), um so mehr habe er die Pflicht, sich nicht auf die nachträgliche Verweigerung zu beschränken, sondern seine Bedenken und Abänderungsvorschläge bei Zeiten zur Kenntniß und Erwägung der Nationalversammlung zu bringen. Auch diese, selbst wo sie das Princip der Vereinbarung an sich bestreite, erkenne doch das Wünschenswerthe einer Uebereinstimmung mit den Regierungen an: und so dürfe man hoffen, daß die Versammlung selbst den Regierungen

mit gleicher Freudigkeit entgegenkommen, und durch gemeinsame Verständigung jenem Gegensatz die Spitze abbrechen werde. — Die Note ermahnte die Regierungen weiter, sich bei ihren Einwänden und Bemerkungen möglichst gleichmäßig zu halten und nicht unter sich selbst zu weit auseinander zu gehen; der preußische Bevollmächtigte zu Frankfurt sei mit den umfassensten Instruktionen versehen, die einzelnen Regierungen möchten sich mit ihm in Vernehmen setzen und der königlichen Regierung eben so vertrauensvoll entgegenkommen, wie es von ihrer Seite geschehe.

Vermuthlich um dieses Vertrauen der Regierungen recht zu ermuntern, fanden sich der Note schließlich noch einige Sätze angehängt, die eben soviel Keulenschläge waren für die Hoffnungen der Nation. Denn nachdem man in dem ganzen bisherigen Verlauf der Note die Aussicht auf ein, wenn auch noch so beschränktes Ergebniß der ganzen deutschen Bewegung geflissentlich unterhalten, zerstörte man sie selbst wieder mit diesen letztern Sätzen und ließ nur die Aussicht auf ein unfruchtbares, hoffnungloses Chaos; wer geneigt gewesen war bis dahin, nicht den Muth und die Weisheit, aber doch die Vorsicht und Schlauheit der preußischen Politik zu bewundern, der, bei diesen Schlußsätzen, mußte sich eingestehen, daß auch Preußen entweder nicht wußte,

was es wollte, oder nicht wollte, was es wußte. — Preußen, schloß die Note, strebe nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst, es würde keine ihm angebotne Stelle annehmen, als mit freier und vollständiger Zustimmung der Regierungen. Zugleich aber halte es für seine Pflicht zu erklären, daß es bereit sei, Deutschland alle diejenigen Dienste zu leisten, welches dasselbe im Interesse der Gesammtheit von ihm verlangen sollte, selbst wenn dies nicht ohne Opfer von seiner Seite geschehen könne. Und eben so gern werde es auch Allem entgegenkommen, was, unbeschadet des gemeinsamen Zweckes, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu erhalten geeignet sei. Namentlich könne schon jetzt die Versicherung ertheilt werden, daß weder Se. Majestät der König noch höchst dessen Regierung die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde für nothwendig hielten: sondern daß sie im Gegentheil befürchten müßten, das ausschließliche Anstreben grade dieser Einheitsform werde der Einheit selbst wesentliche Hindernisse in den Weg legen. Auch würde sich ja wohl eine andere Form dafür finden lassen ....

Also keine Machtvergrößerung und keine neue Würde will Preußen — und doch Alles thun, was das Wohl der Gesammtheit ihm auferlegen wird, Alles — also

auch Würde und Machtvergrößerung! nichts annehmen, was nicht die freie Zustimmung der Regierungen ihm bewilligt — und sich doch auch keiner Verpflichtung und keinem Opfer entziehen, welches das Interesse der Gesammtheit von ihm verlangen wird, also auch nicht der Verpflichtung, zum Wohl des Ganzen den Partikularismus der Einzelregierungen zu brechen! Das Interesse der Gesammtheit über Alles setzen — und doch auch das jedes Einzelnen pflegen und beschützen! kein Kaiserthum — aber doch wohl eine andre Form dafür! schwer zu überwindende Hindernisse, und höchst gerechtfertigtes Verlangen des deutschen Volks ....!

Aber das ist ja das pure hölzerne Eisen! das sind ja die Hallucinationen eines Menschen, der selbst nicht weiß, was er eigentlich redet, und nur durch den Schall der Worte sich und Andere betäuben will!

Zwar wie weit die Selbsttäuschung gelang, wissen wir nicht, glauben auch nicht, daß sie jemals so groß gewesen, wie man im Publikum gewöhnlich annimmt. Wie wir denn auch den Widerspruch zwischen dem Gang, welchen die preußische Politik in der deutschen Frage genommen, und den sie allerdings mehr getaumelt ist, als eigentlich gegangen, und dem Ziel, bei welchem sie im Augenblick, da wir dieses schreiben, angekommen zu sein scheint, gar so erheblich nicht finden

können. Vielmehr im Gegentheil, es paßt Alles sehr gut zusammen, es ist Alles sehr konsequent und richtig und ein Thor, der es jemals anders erwartet hat....

Aber desto größer war die Täuschung der Anderen. Das Publikum, ermüdet durch die lange, fruchtlose Parlamentsdebatte, fühlte sich ordentlich erleichtert, als sich ihm durch die preußische Note die Aussicht aufthat, das Verfassungswerk den Parlamentsschwätzern entwunden und in die, wie man sich schmeichelte, so starke, so feste Hand der preußischen Regierung verlegt zu sehen; die anscheinend so wohlmeinende, so maßvolle, so bescheidene Sprache der preußischen Regierung stach so vortheilhaft ab gegen das wüste Durcheinander, den Zank und Hader der Parteien, den man schon seit acht Monaten aus der Paulskirche vernahm, daß der Schritt der preußischen Regierung statt Mißbilligung überall nur Billigung und Beistimmung erregte. Soweit war es mit diesem Parlament zu Frankfurt bereits gekommen, so gering war das Zutrauen zu ihm geworden, daß man sogar Zutrauen hatte zu den Regierungen; so gründlich verleidet war uns durch die Erfahrung des letzten Jahres das Konstituiren, daß wir uns sogar sehnten nach dem Oktroyiren....

Und nicht bloß das Publikum, sondern auch das Parlament selbst ließ sich täuschen: oder doch wenigstens die

Gagern'sche Partei. Sogar diese drängte sich der Täuschung ordentlich entgegen. Statt sich gekränkt zu fühlen durch die halb mitleidige, halb spöttische Weise, in welcher die preußische Note die Stellung des Parlaments zwar nicht anerkannte, aber doch als einen verzeihlichen, unschädlichen Irrthum entschuldigte; statt sich zu entrüsten über den beleidigenden Hochmuth, mit welchem hier die ganze Frankfurter Versammlung herabgesetzt ward zu einem bloßen Zugeständniß der Noth, einem bloßen Lückenbüßer, einem Wellenbrecher, die Strömungen der Zeit abzulenken, so lange die Regierungen dieselben nicht bemeistern konnten oder wollten; statt den bureaukratischen Kern herauszufühlen, der in dieser so ächt preußischen Note lag und der besser als alles Andere bewies, wohin eigentlich man in Preußen steuerte —: statt alles dessen erhob diese Partei sogar ein lautes Triumphgeschrei! erklärte sie, getäuscht durch dieses Luftgebilde des engeren Bundesstaats, welches dem Gagern'schen Programm wie der preußischen Note gemein war, beide, Programm und Note, für ganz identisch! verscherzte sie selbst das kleine, dürftige Restchen von Popularität, das ihr etwa noch anhaftete, durch den blinden Eifer, mit dem sie selbst sich als Schützling der preußischen Politik präconisirte! Selbst konfus zum Aeußersten und nicht einmal im Stande, diese Konfusion nur äußerlich zu ver-

decken, erregte ihr die wohl stylisirte, diplomatisch zugestutzte Konfusion der preußischen Note den größten Respekt; die geringschätzige Nachsicht, welche die preußische Regierung dem Parlament erwies, hieß ihr erfreuliche Mäßigung; der bureaukratische Schulmeisterton, mit welchem darin auf Preußens höhere Weisheit gepocht und, wie die Dinge auch verlaufen mochten, Preußen zum Voraus von jeder Verschuldung, jedem Fehlgriff freigesprochen ward, war in ihren Augen ein Unterpfand für die hohe Einsicht und den patriotischen Willen des preußischen Kabinets; die wunderliche Deferenz, welche die Note gegen Oesterreich erwies, erklärte sie für weise Großmuth, die Abneigung, welche sie gegen die zugedachte Kaiserkrone aussprach, für das ermuthigende Sträuben einer Braut, die sich aus mädchenhafter Schüchternheit einer Umarmung widersetzt, welche sie selbst vielmehr herbeisehnt, die ganze Note aber für ein höchst erfreuliches, höchst hoffnungsvolles Ereigniß! —

Vielleicht indeß lag diesem allen noch etwas ganz Anderes zu Grunde, als nur Täuschung. Vielleicht ging es dem Parlament ganz ebenso wie dem Publikum: es hatte mit dem Zutrauen des Volks auch das Zutrauen verloren zu sich selbst, es erkannte seine eigene Ohnmacht und Schwäche und war herzlich froh wenn sich nur irgend Jemand fand, der ihm die Last von den Schul=

tern nehmen wollte. Derjenige engere Bundesstaat, welchen das Gagern'sche Programm selbständig, aus Vollkraft der deutschen Nation, oder doch ihres überwiegend größeren Theils, erschaffen wollte und dieses politische Analogon des Zollvereins, dieser kleine Bund im großen, welchen die preußische Note auf diplomatischem Wege herzustellen nicht eigentlich versprach, nein, den sie nur als denkbar, als möglich hinstellte — auch der Allereinfältigste mußte ja sehen, daß das zwei grundverschiedene Dinge waren. Aber Gagern und seine Freunde, verzweifelnd an der Durchführung ihres eigenen Planes, hielten es vermuthlich wieder für staatsmännisch, sich zu stellen als sähen sie es nicht — nun, guten Appetit, ihr Herren Staatsmänner!

Es folgt jetzt, theils in unmittelbarer Veranlassung der preußischen Aufforderung, theils sich an die österreichischen Gegenbestrebungen anlehnend, eine wahre Sündfluth der verschiedenartigsten Noten und Erklärungen von Seiten der deutschen Kabinete; jedes, bis hinunter zu Lichtenstein und den sogenannten freien Städten, hat seine Einwendungen, seine Vor- und Rathschläge, mit denen es die in Berathung begriffene Verfassung des deutschen Parlaments bemängelt. Als es darauf ankam, daß die Regierungen durch Großmuth und Aufopferung Bausteine lieferten zum Tempel deutscher Einheit, da war

Niemand zu Hause gewesen; jetzt, wo die Einheit und Freiheit des Vaterlandes verschüttet werden sollte durch die Künste der Diplomaten, da konnten sie nicht eifrig genug sein, auch ihr Steinchen herbeizutragen.

Zwar in dem Punkt, der für den Augenblick der wichtigste schien, in Annahme jenes engeren Bundesstaats, welchen Preußen hatte durchblicken lassen, und jener preußischen Hegemonie, welche sich demnächst von selbst verstand, stimmte die Mehrzahl überein.

Allein diese Mehrzahl war nur das Mehr der Köpfe, es waren, wie schon früher angedeutet, nur die kleinern schutzbedürftigen Staaten, welche sich für Preußen aussprachen. Und auch diese thaten es zumeist noch mit so viel Verdrossenheit, so ohne Begeisterung und Nachdruck, daß der energische und hartnäckige Widerspruch, welchen die deutschen Königreiche gegen den preußischen Vorschlag erhoben, dadurch bei Weitem nicht aufgehoben werden konnte. —

Es kann uns natürlicher Weise nicht in den Sinn kommen, über diese Erklärungen, Noten und Manifeste hier im Einzelnen zu berichten. Es ist schon schlimm genug, daß dem Geschichtsschreiber des Jahres funfzig kein anderer Stoff bleibt, als dieser und daß gar kein anderer Weg für ihn geöffnet ist, als die Schlangenpfade der Diplomatie zu begleiten; wir wollen den Dingen nicht

vorgreifen, noch dazu, wo sie so gehässig sind, wollen eine widerwärtige Aufgabe nicht früher auf uns nehmen, als wo sie leider unerläßlich sein wird.

Wir begnügen uns deshalb, aus dieser ganzen Heerschaar von Noten, durch welche von jetzt ab, selbst in der Aufmerksamkeit des Publikums, die Frankfurter Debatte mehr und mehr zurückgedrängt ward, nur zwei hervorzuheben, zwei österreichische, welche für die spätere Politik dieses Kabinets von Wichtigkeit sind und die zugleich, an einem eklatanten Beispiel, die außerordentlichen Fortschritte zeigen, welche die Diplomatie machte, wenn auch in nichts Anderem, so doch wenigstens in der Schamlosigkeit. — Die erste datirt vom 4. Februar; sie war sichtlich nicht bloß durch die Parlamentsbeschlüsse vom 13. Januar, sondern noch mehr durch die preußische Note vom 23. hervorgerufen. In wortreicher Sprache und unter lebhaftesten Betheuerungen wiederholte sie den Protest gegen den engeren Bundesstaat, den das österreichische Kabinet schon unterm 28. December erhoben hatte; selbst patriotische Versicherungen und sentimentale Koketterien mit deutschem Nationalgefühl und Einheitsbedürfniß wurden zu diesem Zweck diesmal nicht verschmäht. Die kaiserliche Regierung, versicherte das Kabinet, theile im vollsten Maße mit den deutschen Volksstämmen, dies- und jenseit der österreichischen Grenzen, das tiefgefühlte Bedürfniß der

Wiedergeburt Deutschlands; gleich ihnen erkenne sie die erste Bedingung hierzu in einem engeren Verbande der einzelnen Staaten. Diesen engeren Verband zu begründen, diese nähere Einigung und Verschlingung (ein unglücklich gewähltes Wort!) herbeizuführen, sei nach Ansicht der österreichischen Regierung die gemeinsame Aufgabe der Fürsten wie der Völker Deutschlands. Weit entfernt, sich auszuschließen, sei sie vielmehr bereit zur ernstlichen und aufrichtigen Mitwirkung, vorausgesetzt, daß es sich hier um Einigung, nicht um gänzliche Umschmelzung der bestehenden Verhältnisse handle, um Wahrung der verschiedenen lebenskräftigen organischen Glieder Deutschlands und nicht um deren Aufhebung und Vernichtung.

Eine solche Aufhebung und Vernichtung aber sehe sie in dem sogenannten engeren Bundesstaat, gleichviel ob der Schwerpunkt in Frankfurt bleibe, oder nach einem anderen Theile Deutschlands verlegt würde. So wichtig war dem österreichischen Kabinet dieser Punkt, und so sehr lag es ihm am Herzen das Zustandekommen der deutschen Einheit zu verhindern, daß es zu diesem Zwecke sogar den Beistand der Frankfurter äußersten Linken nicht verschmähte. Es berief sich, — seltsames Citat in einer österreichischen Staatsschrift! auf den Schrei des Unwillens, mit welchem der erste Gedanke an die Aus=

schließung Oesterreichs nicht nur in Oesterreich selbst, sondern namentlich auch auf den Bänken der Paulskirche aufgenommen worden sei....

Nun gut, konnte man Oesterreich antworten, so bleib' also bei Deutschland, da du es so sehr liebst, wir sind es zufrieden, ja wir wünschen selbst nichts sehnlicher: aber so thue auch der Linken, der du so behaglich karressirst, den Willen, so deute dein Kremsiersches Programm nicht, sondern widerrufe es! verzichte auf die durchgängige Centralisation Oesterreichs, beschränke dich darauf, deine deutschen Provinzen nur noch durch Personalunion zu besitzen — und dem ganzen Uebel ist geholfen!

Aber nein, auch das wollte Oesterreich nicht. Das deutsche Parlament, klagte es, habe ihm keine andere Wahl gelassen, als Ausschließung der deutschen Lande Oesterreichs und damit Verstümmelung Deutschlands, oder aber Lösung der österreichischen Monarchie selbst, deren so innig verwachsene Bestandtheile dann nur noch durch den dünnen Faden der Personalunion zusammengehalten werden sollten. Oesterreich bedanke sich für diese Wahl überhaupt, die Dinge ständen noch gar nicht so gefährlich, daß dieselbe nöthig wäre; die Divergenz der beiderseitigen Interessen sei nur scheinbar, ein innerer Widerspruch walte nirgends ob; wenn man nur unbefangen und ohne Nebenabsicht daran ginge, so könne die glück-

liche Lösung der Aufgabe ja gar keinem Zweifel unterliegen....

Und woher auf einmal diese Leichtigkeit? woher diese plötzliche Courage? Ei nun, ganz natürlich: wo ein Regenbogen aufsteht, da liegt ja bekanntlich allemal ein Schatz verborgen. Das österreichische Kabinet sieht einen solchen Regenbogen, der kaiserlichen Regierung „schwebt ein nach außen fest und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor“.... Ja nun freilich, wenn wir erst so weit sind, daß uns so etwas „vorschwebt“, da ist Deutschland freilich gerettet!

Was das eigentlich sei, was ihr vorschwebe, wo, wie, wann und warum es schwebe und wie es jemals aus der Schwebe herausgebracht und auf den Boden der Wirklichkeit gestellt werden solle, darüber wußte die österreichische Regierung allerdings auch keinen Rath, darüber war sie in derselben Verlegenheit, in der betrügerische Schatzgräber zu sein pflegen, deren Wünschelruthe zwar auch die Stelle bezeichnet, wo der Schatz vergraben liegt, aber nur mit dem Heben, da haperts! da liegt irgend so ein verwünschter schwarzer Höllenhund vor, den man nicht wegkriegen kann!

Die österreichische Note faselte zwar noch so etwas von „weitesten Grenzmarken“ und einem „großen deut-

schen Reich", das keineswegs in das „Reich der Träume gehöre": Faseleien, die, wenn sie überhaupt etwas meinten, am Ende wohl gar auf jenes Mitteleuropa hinausliefen, mit welchem die verbrannten Köpfe gewisser Revolutionsphilosophen schwanger gingen, und die daher vermuthlich auch nur wieder ein Kompliment sein sollten gegen die äußerste Linke. Aber wie immer, es waren und blieben doch nur Faseleien, und der ganze Eindruck, welchen sie hervorbrachten, konnte nur Erbitterung sein über die Gewissenlosigkeit, die sich zu solchen Faseleien herabließ, sowie über die Unverschämtheit, die sie dem Publikum zu glauben zumuthete.

Von großer Wichtigkeit dagegen war das Geständniß, welches das österreichische Kabinet zum Schluß der Note ablegte: das Geständniß nämlich der zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochenen Uneinigkeit. Auch diese Uneinigkeit konnte für Niemand ein Geheimniß mehr sein, der die Lage der Verhältnisse überhaupt zu würdigen verstand. Aber es war charakteristisch und eröffnete einen weiten Blick in die Zukunft, daß, während die preußische Note das beste Einverständniß mit Oesterreich vorgab und ihm die größten Komplimente machte, selbst bis zur Verletzung des preußischen Lokalstolzes, die österreichische dahingegen mit dürren Worten sich beschwerte, trotz der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, mit

welcher es an die Verständigung mit Preußen gegangen, bei diesem dennoch kein Gehör gefunden zu haben. Weshalb es denn jetzt genöthigt sei, den Weg der Vereinbarung mit Frankfurt allein, ohne Preußen, zu betreten.

Und damit es ja nicht in Vergessenheit gerathe, was Oesterreich bei dieser Verständigung die Hauptsache, ja um was es, hol' im übrigen der Geier Verständigung, Einigung und Deutschland selbst! ihm bei dem ganzen Vorgang zu thun sei: so wurde zum Schluß der Note noch einmal eine feierliche, durch ihre Fassung sogar drohende Verwahrung eingelegt gegen eine Unterordnung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich unter die von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt; die Regierung sei das sich, Oesterreich, Deutschland selber schuldig.

In der nächstfolgenden Note vom sieben und zwanzigsten desselben Monats, die als Instruktion für den Bevollmächtigten bei der Centralgewalt abgefaßt war, wurde die „vorschwebende" Idee denn nun etwas näher deklarirt. Mit unübertrefflicher Naivetät erklärte das österreichische Kabinet es selbst für billig, daß, nachdem es nur immer gesagt, was es nicht wolle, es sich jetzt auch positiv darüber äußere, was denn nunmehr, nach seiner Ansicht, geschehen und wie namentlich die dringendste, die Oberhauptsfrage, entschieden werden solle. Da frei=

lich schrumpften denn die großen Versprechungen vom Vierten sehr zusammen; der schatzverkündende Regenbogen war nur noch ein armer, blasser Nebelstreif. Nach seiner feststehenden und wohlbegründeten Meinung, erklärte das österreichische Kabinet, sei die Handhabe des exekutiven Theils der Reichsgewalt bei dem einmal gegebenen Stande der Dinge in Deutschland anders nicht denkbar, als in der Form eines Direktoriums: über dessen Zusammensetzung und nähere Einrichtung es sich nun sowohl im Verfolg der Note, als auch einige Tage später (März 8.) in einem ausführlichen Entwurf aussprach. Von einer parlamentarischen Vertretung der deutschen Nation war darin übrigens weiter keine Rede.

Direktorium — und deutsche Einheit! Europäisches Mittelreich — und sieben Köpfe mit neun Stimmen an der Spitze! Das war freilich ein schnöder Abfall, und mit den österreichischen Schwebungen, das zeigte sich jetzt deutlich, war es nun nichts. Ja es gehörte schon ein eigner Grad von Keckheit dazu, dem Publikum wie dem Parlament, nach soviel Verheißungen und großen Worten, mit einem Projekt angestiegen zu kommen, über dessen völlige Unzulänglichkeit die Nation sich, wenn nicht früher, so doch jedenfalls durch die Debatten aufgeklärt hatte, welche bei Errichtung der provisorischen Centralgewalt stattgefunden, und das schon längst in den Plunderkorb gehörte.

Aber auch in diesem Falle wieder, was fragte Oesterreich danach? Es warf den partikularistischen Königreichen eine Phrase hin, hinter welche dieselben sich verstecken konnten, es steckte eine Fahne auf, um welche aller Neid und aller Egoismus der mittleren Staaten sich sammeln konnte, ja die selbst noch für die kleinern einige Hoffnung übrig ließ. Oesterreich machte es mit der Idee des Direktoriums, wie Preußen es mit der ganzen Idee des Parlaments und der Konstituirung Deutschlands aus Volksbeschluß gemacht hatte: es warf dem Wallfisch seine Tonne hin. Mochten nun der Redner zu Frankfurt sich die Lungen heiser schreien, mochten alle Diplomaten Deutschlands sich den Kopf zerbrechen an der wirklichen Durchführung dieses „allein denkbaren" Direktoriums — man hatte Zeit gewonnen, und der Hafen des alten Bundestags nahm zu guterletzt doch noch das versöhnte Oesterreich und Preußen auf.

Ebenso wenig, wie diese Noten und Erklärungen, verlohnt es sich auch die gleichzeitigen Verhandlungen des Parlaments im Einzelnen zu begleiten. Das Parlament, wir können es nicht oft genug wiederholen, hatte bereits jedes Ansehn und jede Autorität bei der Nation verloren, von der Neigung und Liebe gar nicht mehr zu sprechen. Die Zersetzung der Parteien, die

Auflösung parlamentarischer Disciplin und Ordnung nahm in schreckenerregender Weise zu. Die Abstimmungen, selbst in den wichtigsten Fragen, waren ganz offenkundig dem Zufall und der Intrigue preisgegeben; die Linke hatte es gar kein Hehl, daß sie die ganze Geschichte nur noch als ein Possenspiel mitmache: „Für jeden Fußbreit Volksrechte einen Zoll Oberhaupt mehr!" —

Und die Gagern'sche Partei, Knecht der Umstände wie immer, glaubte, dieser Käuflichkeit, wenn auch mit blutendem Herzen und mit vielen patriotischen Wehklagen, dennoch nachgeben, ihr dennoch die Hand bieten zu müssen. Es war das Schicksal dieser Partei, der Narr zu sein für alle übrigen; sie vergaß oder hatte nie gewußt, daß man Viel aufgeben und auf Viel verzichten kann, auf manchen Vortheil, manchen Gewinn — aber nur niemals auf die Konsequenz der Principien! nur niemals auf die eigne Ehre!

Das deutsche Parlament war in demjenigen Stadium des Todeskampfes angelangt, wo der Abscheidende anfängt zu deliriren. Am zwanzigsten Januar, zum Beispiel, hatte es der Reihe nach das Direktorium, das wechselnde Präsidium zwischen Oesterreich und Preußen, den republikanischen Präsidenten u. s. w. verworfen, und endlich, wenn auch nur mit geringer Stimmen-

mehrheit, die Wahl des künftigen Reichsoberhaupts aus der Zahl der regierenden deutschen Fürsten genehmigt. Drei Tage später aber, als es sich nun darum handelte, die Qualitäten dieses Oberhaupts festzusetzen, wurde erstlich die Erblichkeit desselben verworfen — sodann die Wahl auf Lebenszeit verworfen — verworfen die Wahl auf zwölf Jahre — verworfen auch die auf sechs — verworfen auch die auf drei. — Und wiederum zwei Tage später, für dies qualitätenlose, undenkbare Oberhaupt, wurde der Titel Kaiser angenommen: so daß, um diese Abstimmungen zu vereinigen, wirklich kaum etwas Anderes übrig blieb, als, mit dem bekannten Vogt'schen Witz, einen Kaiser anzustellen auf Kündigung!

Ganz ebenso ging es fortan bei allen übrigen Fragen. Die ganze zweite Verlesung der Verfassung, mit welcher am drei und zwanzigsten März der Anfang gemacht wurde, sowie das Wahlgesetz, dieses so wichtige Gesetz, das mehr Werth hatte und mehr praktische Bedeutung als alle neun und neunzig Paragraphen der Grundrechte! kam nur durch den unwürdigsten Schacher der Parteien, und namentlich durch die so unklugen als unsittlichen Transactionen zu Stande, zu denen die Gagern'sche Partei, die Partei der Staatsmänner, sich verstand. — Das Parlament war todt bei lebendigem Leibe; vielfach in Deutschland hörte man damals den

Wunsch, daß die Regierungen es doch nur ja nicht auseinander jagen möchten, es müsse zu Grunde gehen, sagte man, an sich selbst und seiner eignen Ohnmacht....

Aber vielleicht, wer weiß: es gibt forcirte Kuren, die mitunter auch einen Sterbenden noch zu retten, ja einen Scheintodten zu erwecken mögen; vielleicht, wenn man dies absterbende Parlament unter das Sturzbad eines plötzlichen gewaltsamen Ereignisses brächte, wenn es möglich wäre, den elektrischen Funken einer plötzlichen Begeisterung auf diesen Leichnam zu lenken — vielleicht daß er selbst noch wieder Leben gewänne! soviel Leben wenigstens, um mit Anstand sein Testament zu machen und seinen Nachfolger zu bezeichnen!

Gut, das Schicksal hatte dem Parlament auch noch diese Probe gegönnt. Zu derselben Zeit, da Oesterreich das Parlament mit so viel schönen Worten hinzuhalten suchte und selbst den Hoffnungen der Linken mit so viel halben Andeutungen schmeichelte, — genau zu derselben Zeit, in denselben Wochen, hatte Oesterreich in aller Stille eine Verfassung entworfen, in welcher die „freie selbständige und unauflösbare konstitutionelle österreichische Erbmonarchie“ aus jeder Zeile sah, und wo auf Deutschland, die deutsch-österreichischen Provinzen, deutsche Einheit und deutsche Verfassung gerade soviel Rücksicht genommen war, als läge Oesterreich in der Sonne und

Deutschland etwa im Sirius! Wie nachdrücklich nicht hatte Oesterreich versichert, sein Programm von Kremsier sei mißverstanden und es „schwebe ihm etwas Andres vor“ — jetzt die ganze Verfassung vom vierten März war nur die genaue und pünktliche Ausführung des Kremsier'schen Programms! wie fest nicht hatte es gepocht auf seine alte tausendjährige Verbindung mit Deutschland, wie laut sich beklagt, daß man es ausschließen wolle von Deutschland — und jetzt löste sie es nicht, nein, zerriß sie! schied sich selber aus von Deutschland, und sah sich nicht einmal darnach um, hatte nicht einmal eine Hoffnung des Wiedersehens, nicht ein Wort des Abschieds, keine Silbe, keinen Laut für Deutschland! ...

Der Unwille über diese Doppelzüngigkeit war groß, so groß beinahe, wie die Einfalt, welche von Oesterreich irgend etwas Anderes erwartet hatte. Am Entrüstetsten zeigten sich diejenigen, welche nicht aus persönlichem Egoismus oder elender Parteiintrigue, sondern aus wirklicher, wenn auch sehr irrthümlicher Ueberzeugung zur österreichischen Politik gestanden hatten. Die Beschämung, so genasführt zu sein von Oesterreich, verwandelte sich bei diesen in offnen bittern Grimm. Welcker, bisher, sei es aus gelehrter Grille, sei es aus principieller Abneigung gegen Preußen, einer der ent-

schiedensten Gegner des engern Bundesstaates und Anhänger (vielleicht sogar noch etwas mehr) der österreichischen Direktorialidee, gab diesem Grimme Luft. Ohne den Vorwurf des Widerspruchs zu scheuen, eines Widerspruchs, der seinem sittlichen Gefühl und dem Ernst seiner patriotischen Bestrebungen ja doch nur Ehre machte, stellte er plötzlich am zwölften März vor der überraschten Versammlung den Antrag, die gesammte deutsche Reichsverfassung, sowie sie jetzt nach der ersten Lesung, mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen, von dem Verfassungsausschuß redigirt vorliege, durch einen einzigen Gesammtbeschluß der Nationalversammlung anzunehmen, in dem jede etwa nöthige Verbesserung dem nächsten Reichstage vorbehalten bleiben sollte; ferner die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen, sämmtliche deutsche Fürsten aber im Namen des Vaterlands zur Zustimmung zu diesem Beschlusse einzuladen; endlich für alle Zeiten den kräftigsten Widerspruch einzulegen gegen ein, sei es von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande, sei es von diesen Landen selbst behauptetes Recht, von Deutschland und der deutschen Verfassung auszuscheiden, vielmehr den Kaiser von Oesterreich, als Fürsten der deutsch-österreichischen Lande, und die sämmtlichen Bruderstämme in diesen Landen,

einzeln und vereint, zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat und seine Verfassung aufzufordern und ihnen denselben jederzeit offen zu erhalten.

In der That: war in dieser Versammlung noch irgend eine Lebenskraft, hatte die deutsche Einheit und die preußische Kaiserkrone noch irgend eine Zukunft, so mußte es sich jetzt zeigen! so mußten jetzt wenigstens, vor der Nähe dieser Gefahr, die von Oesterreich drohte, alle Parteien zusammenschmelzen! so mußten vor dem Spiegel, den Oesterreich ihnen hier entgegenhielt, die bisherigen Anhänger desselben ebenso vor sich selbst erschrecken und ebenso Buße thun für ihren bisherigen Irrthum, wie der ehrliche, warmblütige Welcker es that!

Aber nein, dieser Antrag, hervorgegangen aus empörtem Sittlichkeitsgefühl und wahrer, aufrichtiger Vaterlandsliebe, konnte keinen Anklang finden bei einer Versammlung, deren sittliche Energie längst gebrochen und bei der von jeher, bei Rechten wie Linken, die Partei über dem Vaterlande gestanden hatte; abgenutzt, ermüdet, verzweifelnd an sich selbst, konnte sie sich unmöglich zu jener Begeisterung mehr erheben, aus welcher der Welcker'sche Antrag hervorgegangen war, und die er, allzu gutmüthig für solchen alten Staatsrechtslehrer, auch bei Anderen voraussetzte. Ja und wäre es gewesen — wie hätte die Versammlung das Feuer ihrer

Begeisterung hinaustragen wollen in die Nation? wie hätte sie Muth, Kraft, Ausdauer hinströmen wollen, dahin, wo sie alsdann noch so nöthig waren, und wo diese edelsten Tugenden des Mannes doch so gänzlich mangelten?! — Auch die Annahme des Welcker'schen Antrags hätte den Tod der Versammlung nicht abgewandt. Aber freilich, es wäre ein ehrlicher gewesen . . .

So wurden denn, nach einer mehrtägigen, höchst unerquicklichen Debatte, der Welcker'sche Antrag, oder genauer zu sagen, die Anträge, welche der Verfassungsausschuß aus demselben abgeleitet hatte und in denen der wichtigste Punkt des Welcker'schen Antrags, die sofortige Annahme der Verfassung und Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den König von Preußen buchstäblich beibehalten war, mit einer Mehrheit von dreißig Stimmen verworfen (März 21.).

Herrn von Gagern gebührt die Anerkennung, die vernichtende Schwere dieser Abstimmung sofort erkannt zu haben: gleich an demselben Tage gab er, nebst allen übrigen Ministern, seine Entlassung ein. Der Reichsverweser, der die kommenden Dinge allem Vermuthen nach so genau wußte, wie irgend Einer, und namentlich viel genauer als Herr von Gagern, nahm sie an. Doch wurde (was ebenfalls wieder höchst bezeichnend ist für die geheime Mitwissenschaft des Reichsverwesers) kein neues

Ministerium ernannt, sondern das alte um einstweilige Fortführung der unmittelbarsten laufenden Geschäfte ersucht.

Unter solchen Auspicien ging die Berathung der deutschen Verfassung zu Ende. Nachdem die Versammlung in der Sitzung vom Acht und zwanzigsten die Aeußerlichkeiten in Betreff der Vollziehung und Verkündigung festgesetzt hatte, Alles mit demselben Ernst und derselben Wichtigkeit, wie ein Schwindsüchtiger, dessen Athem in wenig Augenblicken stillstehn wird, von der großen Reise und den schönen Bauten und den vielen prächtigen Einrichtungen spricht, die er nächsten Sommer, sechs Monate später, vorhat — schritt sie noch in derselben Sitzung zur Kaiserwahl selbst. Auch um es nur soweit zu bringen, hatten, zwei Abende zuvor, Herr von Gagern und seine Freunde sich dazu hergeben müssen, derjenigen Fraktion der Linken, welche um diesen Preis theils mit ihnen, theils wenigstens nicht gegen sie stimmen und dadurch den Abschluß der Verfassung überhaupt nur ermöglichen wollte, einen förmlichen Revers auszustellen, des Inhaltes, daß sie die Verfassung, wie solche von der Nationalversammlung beschlossen werde, für dergestalt endgiltig anerkennten, daß sie für irgend wesentliche Abänderungen derselben und irgend weitere Zugeständnisse nicht stimmen würden, gleichviel von welcher Seite die-

selben auch verlangt werden sollten. — Ein politischer Fehler, aus dem der Wankelmuth der Partei in wenig Monaten sogar ein sittliches Vergehen machen sollte. —

Die Kaiserwahl ist geschehen. Von fast sechstehalb hundert Stimmen sind noch nicht volle dreihundert abgegeben; sie lauten sämmtlich für Friedrich Wilhelm den Vierten, König von Preußen. Alle übrigen haben sich der Abstimmung enthalten, zum Theil unter Ausbrüchen des Hasses und der Schadenfreude, welche diesen feierlichsten Akt, den eine Nation durch ihre Vertreter vornehmen kann, zu einem wahren Faschingsschauspiel entwürdigten. — Präsident Simson hält eine salbungsvolle Rede, die Glocken läuten, die Lokomotive mit den Abgesandten, welche das Ergebniß der Wahl nach Berlin bringen sollen, braust dahin...

Wie steht es in Berlin selbst? wie ist Preußen gerüstet, die Kaiserkrone des neuen deutschen Reiches zu empfangen?

Die drei ersten Monate in Preußen.

Auch für Preußen hatte das neue Jahr unter schlechten Anzeichen begonnen. Gleich der erste Tag brachte einen Regierungserlaß, der jedem aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, ja sogar jedem nur einigermaßen umsichtigen Freunde der Regierung selbst ein bedenkliches Kopfschütteln erregen mußte, indem es mit demselben darauf angelegt schien, die unselige Spaltung und Verwirrung, welche schon in der Nation bestand, nur noch zu vergrößern: einen Neujahrsgruß des Königs an das Heer, einen Armeebefehl, in welchem dem „herrlichen Kriegsheer" Worte der Anerkennung und des Dankes gesagt wurden für sein unvergleichliches Verhalten während des verhängnißvollen Jahres acht und vierzig. Daß der Lorbeeren gedacht ward, mit denen die preußischen Fahnen sich in Schleswig geschmückt, war gewiß Jedem aus der Seele gesprochen. Aber wenn weiter die Rede war von dem Ruhm, welchen

die Armee erworben zu einer Zeit, da „Preußen, ohne Gottes Hilfe, der Verführung und dem Hochverrath erlegen wäre"; wenn die Treue gelobt ward, welche die Armee bewiesen, „als Empörung die friedliche Entwickelung jener freisinnigen Einrichtungen gestört habe, denen der König sein Volk habe besonnen entgegenführen wollen"; wenn Thaten, welche, wie nothwendig, wie rettend man sie hielt, doch immerhin, als Thaten der Entzweiung und des Bürgerkriegs, am Besten weggewischt worden wären aus der preußischen Geschichte, verglichen wurden und zusammengestellt mit dem, was die Truppen nur jemals in Preußens „glorreichster Epoche" geleistet — so hieß das andere Vergleiche und Zusammenstellungen herausfordern, welche nothwendig erbittern mußten! so hieß das allzudeutlich an jene Leichenfeier des zwei und zwanzigsten März erinnern, wo der König selbst vom Balkon seines Schlosses hernieder, freiwillig, ungenöthigt, den gefallenen Märzkämpfern seine Huldigungen darbrachte, während die gefallnen Soldaten glanzlos, in aller Stille, beerdigt wurden — oder auch an jene Scene in Potsdam, wenige Tage später, da der König dem versammelten Officierscorps seiner Garden die Haltung der Berliner Bevölkerung anrühmte, und sie versicherte, seine Berliner wären die erste Bürgerschaft der Welt! —

Daß die wiederhergestellte Bureaukratie ihrer Verbündeten, der Militärgewalt, Dank schuldig war, das verstand sich; daß sie ihr denselben auszusprechen und sich ihren Beistand auch für künftige Zeiten zu sichern suchte, war natürlich. Aber daß Männer, welche dem Könige so nahe standen und ihm so ergeben waren, wie das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, so wenig bedacht waren, die Erhabenheiten des königlichen Namens zu bewahren und ihn vor jedem leisesten Verdacht einer Parteistellung zu schützen, das schien allerdings bedenklich und nur schwer zu vereinigen mit der Loyalität, welche diese Männer übrigens doch so gern an den Tag legten. Diese emphatischen Lobsprüche der Armee waren ebensoviel Anklagen gegen den übrigen Theil der Nation; waren sie wirklich begründet und war Preußen wirklich nur durch die Kraft seiner Soldaten erhalten worden, o wahrhaftig, dann stand es noch immer nicht sehr fest....

Auch die übrigen Schritte des Ministeriums trugen nur dazu bei, die allgemeine Mißstimmung zu vermehren. Darunter auch solche, mit denen das Ministerium selbst es offenbar vortrefflich gemeint und wirklichen, längst empfundnen Bedürfnissen der Nation hatte abhelfen wollen. Dahin gehörte besonders die Verordnung vom zweiten Januar, durch welche die bisherige Privat-

gerichtsbarkeit und der eximirte Gerichtsstand aufgehoben, die Gerichte selbst neu organisirt und überall in Preußen die langersehnten Schwurgerichte eingeführt wurden. — Es war nicht bloß, daß in der Zusammensetzung der Geschworenen, wie dieselbe durch diese Verordnung beliebt ward, das so unumgängliche volksthümliche Princip gänzlich vernachlässigt und die Bildung der Geschwornenlisten ausschließlich in die Hand der Regierung gelegt ward: dies, hoffte man, würden die nächsten Kammern schon in Ordnung bringen: sondern dadurch hauptsächlich fühlte das Rechtsbewußtsein der Nation (nämlich soviel Revolution und Kontrerevolution davon noch übrig gelassen hatten) sich verletzt, daß die Minister ein so wichtiges, so tief eingreifendes Gesetz erließen, ohne Beirath der Kammern, nur auf die eigene Machtvollkommenheit und den bedenklichen Paragraph 105 gestützt. Schon zu Ende des nächsten Monats war der Zusammentritt der Kammern festgesetzt: warum nicht warten bis dahin? warum so frühen, so unnöthigen Gebrauch machen von einer Vollmacht, die so zweideutigen Ursprungs war, und die bis jetzt noch jeder volksthümlichen, ja jeder gesetzlichen Bestätigung ermangelte? Einem populären Ministerium hätte man dergleichen Schritte gern nachgesehn oder sie wohl gar von ihm gefordert: ein Ministerium, das unter solchen Umständen zur Ge-

walt gelangt war wie dieses, hätte, meinte man, wenigstens vorsichtiger sein sollen. —

Aehnlich stand es mit der neuen allgemeinen Gewerbe-Ordnung, welche unterm 9. Februar erlassen ward. Auch dieses Gesetz, durch welches Preußen auf einmal aus der Bahn gelenkt ward, auf der es seit vierzig Jahren den Ruhm und die Blüthe seiner Industrie verfolgt hatte, wurde von den Ministern auf die Diktatur des Paragraph 105 genommen.

Der unangenehme Eindruck dieser Maßregeln würde noch größer gewesen sein, wäre die Aufmerksamkeit der Nation nicht eben damals durch andere Dinge abgelenkt worden: die Kammerwahlen hielten sie gefesselt. — Der Riß, welchen die Ereignisse des November in die Nation gebracht, der Riß durch Recht, Gesetz und Wort, war trotz aller Bemühungen doch unendlich tiefer gegangen als man glaubte. Das ganze Land war in zwei Lager getheilt; die Nationalversammlung und das Recht oder Unrecht der Regierung sie auseinander zu jagen, die Verfassung vom fünften December und das Recht oder Unrecht der Regierung sie zu erlassen; das Ministerium Brandenburg-Manteuffel und ob es zu erhalten oder zu stürzen, waren die Erkennungszeichen der Parteien.

Auf beiden Seiten gab es zahlreiche Nuancen.

Für das Recht der Regierung und für die Giltigkeit der Verfassung sprachen sich nicht bloß diejenigen aus, die, bei aller Freiheit und allem Fortschritt, doch immerhin, wie sie sagten, eine starke und kräftige Regierung wünschten, die der wüste Lärm des Jahres acht und vierzig erschreckt hatte, und denen, von ihren praktischen Standpunkten aus, die Wiederherstellung von Ordnung und Ruhe selbst durch eine Rechtsverletzung nicht zu theuer erkauft schien; — auch nicht bloß die, welche in der genannten Verfassung wirklich das äußerste Maß statthafter Freiheit zu erkennen meinten, und in deren Augen es daher die pure Undankbarkeit, die pure Rebellion war, wenn man mit solch vortrefflicher Verfassung noch nicht hätte zufrieden sein wollen; — endlich auch nicht bloß die (und deren war eine große Zahl), welche fürchteten, eine Weigerung der Kammern die Verfassung anzunehmen, würden der Regierung nur zur Zurücknahme aller und jeder Verfassung, zur offnen und unverblümten Rückkehr in das alte vormärzliche System die sehnlichst erwünschte Gelegenheit geben: sondern auch diejenigen sprachen sich für Verbindlichkeit der Verfassung aus, die doch in Wahrheit überhaupt keine Verfassung wollten, die selbst den Schein der Verfassung, selbst die leeren hohlen konstitutionellen Formen für verderblich und entwürdigend hielten und das Heil der Zukunft

nur in einem unbedingten und absoluten Königthum von „Gottes Gnaden" erblickten. Selbst das Ministerium unterstützten diese nur unwillig und mit innern Widerstreben: Bureaukraten — je nun, als Nothbehelf mochte es gehen, sie waren immer besser als offne Revolutionäre; aber nach ihren und den Herzen Gottes zu sein, hätten es müssen — Pietisten sein.

Diese letztere Partei war klein an Zahl, zwar vorwitzig, aber dennoch feig, ohne Geduld, aber auch ohne Muth. Nichtsdestoweniger, sowohl vermöge ihrer persönlichen Verbindungen als wegen der Unbekümmertheit, mit welcher sie ihre Mittel wählte, war dieselbe von größtem Einfluß; der preußische Staat, und was dasselbe ist, ganz Deutschland, hatte und hat bis auf diese Stunde keinen gefährlicheren Feind als sie.

In ähnlicher Weise war auch die andere Seite zusammengesetzt. Für das Recht der aufgelösten Nationalversammlung und gegen die Rechtsgiltigkeit der oktroyirten Verfassung sprachen sich nicht nur diejenigen aus, welche mit dem Inhalt der Verfassung selbst gern zufrieden gewesen wären, wäre nur die Art ihrer Entstehung, die Form ihrer Verleihung eine andere gewesen: sondern auch diejenigen, deren Forderungen über die Verfassung vom fünften December weit hinauseilten und die, behaupteten sie, ebenso gern in Sibirien leben

wollten, als unter einer Verfassung, an deren Spitze nicht die unbedingte Souveränetät des Volkes stände, durch die weder Adel noch Orden abgeschafft wären — und was dergleichen abstrakte und unwesentliche Forderungen weiter waren. — Endlich, den despotischen Frömmlern auf der andern Seite entsprechend, gehörten hieher auch die unbedingten Fürsprecher der Revolution, jene heißen Köpfe, denen, um als Republikaner zu gelten, zunächst nichts weiter fehlte als der Muth, sich dazu zu bekennen. Auch diese Partei war nur sehr klein an Zahl; aber damit hört die Aehnlichkeit auch auf. Denn wenn sie allerdings auch vorwitzig, ungeduldig und feig war wie jene, so fehlte es ihnen doch im Gegentheil an allem persönlichen Einfluß, und auch in der Wahl ihrer Mittel waren sie meist so einfältig wie möglich.

All diese verschiednen Parteien nun, in zwei große Massen geschieden, drängten sich auf den Wahlplatz; aus ihnen mußten erstlich die Wahlmänner, mußten sodann auch die Deputirten selbst hervorgehn. Der Kampf ward mit einer Heftigkeit geführt, wie man sie bis dahin in Preußen noch nicht gekannt hatte; die Wahlen des vorigen Jahres für Frankfurt und Berlin waren wahrhaftes Puppenspiel gegen die Erbitterung, die Anstrengung, die Disciplin, mit welcher diesmal gestritten ward. Die wich-

tigen Veränderungen, welche zur selben Zeit mit der deutschen Angelegenheit vorgingen, wurden in Preußen kaum bemerkt, so sehr hielt der Wahlkampf, mit seinen unzähligen Vorbereitungen, Versammlungen und Debatten, die allgemeine Aufmerksamkeit gefangen.

Wir haben schon früher erzählt, mit welcher verhängnißvollen Geschicklichkeit das Ministerium daran arbeitete, sich die Gemüther des Publikums zu entfremden und das Andenken der Nationalversammlung zu entsühnen. Auch jetzt, während der Wahlepoche, setzte es diese Thätigkeit mit traurigem Glücke fort. Was half es durch die bereits besprochene neue Gewerbordnung den kleinen Gewerbstand kirren? da das Ministerium gleichzeitig dafür sorgte, der Partei der Nationalversammlung durch ungeschickte und gehässige Maßregeln, durch Prozesse, Ausweisungen und Verfolgungen, immer neue Helden zu schaffen.

Wirklich fielen die Wahlen in manchen Landschaften und manchen Städten überraschend feindselig aus. So namentlich in Berlin, das, um sich für die Langeweile des Belagerungszustandes zu rächen, und damit die Windfahne der Berliner Gesinnung doch hübsch im Gange bleibe, ohne Ausnahme, lauter anerkannte und entschiedene Gegner der Regierung wählte.

Nichts destoweniger war das bureaukratisch-militäri-

sche Element in der Nation selbst zu sehr wieder erstarkt; die Opposition blieb, wenn auch nur um ein Geringes, im Ganzen dennoch in der Minderheit: und war es also, auch abgesehen von dem aristokratischen Uebergewicht der ersten Kammer, noch immerhin ein sehr gemäßigtes, sehr duldsames Parlament, vor welchem der König am 28. Februar seine Eröffnungsrede hielt.

Diese Rede selbst machte dem Takt der Minister alle Ehre; man hätte zum Heil des Vaterlandes wünschen mögen, daß sie jederzeit so vorsichtig und maßvoll gewesen wären. Die Ereignisse vom November wurden ohne näheres Urtheil als bekannt vorausgesetzt, die einseitige Verleihung der Verfassung durch die Nothwendigkeit, endlich wieder einen gesicherten Rechtszustand herzustellen, vertheidigt. Den Kammern sei die Revision derselben vorbehalten; an ihnen sei es jetzt, sich darüber unter einander wie mit der Regierung zu verständigen. — Der Armee und ihrer bewährten Kriegstüchtigkeit und Hingebung wurde auch in der Thronrede gedacht. — Eben so der deutschen Frage. Die innige Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Bundesstaate sei für den König fortdauernd der Gegenstand seiner lebhaftesten Wünsche; der Weg zur Verständigung aller deutschen Fürsten mit der Versammlung sei angebahnt.

— Diese beiden Stellen, die Armee und die deutschen Fürsten betreffend, sollen die einzigen gewesen sein, welche der König mit Nachdruck und Festigkeit gesprochen. —

In Betreff des dänischen Krieges wurde die Hoffnung eines nahen Friedensschlusses ausgedrückt; Schleswig-Holsteins selbst und seiner Rechte, für welche Preußen ein Jahr früher so bereitwillig das Schwert gezogen, geschah keine Erwähnung. —

Wie gesagt, die Thronrede war im Ganzen vorsichtig und maßvoll und wohlgeeignet, Vertrauen für die endliche Verständigung mit den Kammern zu erwecken. Aber übrigens brachte die Eröffnung der Kammern dem Publikum doch gleich zwei unangenehme Enttäuschungen. Man hatte darauf gerechnet, den Belagerungszustand, in welchem Berlin sich nun schon seit drei Monaten befand, das ruhige, gemüthliche Berlin, das die Schrecken der Revolution, die Qualen der Bürgerwehr schon so gründlich wieder vergessen hatte und sich zu den Wahlversammlungen selbst so fidel, wie zu Kroll'schen Maskenbällen und Konzerten drängte, wenigstens bei Eröffnung der Kammern würde aufgehoben werden. Schon zu Weihnacht hatte man es für unmöglich gehalten, daß der König seine guten Berliner werde ihre Pfefferkuchen unter dem „Druck des Belagerungszustandes"

essen lassen wollen — sie hätten sich ja können den Magen verderben, die guten Jungen! Damals hatte man sich getäuscht. Aber da schien es jetzt noch viel unmöglicher, schien ganz undenkbar und unvereinbar mit der Würde der Krone nicht weniger, als mit der Würde der Versammlung, daß die Vertreter des Volks tagen sollten unter der Diktatur der Bayonette. Und dennoch o weh, es wurde wieder nichts daraus! Die Thronrede enthielt in Betreff des Belagerungszustandes nur die allgemeine kühle Zusicherung, daß hierauf bezügliche Vorlagen den Kammern ohne Verzug zugehen würden; das war Alles — und in der That nicht viel.

Eben so unmöglich hatte das Publikum es auch gehalten, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel den Muth haben würde den Kammern gegenüber zu treten. Oder wenn auch der Muth ihnen gegenüber zu treten — den wollte man sich gefallen lassen, weil es eben Muth war, und die Ehre, ja die Pflicht der Minister es so zu erfordern schien. Aber jedenfalls als eine ausgemachte Sache betrachtete man es, daß sie sobald als möglich abtreten und einer andern Verwaltung, mit populäreren Namen und einer minder mißlichen Vergangenheit, Platz machen würden.

Doch auch davon war keine Rede. Das Publikum wartete ein, zwei, drei Wochen — keine Spur! Im

Gegentheil, schon nach den ersten acht Tagen war es abzusehen, daß diese Kammern nicht bloß sehr loyal, sondern auch sehr ministeriell sein würden, und nicht bloß die Verfassung annehmen, sondern auch das Ministerium Brandenburg-Manteuffel in Gottes Namen behalten.

Bei alledem zogen sich die Adreßdebatten sehr lange hin, nicht länger vielleicht, als die parlamentarische Sitte es mit sich brachte, aber doch viel zu lange für das Wohl des Landes und sogar für die Neugier des Publikums. Erst am 17. März überreichte die erste Kammer eine Antwortadresse, welche, trotz der gewählten Stylistik, doch nicht viel mehr war als ein devoter Wiederhall der Thronrede. Die Verfassung vom 5. December ward als das zu Recht bestehende Staatsgrundgesetz, auf dessen Grund sie selbst gewählt und berufen sei, ausdrücklich und dankbar, selbst ohne Vorbehalt der Revision, anerkannt. — In Betreff der deutschen Angelegenheiten sowie des dänischen Krieges behalf man sich, so viel Reden über beides auch gehalten worden waren, schließlich doch auch nur mit einer Redensart. Von Deutschland hieß es, daß die Einigung desselben allerdings eine Nothwendigkeit sei und daher zu Stande kommen müsse. Sollte sie (und dies war beinahe wörtliche Wiederholung aus der preußischen Note vom

23. Januar) dennoch unter gegenwärtigen Umständen nicht ausführbar sein, so müßte Preußen sich damit trösten, wenigstens keine Schuld daran zu haben: und würde für diesen Fall sodann die Kammer „in der Bildung eines engern Vereins innerhalb des Bundes eine zweite entsprechende Anbahnung des großen Zieles mit Befriedigung erkennen“ und der Regierung dabei „mit aller Kraft“ zur Seite stehen. — Auf einen baldigen Friedensschluß mit Dänemark hoffte die erste Kammer ebenfalls. Sollte diese Hoffnung der hohen Kammer jedoch nicht in Erfüllung gehen, (eine unermeßlich ridicüle Wendung, da Dänemark inzwischen den Waffenstillstand in der That gekündigt hatte —!) so „dürfe sie getrost die Ueberzeugung aussprechen, daß das preußische Volk, eingedenk seines hohen Berufs, als Vorhut Deutschlands dem Rufe seines Königs zur Erneuerung des Kampfes mit vielbewährter Treue und Hingebung folgen werde.“ — Hinsichtlich des über die Hauptstadt verhängten Belagerungszustandes erklärte sie sich „durch gewissenhafte Prüfung der angekündigten näheren Vorlagen in Stand setzen zu wollen, ihr Urtheil über diese außerordentliche Maßregel auszusprechen“. — Der Armee bezeugte sie ihren Respekt. —

Die zweite Kammer brauchte zur Berathung ihrer Adresse gar noch zwei Wochen länger. Doch war das

Resultat nur wenig erheblicher oder auch gar nicht. Die Debatten freilich waren stellenweise von außerordentlicher Heftigkeit; die Parteien benutzten diese Gelegenheit sich mit gegenseitigen Beschuldigungen zu überschütten. Selbst von der Ministerbank her die sich im Uebrigen ziemlich schweigsam verhielt, und ihrer parlamentarische Ungeübtheit kein Hehl hatte, vernahm man Anklagen und Verdächtigungen, die vielleicht und von dieser Stelle aus ganz gewiß, besser unterblieben wären.

Mit ihnen und den Koryphäen der Rechten, von denen einige ganz offenherzig die Rückkehr in die vormärzlichen Zustände empfahlen, wetteiferte die äußerste Linke, indem sie ebenso unverhüllt, aber freilich mit mehr Geschmack und mit glänzenderer Beredtsamkeit, ihre republikanischen und sozialistischen Träumereien zum Besten gab.

Auch in der Adresse der zweiten Kammer wurde die Anerkennung der oktroyirten Verfassung, ohne Vorbehalt und ohne Bedingung, ausgesprochen; es war eine geschickte Wendung, den ersten Schritt zu dieser Anerkennung dem preußischen Volk, als Ganzem, in die Schuhe zu schieben, welches nämlich durch die vollzogenen Wahlen in der Verfassung vom 5. December die Feststellung und Wiederkehr eines öffentlichen Rechtszustandes dank=

bar erkannt habe. — Aber es war doch immer auch nur eine Wendung.

Den Belagerungszustand der Hauptstadt betreffend, wußte die zweite Kammer ebenfalls nichts zu sagen, als daß sie die inzwischen gemachten Vorlagen mit gewissenhaftem Ernste prüfen und sich dabei von der Ueberzeugung leiten lassen werde, daß „wahre Freiheit nicht ohne gesetzliche Ordnung bestehen könne" — das Letztere ein Satz, den die Kammer mit ebenso gutem Fug und ebenso passend auch hätte umkehren können.

Dagegen schob sie hier einen Satz ein, der gewissermaßen der wichtigste der ganzen Adresse war, und der auch vom Publikum als der erste und bis dahin einzige Sieg der Opposition betrachtet ward. Wobei nur dies zu beklagen blieb, daß ein solcher Punkt überhaupt der Opposition allein verblieb und daß nicht die ganze Versammlung ihn einstimmig zu ihrer gemeinsamen Angelegenheit machte.

Nämlich die Bitte um allgemeine Amnestie aller seit dem 18. März begangenen politischen Verbrechen und Vergehen. In der That, wenn jemals eine derartige Amnestie am Orte war, so war sie es in diesem Augenblick in Preußen. Wo Gesetz und Recht von beiden Seiten so gewaltig erschüttert waren, wo Revolution und Kontrerevolution in so verderblichem Wett-

streit an dem Bewußtsein des Volkes gerüttelt und die geheiligte Spur der Wahrheit verlöscht hatten, wo, mit einem Worte, die Schuld eine so allseitige und allgemeine war: da blieb ja in der That gar nichts Anderes übrig, als den Schleier des Vergebens und Vergessens über alles Geschehene zu werfen und eine Nachsicht zu üben, deren man selbst so sehr bedurfte. — Die Kammer hatte sich sogar versagt, diesen Punkt, den Rechtspunkt möchten wir es nennen der Amnestie, hervorzuheben; sie beschränkte sich einfach darauf, das väterliche Herz des Monarchen, das sich ja stets milde und gütig erwiesen habe, anzurufen und auf die vielen bekümmerten Familien hinzuweisen, deren Thränen durch diesen Akt der Gnade würden getrocknet werden. —

Den Kriegsruhm des preußischen Heeres in den Tagen des Kampfes, seine Treue in noch schwereren Prüfungen belobte auch die zweite Kammer. —

Die deutsche Angelegenheit hatte in dieser Kammer Veranlassung zu einem ganz besonders langwierigen und heftigen Kampfe gegeben. Ihre Berathungen über diesen Gegenstand fanden erst in den letzten Tagen des März statt, zu einer Zeit also, wo in Frankfurt bereits die wichtigsten Entscheidungen eingetreten waren, ja fast an demselben Tage noch, wo dort die deutsche Kaiserkrone bereits an Preußen ausgetheilt ward. Sogar in der er-

sten Kammer war das Ministerium wegen dieser Angelegenheit bereits ausdrücklich zur Rede gestellt worden, erfolglos, wie sich von selbst versteht. Dennoch und trotz der immer näher rückenden Krisis, gelang es auch der zweiten nicht, weder, wie Einige wollten, die Bitte um Publikation der deutschen Grundrechte in die Adresse zu bringen, noch auch die Annahme eines Satzes zu bewerkstelligen, welcher von Rodbertus und dessen Freunden ausging und der Regierung die Versicherung ausdrücken sollte, daß die Kammer stets bereit sein werde „mitzuwirken zur Vereinigung aller deutschen Stämme unter einer Verfassung, welche den Bedürfnissen Deutschlands wie den gerechten Erwartungen seines Volkes entspreche“. — Was in die Adresse aufgenommen ward, war nur eine ziemlich farblose, mattherzige Billigung der von der Regierung bisher befolgten deutschen Politik und jenes engeren Bundesstaates, auf den dieselbe in der vielerwähnten Note vom 23. Januar hingedeutet hatte.

Den dänischen Krieg betreffend, war die zweite Kammer das getreue Echo der Ersten. — Nur der Schluß der Adresse wieder hatte etwas Eigenthümliches. Die Kammer machte hier den Versuch, sich aufzuschwingen zu einem gewissen Pathos und jene Sprache des Herzens und der unmittelbaren Leidenschaft zu reden,

von der man glaubte, daß der König sie so gern vernähme. Sie habe, versicherte sie, ihre Wirksamkeit begonnen in dem Bewußtsein, daß es jetzt mehr als je gelte, voll von Hingebung für die große Sache, der sie sich widme, dazu mitzuwirken, daß das von schweren Stürmen bewegte theure Vaterland der Segnungen der Freiheit theilhaftig werde — der Freiheit, welche ein Volk nur genießen könne, wenn Gottesfurcht, Achtung vor dem Gesetz, Gerechtigkeit und Gemeinsinn die Träger seines öffentlichen Lebens seien. Die Vorsehung, welche die Herzen der Könige wie die Geschicke der Völker lenkt, wurde angerufen, dem Könige wie den Vertretern des Volkes beizustehen: damit es, gleich ihren Vätern, welche in guten wie in bösen Tagen fest zusammen gehalten mit ihren Fürsten, so auch ihnen gelinge, auf den eben bezeichneten Grundlagen die Zukunft Preußens und mit ihm Deutschlands zu begründen. —

Es war am 30. März, daß die Ueberreichung dieser Adresse erfolgte, also volle zwei Tage, nachdem die Wahl zu Frankfurt geschehen, und in einem Augenblick, wo nicht nur das Resultat derselben der preußischen Regierung bereits bekannt war, sondern wo auch die Gesandtschaft des Parlaments sich bereits auf dem Wege nach Berlin befand. Und so ist es denn hier nun an der Zeit, die Frage, mit welcher wir das vorige Ka-

pitel beschlossen, zu wiederholen: wie sah es in Berlin aus? und wie war Preußen gerüstet die neue Kaiserkrone des deutschen Reiches zu empfangen?

Die Antwort ist in unserer ganzen bisherigen Darstellung gegeben. Der für Preußen so nothwendige, so unerläßliche Uebergang aus dem Nothstande der Gewalt zum Rechtszustand des Gesetzes war noch nicht gemacht, Revolution und Kontrerevolution standen sich noch immer unversöhnt gegenüber, die äußeren wie die inneren Wunden des Volkes waren noch nicht geheilt. Die Kammern hatten zwar die Anerkennung der oktroyirten Verfassung ausgesprochen; aber das bloße Aussprechen einiger Phrasen war unmöglich genügend, diese Anerkennung auch da zu erzwingen, wo sie doch allein von Werth war: nämlich erstlich im Willen der Regierung und zweitens im Bewußtsein des Volks. Noch immer stand an der Spitze des Staats ein Ministerium, dem, trotz aller rettenden Thaten und alles guten Willens, den es so vielfach versicherte, doch das Vertrauen und die Neigung des Volkes fehlte; noch immer war der Gang seiner Politik unklar, ungewiß, ohne Schwung und höheren geistigen Gehalt; noch immer bildeten Bureaukratie und Militärgewalt die hauptsächlichsten, die einzigen Stützen Preußens; noch immer stand die Verfassung nur auf dem Papier, war die konstitutionelle Regierung nur eine

Phrase; noch immer endlich war die Masse des Volks hier von Frivolität gestachelt, dort von Unlust und Erschlaffung zu Boden gedrückt....

Nein, das war der gesunde, kraftvolle Baum noch nicht, unter welchem Deutschland Schutz suchen, an den es das Schild seiner Ehre anlehnen konnte! das war das Preußen noch nicht, dessen Deutschland bedurfte und das dereinst wieder erstehen wird, wir hoffen es, eben weil Deutschland seiner bedarf! Die Frankfurter Deputation hätte klüger gethan umzukehren vor den Thoren von Berlin; wer Berlin und Preußen kannte, wie es in diesem Augenblick war, der wußte doch schon zum Voraus, welche Aufnahme ihrer hier wartete....

Aber noch eine andere Frage ist dabei von Wichtigkeit, nämlich in welcher Lage der Nebenbuhler Preußens, Oesterreich, dieser „mächtigste deutsche Staat", sich befand, und was von dieser Seite her zu erwarten war, sowohl wenn Preußen die deutsche Krone annahm, als wenn es sie verweigerte.

Gehen wir denn also zu Oesterreich über.

Oesterreich
bis auf die Siege in Italien und den Einmarsch der Russen in Ungarn.

Seit Monaten saß der Reichstag zu Kremsier und berieth an — Grundrechten. Denn natürlich, bei dem allgemeinen krankhaften Gelüst der Zeit nach Rechten, welche, nach der gutmüthigen Anschauung des Volkes, dadurch, daß sie einmal ausgesprochen und verbürgt waren, nun auch unveränderlich blieben und unverletzlich für alle Zeiten, wollte auch Oesterreich nicht ohne dergleichen sein. — Der Reichstag hatte den Adel für aufgehoben erklärt — und sah sich einem Ministerium gegenüber, das ihn, Tag für Tag den Uebermuth der Aristokratie aufs Roheste empfinden ließ; er hatte die Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen — zu derselben Zeit, da der Stadtgraben von Wien allwöchentlich wiederhallte von Pulver und Blei.

Endlich mochte es doch dem Reichstage selbst zu viel werden mit dieser Danaidenarbeit; noch am fünften März beschloß er die Berathung der Grundrechte abzubrechen und statt dessen, von Mitte des Monats an, den Verfassungsentwurf zur ersten Lesung zu bringen.

Aber es soll bekanntlich Niemand für den nächsten Tag sorgen noch sagen: das will ich morgen thun, und das den nächsten Tag. Auch der Reichstag hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht: zu derselben Zeit da er erst recht anfangen wollte zu berathen, war über ihn selbst schon Beschluß gefaßt. Das Beispiel von Berlin hatte die Staatsmänner von Olmütz ermuthigt — weg mit dem Reichstag! und frisch vorwärts auf dieser Bahn der Oktroyirungen, die man in Preußen mit so viel Glück betreten hat!

Am Fünften, wie gesagt, hatte der Reichstag die endliche Berathung des Verfassungsentwurfs beschlossen. Zwei Tage später, am Morgen des Siebenten, sah man Stadt und Sitzungsgebäude plötzlich von Truppen umgeben, an allen Straßenecken klebten Proklamationen, welche das Datum des Vierten trugen, und durch die die Auflösung des Reichstags, sowie der Erlaß einer Verfassung für den gesammten österreichischen Kaiserstaat verkündigt ward. —

Als nahe vor einem Jahr (hieß es im Eingang

der Proklamation) der durchlauchtigste Vorgänger im Reich dem allgemeinen Wunsch nach zeitgemäßen politischen Verbesserungen durch die Verheißung freier Institutionen freiwillig entgegengekommen, hätten sich im ganzen Reich Gefühle der Dankbarkeit und freudiger Erwartung verbreitet.

Allein nur wenig hätten die spätern Erlebnisse so gerechter Hoffnung entsprochen. Die Proklamation entwarf hier eine Schilderung von den Zuständen Oesterreichs, die selbst der schadenfroheste Feind der Regierung nicht greller, nicht schwärzer hätte zeichnen können. Der innere Friede sei von ihm gewichen; Verarmung bedrohe das einst so blühende Land. In Wien Belagerungszustand, in Ungarn Bürgerkrieg, Kriegszustand in der Lombardei; selbst wo die äußere Ruhe nicht gestört sei, da werbe doch, im Finstern schleichend, der Geist des Mißtrauens und Zwietracht um Anhang. — Es war ganz richtig an sich, aber für Oesterreich doch kaum eine halbe Wahrheit, wenn die Proklamation dies weiter als die Wirkungen, zwar nicht der Freiheit selbst, aber doch des mit ihr getriebenen Mißbrauchs bezeichnete. Von dem Mißbrauch der Freiheit hatte Oesterreich Einiges gelitten, es mochte sein: aber unendlich mehr von dem Mißbrauch der Gewalt; selbst die Ausschweifungen des Volks, von der Sturmpetition des funfzehnten Mai an

bis zur Ermordung der Grafen Lamberg und Latour, waren nur herausgefordert worden durch die Ausschweifungen, denen die Gewalt, im Vertrauen auf ihre alten Hilfsmittel des Treubruchs und der Hinterlist, sich überlassen hatte.

Diesem Mißbrauch zu steuern und die Revolution zu schließen, sei Pflicht und Wille der Regierung. — Wer wäre hiermit nicht einverstanden gewesen? Aber nur die Kontrerevolution war nicht das Mittel die Revolution zu bändigen; nicht die Rechtsverletzung, die in dem einseitigen Erlaß einer Verfassung und Auflösung des, mit Zustimmung des Kaisers, nach einem vom Kaiser selbst gegebenen Wahlgesetz gewählten Reichstages lag, konnte das verletzte Recht versöhnen.

Der neue Kaiser habe (fuhr die Proklamation fort), übereinstimmend mit dem gesunden Sinn des Volkes, in der Wiedergeburt der Gesammtmonarchie und der engen Verbindung ihrer Bestandtheile die erste Bedingung erkannt für die Wiederkehr der bestehenden Ordnung und des entwichenen Wohlstandes, sowie die sicherste Bürgschaft für eine gesegnete und glorreiche Zukunft. Nicht ohne Bedenken habe er dabei den Reichstag, welchen sein Vorgänger berufen, eine Verfassung für einen Theil der Monarchie zu berathen, seine Arbeit fortsetzen lassen. Gleichwohl habe er es gethan, in der

Hoffnung, daß die Versammlung die gegebenen Verhältnisse des Reichs im Auge halten, und die ihr übertragene Aufgabe ehebaldigst zu einem gedeihlichen Ergebniß führen würde.

Leider sei diese Erwartung nicht in Erfüllung gegangen. Es folgte nun eine Reihe von Anklagen und Beschuldigungen gegen die aufgelöste Versammlung; trotz der höchst achtbaren Elemente, welche sie enthalten (dies nämlich ein Kompliment gegen die Slaven, welche das Bombardement von Prag bereitwilligst vergessen hatten, sobald sie gemerkt, daß die auf Eifersucht und Entzweiung gegründete Politik der Regierung ihnen die Gelegenheit, im Trüben zu fischen, eröffne), habe sie sich in höchst gefährliche theoretische Irrthümer verloren, habe dadurch die Wiederkehr der Ruhe, der Gesetzlichkeit und des öffentlichen Vertrauens verzögert, wohlgesinnte Staatsbürger betrübt, und die Partei des Umsturzes, besonders in Ungarn, ermuthigt. Zugleich sei durch die siegreichen Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Ungarn (wie es mit diesem siegreichen Fortschritten stand und daß sie nur die seitdem sprichwörtlich gewordenen österreichischen Bewegungen nach rückwärts waren, denen der Feind in Eile folgte, werden wir sogleich im folgenden Abschnitt hören) die Wiedergeburt eines einheitlichen Oesterreichs näher gerückt; eine Ver-

fassung, welche nicht bloß die in Kremsier vertretenen Länder, sondern das ganze Reich im Gesammtverbande umschließen solle, sei zur Nothwendigkeit geworden. Damit aber, fuhr das Manifest in mehr als kühner Logik fort, sei auch das Verfassungswerk selbst, über die Grenzen des Berufs dieser Versammlung hinausgetreten....

Eine vortreffliche Beweisführung in der That! Bisher war ich dir funfzig Thaler schuldig und die hatte ich versprochen dir zu bezahlen; nun sind es noch funfzig mehr geworden, nun brauche ich mein Versprechen nicht zu halten und du kriegst gar nichts....

Somit habe der Kaiser denn beschlossen, aus freier Bewegung und eigener kaiserlicher Macht, seinen Völkern diejenigen Rechte, Freiheiten und politischen Institutionen zu verleihen, welche er selbst und sein Vorfahr ihnen zugesagt. Von einer Revision durch die Kammern und einer daraus hervorgehenden Verständigung zwischen Regierung und Volk, wie bei der preußischen Oktroyirung vom fünften December, war nicht die Rede. Sic volo, sic jubeo; es genügte, daß die kaiserliche Regierung die von ihr verliehenen Rechte und Freiheiten nach ihrem besten Wissen und Gewissen als die heilsamsten und förderlichsten für das Wohl Oesterreichs erkannt hatte, um der neuen Verfassung ohne Weiteres Gesetzeskraft beizulegen. Daß dieselbe Regierung sich wie-

derholentlich und feierlichst verpflichtet hatte, kein Gesetz, auch nicht das allerunbedeutendste, ohne Mitwirkung des Kremsierschen Reichstags zu erlassen, und daß daher die neue Verfassung Alles in der Welt sein mochte, nur ein Gesetz war sie nicht und konnte mithin auch kein gesetzliches Ansehn beanspruchen, das war schon wahr genug. Allein wozu wäre man denn in die Schule der rettenden Thaten gegangen, wozu hätte man Pulver und Blei und Strick und schwere Eisen gehabt, wenn man sich noch an solche „theoretische" Bedenklichkeiten hätte stoßen wollen?

Mit der Verfassung selbst ging es, wie mit der oktroyirten preußischen: sie sah sich freisinniger an und rücksichtsvoller gegen die Bedürfnisse des Volkes, nicht bloß als sie wirklich war, sondern auch als man ihrem Ursprunge nach erwarten durfte. — An der Spitze stand die „freie, selbständige, untheilbare und unauflösbare konstitutionelle österreichische Erbmonarchie", Ungarn sowohl wie Lombardei mit eingeschlossen. — Ein leicht ausgesprochenes Wort, und doch von ungeheuerster Konsequenz! Es war eine eigene Ironie des Schicksals, daß Männer wie Schwarzenberg und Stadion und der neunzehnjährige Franz Joseph sich berufen halten durften, die Erbschaft jenes großen Gedankens anzutreten, an dessen Ausführung selbst Kaiser Joseph, mit seinem

heißen Herzen und seinem hartnäckigen Kopf, gescheitert war. Ja sie erschwerten sich die Aufgabe noch: denn dicht hinter dem Paragraphen, welcher die absolute Einheit der Monarchie aussprach, folgte ein anderer, welcher die „Gleichberechtigung aller Volksstämme" verkündigte und jedem „ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität" garantirte. Man hätte besorgt werden können, wie dieser gordische Knoten entwirrt, dieser Atlas von Schwierigkeiten und Widersprüchen von diesen Pygmäen getragen werden sollte, wenn Einem nicht noch zur rechten Zeit eingefallen wäre, was Schuselka dem Ministerium, noch am dritten März, unter dem Beifall der Versammlung, entgegengeschleudert hatte: nämlich, daß „Gleichberechtigung, im Sinne dieses Ministeriums, gleiche Knechtung heiße für alle, und zwar Knechtung des einen Theils durch Hilfe des andern".

Die Verfassung setzte ferner zwei Häuser fest, Ober- und Unterhaus, mit alljährlichen Versammlungen; das erste sollte von den einzelnen Provinziallandständen, das zweite durch direkte Volkswahl, theilweise mit einem gewissen Census, gebildet werden. Ein Reichsrath, sowie neben dem allgemeinen Reichstag noch besondere Landesverfassungen für die einzelnen Provinzen wurden ebenfalls in Aussicht gestellt, die alten ständischen mit-

hin für aufgehoben erklärt. — Daß des Verhältnisses zu Deutschland gar keiner Erwähnung geschah, ist bereits oben ausführlicher besprochen worden.

Gleichzeitig mit der Verfassung wurde noch eine Reihe anderer bemerkenswerther Aktenstücke veröffentlicht. Zuvörderst — Grundrechte; denn die mußten ja, wie der Hanswurst in der Komödie, überall dabei sein. Durch dieselben wurde Glaubensfreiheit verheißen und Unterrichtsfreiheit, die erstere jedoch nur bis zum Recht der häuslichen Ausübung. Die Kirche sollte der Aufsicht des Staates untergeordnet werden. Freie Presse, mit Aufhebung der Censur und einer nur repressiven Preßgesetzgebung, Versammlungsrecht, Habeaskorpusakte ꝛc. fehlten nicht. Und wie hätten sie auch zu fehlen brauchen, da ja gleich darnach das Recht des Belagerungszustandes kam, ein Recht, welches, als das Recht der Gewalt, bekanntlich alle übrigen aufhebt? — Auch ein Patent wegen Robotentschädigung wurde an demselben Tage erlassen; dasselbe suchte allen Theilen gerecht zu werden, indem es ein Drittel der Entschädigung den Berechtigten, ein Drittel den Verpflichteten, ein Drittel dem Lande überwies — und es dadurch höchst wahrscheinlich Keinem Recht machte.

Das war nun Alles ganz vortrefflich, nicht wahr?

Aber leider war es die Geschichte von der Stute Rolands, die auch alle denkbare Tugenden und Talente und nur den einzigen Fehler besaß, daß sie leider todt war. War je in der Welt eine Verfassung nur ein Stück Papier gewesen, so war es diese neue österreichische; nicht genug daß, wie schon erwähnt, von einer Revision durch die Kammern gar keine Rede war, so fand sich (auch dies ein sehr wesentlicher Unterschied von dem preußischen Verfahren im December) auch nicht einmal ein bestimmter Termin angegeben, bis zu welchem die Kammern überhaupt zusammentreten sollten. Ja bei der Lage, in welcher zwei wichtige Kronländer, die wichtigsten vielleicht der ganzen Monarchie, sich befanden, war auch gar nicht einmal abzusehen, wann dieser Termin eintreten könne und ob überhaupt jemals.

In den Zeitungen war damals viel zu lesen von dem allgemeinen Jubel und der Dankbarkeit, mit welcher die Völker Oesterreichs das Geschenk vom vierten März aufgenommen. Man braucht gar nicht einmal zu jener Zeit in Oesterreich gelebt zu haben, um doch zu wissen, was auf diese Nachrichten zu geben. Thatsache war, daß die Auflösung des Kremsierschen Reichstags im ganzen Lande mit ziemlicher Gleichgiltigkeit aufgenommen ward und daß selbst die Verhaftung und gewaltsame Wegführung einzelner beliebter Mitglieder

die Bevölkerung nicht einmal zu jenem schwachen Versuche des Widerstandes brachte, welche doch wenigstens in Preußen die Auflösung der Berliner Versammlung begleitet hatten. Die Bevölkerung Oesterreichs, so weit sie sich überhaupt aus den Banden der Verfinsterung und Pfaffenherrschaft herausgearbeitet hatte (und nur bei einem unendlich kleinen Theil war dies wirklich der Fall), war in tiefe, beinah unheilbare Abspannung versunken. Man ertrug, was man nicht ändern konnte; man ertrug die Grausamkeiten eines Windischgrätz, die Narrheiten eines Welden, die Perfidien und Gewaltstreiche dieses ganzen Ministeriums Schwarzenberg-Stadion — man ertrug sie, als eine Schickung, und wagte kaum mehr zu hoffen, daß das Schicksal auch wieder einmal wechseln könnte. . . .

Oder wenigstens wo man es noch hoffte, da hoffte man doch nichts mehr von der Regierung, dem Volk oder überhaupt irgend einer innern, sei es friedlichen, sei es gewaltsamen Entwicklung: sondern alle Hoffnung war allein noch auf Italien und Ungarn gerichtet. An den Ufern des Po und der Theiß wurde nicht nur die künftige weltgeschichtliche Stellung Oesterreichs, nicht nur die Frage seiner äußern Macht, sondern auch die seiner innern Freiheit entschieden. Das österreichische Volk und namentlich die Deutsch-Oesterreicher waren in der entsetzlich-

sten Lage, die einem Volk auferlegt werden kann und die, mit tiefem Schmerz sei es gesagt, doch schon seit Menschenaltern unsere, der Deutschen, gewöhnte und herkömmliche Lage ist: — nur aus der Schmach und dem Verlust der österreichischen Waffen in Ungarn und Italien konnte ein freies Bürgerthum im Herzen der Monarchie erwachsen; Verlust und Niederlage, nicht Sieg und Vortheil mußte Oesterreich wünschen, wer es wahrhaft gut mit ihm meinte; nur aus der Erniedrigung und Schande des Staats konnte die Freiheit des Volks erblühen.

Fortsetzung:
Italien. Ungarn.

Daß diese Hoffnungen, soweit sie sich auf Italien erstreckten, nicht in Erfüllung gingen, ist oben bereits im Vorübergehen angedeutet worden. — Wir verließen dieses Land in dem Augenblicke, da in Rom und Florenz die Republik entweder schon proklamirt war oder doch im Begriff stand, jede nächste Minute proklamirt zu werden. In Rom wurde dieselbe am neunten Februar in der That verkündigt; schon zwei Tage früher hatte der Großherzog von Toskana, unwillig der Revolution zu folgen, und unfähig ihr zu widerstehen, die Flucht nach Gaeta antreten müssen. Noch in demselben Monat, am Achtzehnten, wurde die Republik auch in Florenz proklamirt.

Gleichzeitig war auch in Turin Gioberti selbst von der Bewegung überholt und bei Seite gestoßen worden. Derselbe Mann, dessen Eintritt ins Ministerium einige Wochen früher als ein Triumph des Fortschritts bejubelt

worden war, mußte jetzt, als Reaktionär verspottet und verhöhnt, von seiner Stelle weichen. Gioberti's Eintritt, sagten wir früher, war schon an sich eine Kriegserklärung gewesen. Allerdings: aber er wollte den Krieg nicht eher beginnen, als bis er im Stande wäre, ihn mit aller Macht, der ganzen Macht Italiens zu führen; von Ekel erfüllt gegen das maßlose Treiben, wie es in diesem Augenblick in Rom und Florenz stattfand, wollte er zuvor den Papst und den Großherzog von Toskana wieder einsetzen, beide dadurch sich zu Bundesgenossen verpflichten und dann mit dieser verdreifachten Stärke gegen Oesterreich losbrechen.

Allein dieser Plan war der Kriegspartei viel zu weitaussehend, zu geschweigen davon, daß er größtentheils gegen ihre eigenen Häupter gerichtet war; auch beim Hofe fand er keine Billigung. Darum wurde Gioberti zum Rücktritt gedrängt. Colli, durch welchen seine zurückgebliebenen Kollegen sich ergänzten, leistete, in schadenfroher Berechnung, keinen Widerstand; Karl Albert selbst mochte des ewigen Doppelspiels und der ewigen Anklagen müde sein und sich nach einer Entscheidung sehnen, selbst auf die Gefahr hin, Leben und Krone dabei einzubüßen — und so wurde denn am 12. März der Waffenstillstand von Mailand durch Sardinien gekündigt.

Die Rüstungen, welche Sardinien gemacht, waren die außerordentlichsten, deren das Land fähig; die Armee war, mit Einschluß der Lombarden, deren aber noch nicht voll neuntausend Mann waren, auf die ungeheure Zahl von beinahe anderthalbhunderttausend Mann gebracht worden, von denen neunzig- bis hunderttausend kampffähig und leidlich gerüstet im Felde standen. Aber der Geist, welcher die Armee beseelte, war kein gesunder. Als ein so guter Soldat der Piemontese im Allgemeinen auch bekannt ist, der beste jedenfalls, welchen Italien aufzuweisen hat, so ging er in diesen Krieg doch nicht ganz willig; die Idee der italienischen Einheit und Unabhängigkeit lag der Masse des Volks zu fern, der grausame Druck, der auf dieser, von der Natur so edel gebildeten Bevölkerung so lange gelastet, hatte die Schwingen ihrer Seele gebrochen. Nicht wirkliche Begeisterung, nur mißliche Nothwendigkeit hatte die Mehrzahl dieser Armee zusammengeführt; der größere Theil von ihr wäre am Liebsten wieder nach Hause gegangen. Das war so sehr die überwiegende Stimmung, daß in der Proklamation, mit welcher der Oberbefehlshaber den nahen Anfang der kriegerischen Operationen anzeigte und die Armee zu Tapferkeit und Ausdauer ermahnte, dieser selbst keine lockendere Frucht des Sieges in Aussicht zu stellen wußte, als die — baldige Heimkehr zu Frau und Kind!

Was den Oberbefehl selbst betraf, so befand auch er sich in Händen, zu denen man nur wenig Vertrauen haben konnte, weil ihnen die erste, unerläßlichste Bedingung militärischer Tüchtigkeit fehlte: die Festigkeit. Der bisherige Kommandeur, General Bava, aus guter Schule und von erprobter Tüchtigkeit, war, als alter, strenggewöhnter Soldat, jungen, heißköpfigen Revolutionären, denen militärische Disciplin eine Tyrannei däuchte wie jede andere, mißfällig gewesen; er war also beseitigt worden. Nachdem man sich den ganzen Winter hindurch vergebens bemüht hatte, eine der militärischen Celebritäten Frankreichs zu gewinnen, war der Oberbefehl endlich einem Polen, Chrzanowsky, übergeben worden. Seine militärischen Eigenschaften wurden gerühmt; gleichwohl, wenn man die Abhängigkeit sah, in welcher er einerseits von dem König, andererseits von den Radikalen stand, wenn man sah, wie hier die Aengstlichkeit des Hofes, dort die kindische Verwegenheit der Revolutionäre die Entwürfe des Strategen durchkreuzte, so konnte man zweifeln, ob diese guten Eigenschaften überhaupt Raum finden würden, sich zu zeigen.

Der persönliche Muth des Königs endlich war außer Zweifel. Aber eben so gewiß war es auch, daß es nur noch der Muth der Verzweiflung war, was Karl Albert beseelte. Lieber todtgeschossen, als noch länger

ein Leben wie dieses! Dieser Gedanke, der in so viel tausend Fällen das Morgen- und Abendgebet des Proletariers ist, hatte sein finsteres Netz hier auch in der Seele eines Königs ausgebreitet. Ausdauer im Unglück und jene Zähigkeit des Widerstandes, durch welche der Sieg noch zuweilen gewaltsam zurückgebracht wird zu den Fahnen, die er verlassen, durfte man sich von Karl Albert am Wenigsten versprechen.

Diesem schwammigen, in sich uneinigen, zerfahrenen Körper stand nun die gedrungene, kampfgeübte Kraft der österreichischen Armee entgegen; diesem vielköpfigen, unsichern Regiment der einige, bedachte Wille des alten Radetzky. Freilich waren die Vorzüge der österreichischen Armee zunächst nur soldatischer Natur. Es war zunächst nur die größere Uebung, die größere Disciplin, zum Theil auch die bessere Ausrüstung, was die österreichische Armee vor der italienischen voraus hatte; und so schätzbar diese Vorzüge an sich auch sind, so sind sie doch nicht von der Art, daß nicht Patriotismus und wirkliche, volksthümliche Begeisterung sie schließlich ersetzen und sogar überwinden könnten. Aber wir haben auch schon gesagt, daß auch diese Eigenschaften in den Reihen der Piemontesen fehlten. Im Gegentheil, die Erinnerung an die leicht errungenen Lorbeeren des vorigen Sommers, mit denen sie die Scharte des Ueberfalls, ihrer Meinung

nach, mehr als ausgewetzt hatten, das Bewußtsein über das Gewicht und die Bedeutung des Postens, auf dem sie standen, ihre Geringschätzung, ja ihr Haß der Gegner, und endlich zu dem allen die Angriffe, welche die Armee bis vor Kurzem aus ihrem eignen Vaterlande erfahren, sowie die glänzende Genugthuung, welche der Kaiser ihr durch Verjagung des Reichstags verschafft hatte, gaben der österreichischen Armee sogar auch ein Uebergewicht sittlicher Begeisterung und Entschlossenheit.

Am achtzehnten März hatte Radetzky Mailand verlassen; die Armee, vor Pavia vereinigt, war über den Tessin geführt und damit der Feldzug eröffnet worden.

Fünf Tage später, am drei und zwanzigsten, war er beendigt. Das Gefecht von Mortara und gleich darauf, am 23. selbst, die Schlacht von Novara hatten die sardinische Armee vernichtet. Vergebens hatte Karl Albert in der letztern Schlacht den Tod gesucht. Zum Leben verdammt, wollte er doch wenigstens die Last der Krone nicht länger ertragen; noch auf dem Schlachtfelde selbst legte er sie nieder und ging, stehenden Fußes, in eine freiwillige, darum nicht minder schmerzliche Verbannung. Schon nach drei Monaten kam aus Porto, wohin er sich zurückgezogen hatte, die Nachricht seines Todes. (Juni 28.)

Seinem Nachfolger, der unter dem Namen Victor Emanuel den Thron bestieg, stand, selbst wenn er dem

Kriege minder abgeneigt gewesen, als er war, dennoch unter Umständen, wie diese, bei der gänzlichen Vernichtung des Heeres und dem offenen Hader der Parteien, die sich um so grimmiger bekämpften, je unerwarteter dies jähe Ende sie ereilt hatte, keine andere Wahl frei, als der sofortige Abschluß eines Waffenstillstandes. Derselbe kam ebenfalls noch auf dem Schlachtfelde von Novara zu Stande, und wurde schon am sechs und zwanzigsten öffentlich verkündigt.

Schon am 28. war Radetzky in Mailand zurück; vereinzelte Aufstände, wie der von Brescia (April 1.), der dem Namen Haynau zuerst jene entsetzliche Berühmtheit geben sollte, oder wie die republikanischen Versuche zu Genua und Nizza, konnten an dem Schicksal Oberitaliens nichts mehr ändern. Der Friede zwischen Oesterreich und Sardinien kam zwar erst bedeutend später, erst Anfang August zu Stande, und auch Venedig, wiewohl mit der außerordentlichsten Anstrengung und unter Aufbietung aller Kunst und aller Kräfte belagert, hielt sich noch bis zu Ende desselben Monats (August 22.). Dennoch konnten die Oesterreicher sich schon Anfang April mit gutem Fug wieder als Herren von Italien betrachten. In Florenz war die Kontrerevolution schon am Zwölften, und auf die bloße Furcht hin, welche man vor den Oesterreichern hatte, zu Stande gekommen. Am

vier und zwanzigsten April besetzten sie Alessandria, am sechzehnten Mai waren sie bereits in Bologna.

Zur selben Zeit waren auch die Neapolitaner in Sicilien gelandet. Catania und Syracus wurden erobert (April 2.); am drei und zwanzigsten kapitulirte Palermo, am fünfzehnten Mai, nach einer vergeblichen Wiederholung des Aufstandes, war ganz Sicilien unterworfen. Nur Rom blieb noch übrig. Aber auch hierher, wie wir bereits wissen, lenkten sich die vereinten Waffen von Oesterreich, Neapel, Spanien und Frankreich.

Die italienischen Angelegenheiten also hätten der österreichischen Politik wohl freie Hand gegeben; aber nicht so die ungarischen. —

Wir haben erzählt, wie die Ungarn sich, ganz gegen jede Erwartung, fast auf allen Punkten zurückzogen und wie die österreichische Armee, nachdem sie noch im December in rascher Folge Oedenburg, Tyrnau, Raab und Miskolsz genommen, schon in den ersten Tagen des Januar vor Pesth und Ofen stand. Bereits am Fünften hielt Windischgrätz seinen Einzug in Pesth. Der Reichstag, in aller Eile, hatte sich nach Debreczin geflüchtet.

Windischgrätz, mit der Eroberung der Hauptstadt, hielt das Land selbst für erobert und den Feldzug beendet. Er begnügte sich, Steckbriefe zu erlassen hinter

die Häupter der Revolution, ihre Weiber und Kinder, und Galgen und Schwert, Niedermachung von Häusern und Städten, kurzum, Strafen, wie sie in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts unerhört waren, anzudrohen auf jeden Verkehr, der mit den Rebellen würde unterhalten werden.

Allein auch schon früher haben wir hingewiesen auf die außerordentlichen und furchtbaren Anstrengungen, die von Seiten der Ungarn gemacht wurden. Kossuth, kein Staatsmann, gewogen auf der Wage eines Washington, aber ein Patriot von reinstem, edelstem Charakter und ein Agitator, wie die Welt nie einen größeren gesehen, selbst O Connel nicht ausgenommen, durcheilte das Land, gleich einer Feuerflamme, die über die Steppe fährt, überall ergreifend, überall zündend; von allen Seiten strömten Menschen, Geld, Waffen herbei. Auch militärische Talente des ersten Ranges, Talente, vor denen die vornehme Unwissenheit eines Windischgrätz unmöglich bestehen konnte, wurden theils von außen gewonnen, theils bildeten sie sich mit einer Schnelligkeit, welche nur die allgemeine und tiefgreifende Begeisterung erklärlich macht, aus der jungen Armee selbst hervor. Bem, der bei der Uebergabe Wiens sein verfehmtes Haupt glücklich gerettet hatte, war in Ungarn wieder aufgetaucht; Kossuth hatte den Gewinn eines solchen Mannes, von dieser Kenntniß, dieser

Energie und diesem Ruf, zu schätzen gewußt und ihm ein selbständiges Kommando in Siebenbürgen anvertraut. Auch mit dem alten Dembinski, diesen glänzenden Stern aus der polnischen Revolution vom Jahre dreißig, waren Unterhandlungen angeknüpft, die ihn bald darauf (Anfang Februar), mitten durch die österreichischen Vorposten selbst, nach Ungarn führten. — Unter den neuen, einheimischen Berühmtheiten begann der Name Görgey's schon jetzt alle übrigen zu überstrahlen; der Soldat namentlich glaubte den Sieg unwandelbar und unauflöslich gefesselt an die Schritte dieses jungen Feldherrn, der noch einige Monate früher als abgedankter, mißvergnügter österreichischer Kavallerieofficier in einem dumpfigen Laboratorium zu Prag gesessen hatte und der jetzt im Begriffe stand, den höchsten Ruhm durch die höchste Schande zu verdunkeln, in kürzerer Zeit und grellerem Maße, als die Geschichte es noch je gezeigt hat.

Auch mit dem Auslande waren weitgreifende und vielversprechende Verbindungen angeknüpft. Ungarische Unterhändler waren nicht nur in Paris und London, sondern namentlich auch in Italien thätig, dessen Bewegung sie mit der ungarischen zu combiniren suchten, um so Oesterreich von zwei Seiten gleichzeitig in Schach zu erhalten.

So nahm der Krieg denn auf einmal und mitten

im Winter eine ganz neue, kaum mehr erwartete Wendung. Es ist uns nicht vergönnt, die Siegesflüge der ungarischen Armee hier im Einzelnen zu begleiten, noch ein ausführliches Gemälde zu entwerfen von der Hingabe, dem Muth, dem edelsten Patriotismus, welchen die ungarische Nation in den sechs ersten Monaten des Jahres neun und vierzig bewiesen und durch den sie, mitten in der elendesten, trübsten Zeit, die Hoffnung und der Stolz aller gebildeten Nationen ward. Auf diesen Blättern, nur den Verirrungen der Völker, den Verbrechen der Regierungen bestimmt, ist kein Raum für soviel Licht, soviel Glanz und Erhabenheit. Auch lebt das Gedächtniß dieser Einzelheiten ja noch unverkümmert, unverwischt in den Herzen aller, die für das Große und Edle empfänglich sind — wird auch noch lange leben, zu lange, fürchten wir, für unsere eigne Ehre, da leider keine Aussicht ist, als würde von uns feinen, hochkultivirten Nationen jemals noch etwas geschehen, was den Ruhm dieser rohen, naturwüchsigen Ungarn erreichen, geschweige denn verdunkeln könnte.

Wir begnügen uns daher in Kürze nur daran zu erinnern, wie in Siebenbürgen Bem zuerst, schon im Januar, mit einer Armee, die er wahrhaft aus dem Boden gestampft hatte, den österreichischen General Puchner dermaßen bedrängte, daß schon Anfang Fe=

bruars die Russen zum Schutz von Hermannstadt herbeigerufen werden mußten — klägliches Vorspiel dessen, was drei Monate später in größtem Maßstabe und zum Ruin der österreichischen Regierung selbst wiederholt werden sollte! — Die Berufung der Russen nach Hermannstadt geschah zwar angeblich nur durch die Behörden dieser Stadt, ohne Vorwissen oder Vermittelung des österreichischen Kabinets. Aber sowohl die Eile, mit welcher die Russen sofort anrückten, als die spätern Ereignisse selbst haben die Nichtigkeit dieses Vorwands längst bewiesen.

Das Schlimmste dabei war freilich, daß auch sogar der russische Succurs nichts half und daß Oesterreich also zum Spott auch noch den Schaden hatte. — Bem schlug in einer Reihe der glücklichsten und glänzendsten Gefechte Oesterreicher wie Russen, einen mit dem andern. Am zwanzigsten März fiel Kronstadt selbst in seine Hände; die Reste der Oesterreicher und Russen wurden in die Wallachei gedrängt. Mit Ausnahme der Festung Karlsburg stand zu Ende März ganz Siebenbürgen in der Gewalt der Ungarn; ungeheure Vorräthe waren erobert, ungeheure Verluste dem Feinde beigebracht. Ganz Ungarn, ganz Europa jauchzte dem ergrauten Helden zu: er hatte nicht nur Ungarn siegen gemacht, sondern auch Wien, auch Polen gerächt.

In derselben Zeit und fast auch mit derselben Schnelligkeit waren die Ungarn auch aus dem Innern des Landes wieder vorgedrungen. Zwar die Gefechte von Kapolna, Kaal und Verpeleth (Februar 26.—27.) fielen nicht glücklich für sie aus; sie mußten sich hinter die Theiß zurückziehen. Aber schon am fünften des nächsten Monats errangen sie einen entscheidenden Sieg bei Szolnok, welchem sich am zweiten April der Sieg Dembinski's bei Hatvan anschloß.

Von hier ab gingen die Ungarn wieder zum Angriffskriege über. Schon am sechsten sah sich Windischgrätz wieder auf Pesth zurückgedrängt. Am zehnten wurde Waitzen erobert und bei Szent-Endera ein neuer glänzender Sieg erfochten. —

Das österreichische Kabinet, die verzweifelte Lage der Dinge wohl erkennend, rief Windischgrätz vom Kommando zurück und ernannte den bisherigen Helden des Wiener Belagerungszustandes, den alten Welden, zum Oberbefehlshaber. Aber er am Allerwenigsten war der Mann, dem siegreichen Vordringen der Ungarn Stillstand zu gebieten: und auch die Anwesenheit des jungen Kaisers, der sich Ende April persönlich zur Armee begab und den Oberbefehl, wenn auch natürlich nur dem Namen nach, übernahm, konnte die verlorene Sache nicht wieder herstellen.

Neuen Siegen der Ungarn bei Neuhäußel und Gran (April 19.—20.) folgte wenige Tage später die Wiedereinnahme von Pesth sowie der Entsatz von Komorn. Schon schweiften einzelne Abtheilungen der Ungarn bis nah an die österreichische Grenze; wenige Tagemärsche konnten genügen, die Ungarn über die Leitha zurückzuführen, vor dasselbe Wien, das im Oktober so große Hoffnungen auf sie gebaut hatte und das sie auch jetzt mit stummer, aber um so innigerer Sehnsucht erwartete.

Und nicht bloß die Waffen der Ungarn, sondern auch ihr Parlament hatte mittlerweile entscheidende, für Oesterreich höchst gefährliche, vielleicht tödtliche Schritte gethan. Am 14. April hatte der ungarische Reichstag zu Debreczin die Selbständigkeit Ungarns ausgesprochen. Das Haus Habsburg war des Throns für ewige Zeiten verlustig erklärt, Kossuth zum Präsidenten ernannt worden. — Man hat diesen Schritt, der allerdings die ganze bisherige ungarische Bewegung in eine völlig neue Phase zu werfen versprach, auf die verschiedenste Weise zu erklären gesucht; man hat ihn namentlich dem Uebermuth der Sieger oder einer tiefangelegten politischen Intrigue Kossuth's zugeschrieben, der dadurch sich und seinen Freunden, wie man gesagt hat, die Schiffe zum Rückzug habe verbrennen und die ungarische

Bewegung um so fester an seine Person anknüpfen wollen.

Daß diese letztere Vermuthung wenigstens falsch ist, haben die Ereignisse im Juli und August hinlänglich bewiesen, vor Allem der freiwillige Rücktritt Kossuth's zu einer Zeit, da Görgey's Ehrgeiz nur noch durch dies Opfer befriedigt, nur durch dies Opfer noch das Vaterland gerettet werden zu können schien.

Aber es will uns auch überhaupt vorkommen, als ob es solcher künstlichen Erklärungen gar nicht erst bedürfe. Die oft bewiesene Falschheit und Hinterlist der österreichischen Regierung, sowie namentlich die Verfassung vom vierten März scheinen uns völlig genügend, den Schritt des ungarischen Reichstags nicht nur zu entschuldigen, sondern recht eigentlich zu rechtfertigen. Oesterreich, nachdem es durch die unerhörtesten Perfidien Ungarn in das Elend dieses Krieges gestürzt hatte, entblödete sich in der Verfassung vom vierten März nicht, gegen den Wortlaut aller Eide und Verträge, und ohne sich nur im Allermindesten um die Zustimmung Ungarns zu bemühen, schlechthin, mit einem einzigen Federzuge, die ganze Verfassung Ungarns aufzuheben.

Denn wenn es freilich in der gedachten Verfassung in Betreff Ungarns hieß, die Verfassung dieses Königreichs solle in soweit aufrecht erhalten werden, daß die

Bestimmungen derselben, die mit der neuen Reichsverfassung nicht im Einklange stehen, aufgehoben würden, was in aller Welt war das anderes, als eine lahme und weitläufige Umschreibung für das einfache Aufheben? Ich lasse Dir Dein Geld, in soweit ich es Dir nicht nehme; Du bleibst leben, wenn ich Dich nicht todtschlage. — Daß wir keine Bewunderer sind der alten ungarischen Verfassung, haben wir schon in der Einleitung gelegentlich ausgesprochen. Aber man kann, meinen wir, die aristokratischen Einseitigkeiten und Ausschließlichkeiten derselben recht sehr mißbilligen, ohne darum im Mindesten einverstanden zu sein mit der Gewaltthätigkeit und Gesetzwidrigkeit des österreichischen Verfahrens. Der Reichstag von Debreczin in der Sitzung vom 14. April zog nur die Konsequenz dessen, was von Oesterreich durch das Patent vom 4. März begonnen und eingeleitet war. Oesterreich selbst und zuerst hatte die Bande des Rechts und des Gesetzes, durch die es bisher mit Ungarn verknüpft war, gelöst; Ungarn nahm die Lösung nur an. Möglich, daß der Schritt bei alledem unpolitisch gewesen und daß er namentlich die Stimmung der Armee, die nun einmal ihre wunderliche Genugthuung darin fand, in demselben Kaiser von Oesterreich, dessen Heere sie vernichtete, zugleich ihren König von Ungarn zu verehren, ähnlich dem Wilden,

der seinen Götzen in derselben Minute küßt und prügelt — möglich, daß namentlich die Stimmung der Armee oder doch eines großen Theils derselben dadurch geschwächt und in Verwirrung gebracht worden ist. Ueber diesen Ereignissen liegen im Augenblick noch zu viele Schleier, ihre Darstellung ist noch zu sehr der unmittelbaren Gunst oder Ungunst der Parteien ausgesetzt, um schon jetzt mit Sicherheit darüber urtheilen zu können. Nur das formale sowohl als das sittliche Recht der Ungarn in diesem Falle scheint uns unzweifelhaft.

Auch trug diese Erklärung jedenfalls mit dazu bei, österreichischer Seits einen Schritt zu beschleunigen, mit dem man schon lange umgegangen war, gegen den man sich schon lange gesträubt hatte — denn wer sträubt sich nicht, sein eignes Todesurtheil auszusprechen? — und den man nun endlich doch thun mußte ....

All den stolzen Siegsberichten entgegen, mit denen man seit Monaten der Leichtgläubigkeit des Publikums Hohn gesprochen hatte (wiewohl nur zur eignen Verhöhnung: denn Niemand glaubte ja daran) machte die Regierung unterm ersten Mai bekannt: der Aufstand in Ungarn habe in den letzten Monaten eine solche Ausdehnung gewonnen und zeige in seiner dermaligen Phase so entschieden den Charakter einer Vereinigung aller Kräfte der europäischen Umsturzpartei, daß es im gemeinschaft=

lichen Interesse sämmtlicher Staaten liege, die kaiserliche Regierung in dem Kampf gegen die sich dort verbreitende Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung zu unterstützen. Aus diesen wichtigen Gründen habe die Regierung Sr. Majestät des Kaisers sich bewogen gefunden, die bewaffnete Hilfe Sr. Majestät des Kaisers von Rußland in Anspruch zu nehmen, und sei dieselbe von dem Kaiser mit edelster Bereitwilligkeit sofort und im ausgiebigsten Maße zugesichert worden. Die Ausführung des beiderseitigen Beschlusses sei in vollem Gange.

Und so war es. Kaiser Nikolaus, der schon gleich beim ersten Ausbruch der großen Bewegung von acht und vierzig seine Völker aufmerksam gemacht hatte auf den Kreuzzug zur Wiederherstellung des Gehorsams und des Glaubens, welcher Rußland bevorstände, hatte schon längst mit Spannung auf diesen Augenblick gewartet. Die schmähliche Niederlage, welche die Russen in Siebenbürgen erlitten, und die doppelt empfindlich war für den Kaiser, weil sie von dem verhaßten Bem kam, diesem personificirten Schatten der polnischen Revolution, hatte ihm nur zur Lehre dienen mögen, desto gewaltigere Zurüstungen zu treffen, und eine um so größere Truppenmacht zum Beistand Oesterreichs bereit zu halten.

Wirklich zogen schon am vierten und fünften Mai fast vierzigtausend Russen über Krakau herüber, unge-

fähr ebensoviel überschritten am achten zu Brody und Tarnogrod die Grenze. Gegen dreißigtausend rückten in den nächsten Tagen über Woloseczys und Hussyatyn ein, während zur selben Zeit gewaltige russische Heeresmassen sich von der Bukowina und der Wallachei her gegen Siebenbürgen und den tapfern Bem heranwälzten. Den Oberbefehl über das Ganze führte der Eroberer von Warschau, Paskiewicz.

Aber wem konnte es entgehen? Je größer die Hilfe, welche Rußland gewährte, je größer auch die Noth, in welcher Oesterreich selbst sich befand. Um Oesterreichs willen mithin konnte Preußen, konnte Deutschland in diesem Augenblicke thun oder lassen, was ihm beliebte. Dieser Staat „von weltgeschichtlicher Bedeutung" war in diesem Augenblicke auch nicht im Stande nur einen Mann, ein Pferd zu entbehren — und einen Gulden nun erst recht nicht, nämlich weil er ihn selbst nicht mehr hatte und weil zu den übrigen Leiden Oesterreichs auch noch die gräulichste und unglaublichste Finanzverwirrung sich gesellte. Die Kattunfetzen und Holzknöpfchen, welche man sich damals, in Berlin und Leipzig, als Rarität vorzeigte und die in Oesterreich als Münze kursirten, konnten Preußen und Deutschland über einen etwaigen Einspruch, den Oesterreich gegen ihre Beschlüsse erheben möchte, am Allerbesten beruhigen. Selbst Rußland

in diesem Augenblick hätte es müssen bei bloßen diplomatischen Protesten bewenden lassen; so groß es war, ja eben weil es so groß war, konnte es keine zweite Armee von anderthalbhunderttausend Mann über die polnische Grenze führen. —

In soweit also war der Moment für Preußen und Deutschland denn allerdings höchst günstig; werden sie ihn benutzen?

Die Kaiserdeputation in Berlin.

Unmittelbar nach der Kaiserwahl war die Deputation, welche die Kunde nach Berlin bringen sollte, von Frankfurt abgereist.

Aber der eiligen Abreise entsprach der langsame Fortgang der Reise nicht. Den Rhein hinunter, durch Westphalen, Hannover, Braunschweig, hatte die Deputation, offenbar mit Absicht, den weitesten Weg gewählt; sie wollte in Berlin Zeit lassen, das ganze Gewicht der bevorstehenden Entscheidung abzuwägen, wollte auch ihren Berliner Freunden Zeit lassen, auf eine Entscheidung in ihrem Sinne hinzuarbeiten.

Vielleicht auch wollte sie selbst auf dieser Reise, die Stimmung des Volkes prüfen; ja vielleicht auch schmeichelte sie sich, mit diesem feierlichen Umzug durch halb Deutschland die Stimmung des Volkes selbst anzufeuern und einen Enthusiasmus zu erzeugen, der sich bis dahin zum Wenigsten noch nirgend geäußert hatte.

Die erste Probe fiel nicht glücklich aus. Schon in Frankfurt selbst hatten Glockengeläut und Kanonendonner wunderlich abgestochen gegen die flauen, halb verdutzten, halb spöttischen Gesichter, die man auf allen Gassen sah; selbst nur um ein dürftiges Zweckessen zu Stande zu bringen, hatte man einige Tage Zurüstung gebraucht. Auch die Anwohner des Rheines verhielten sich sehr ruhig; in Köln wurde der Deputation sogar eine Katzenmusik gebracht, an deren Ausführung sich zwar nur der Pöbel betheiligte, deren Veranstalter aber gewiß noch in ganz anderen Kreisen zu suchen waren.

Aber seltsam: je weiter die Deputation kam, je mehr allmälig fing die Stimmung an, sich zu erwärmen. Das Publikum, daß sie Anfangs so gleichgiltig hatte vorbeiziehen lassen, strömte herbei, die Männer zu sehen, welche an der deutschen Verfassung gebaut hatten und die nun, ihr Werk abzuschließen, die Kaiserkrone des deutschen Reichs, diese so lang versunkene, nun durch den Willen des Volks wiederhergestellte Krone, nach Berlin hintrugen. In Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg mit Auszeichnung empfangen, näherte die Deputation sich endlich am zweiten April ihrem Ziele.

Hier selbst, in Berlin, war inzwischen ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Stimmung eingetreten. Ge-

rade Berlin hatte auf die Frankfurter Versammlung immer mit einem eigenthümlichen Hochmuth herabgeblickt, der freilich von dieser reichlich erwiedert worden war; noch vor wenigen Wochen, als die Nachricht von dem Welcker'schen Antrag nach Berlin gekommen, hatte man mitleidig die Achseln gezuckt — der gute Welcker! als ob man in Berlin auch etwas nach der Frankfurter Krone zu fragen brauchte!

Jetzt dagegen, auf die erste Kunde der geschehenen Wahl, erließen sofort Magistrat wie Stadtverordnete Adressen an den König, in welchen derselbe um Annahme der Krone gebeten ward, sei es, wie der Magistrat empfahl, mit, sei es, wie die Stadtverordneten wollten, ohne Bedingung. Ebenso die beiden Kammern. —

Gleichzeitig wurde von den städtischen Behörden die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Gagern beschlossen. Der Deputation selbst wurden zwei Mitglieder des Magistrats bis Magdeburg entgegengesendet, um sie als Gäste der Stadt Berlin zu bewillkommnen. — Weitere Feierlichkeiten bei der Ankunft wurden beabsichtigt. Zwar stand der Belagerungszustand noch im Wege: aber Niemand zweifelte auch, daß derselbe jetzt wenigstens würde aufgehoben werden. Ja die ruhigsten Bürger selbst, die sich am Allerwohlsten und Allerbehaglichsten unter

seinem Schatten gefühlt hatten, erklärten es jetzt für eine Beleidigung — Deutschlands? o nein: Preußens, wenn er jetzt noch fortdauerte: Alles aus Begeisterung für die Verfassung und die zu erwartende Kaiserkrone.

Woher denn nun dieser plötzliche Umschwung der Stimmung? woher auf einmal so viel Werth gelegt auf eine Verfassung, in deren Verwerfung bisher die verschiedensten Parteien sich begegneten? woher dieser plötzliche Enthusiasmus, für eine Krone, für die man bisher nur so viel Spott, so viel Geringschätzung gehabt hatte? War es bloß die gewöhnliche Inkonsequenz des großen Haufens? die bloße gemeine Lust am Widerspruch, die ihn zu kitzeln pflegt? bloß mittelalterliche Romantik, bloß allbekannte deutsche Sentimentalität, die es doch gar zu rührend, gar zu prächtig fand, daß wieder Kaiserboten durch Deutschland zogen und daß die Mär vom alten Rothbart am Ende doch wahr werden sollte, was diese Fahnen schwenkte, diese Glocken läutete, diese Ehrenpforten errichtete?

Ganz gewiß war es das: aber nicht das allein. Jede vollendete Thatsache hat für die meisten Menschen eine zwingende Gewalt, der sie sich nicht bloß äußerlich unterwerfen, sondern der sie auch ihre Ueberzeugung und Gesinnung gefangen geben. So lange die Verfassung noch in Berathung gewesen war, hatte Jeder geglaubt,

auch aus der Entfernung her auf eigne Faust daran mitrathen zu können, und sich natürlich sehr gekränkt gefühlt, daß sein Rath nicht sofortige Beachtung gefunden. Jetzt dagegen, wo sie vom Parlament feierlich beschlossen und verkündigt war, fühlte man sich unwillkürlich von Ehrfurcht davor ergriffen; schon der bloße Gedanke, daß ein so schwieriges, so oft schon verloren gegebenes Werk nun doch vollendet, dieser langwierige, mühsame Bau doch noch gelungen sein sollte, hatte etwas Bewältigendes.

Ebenso mit der Krone. So lange von der Kaiserwahl nur als von etwas Bevorstehendem, Beabsichtigtem die Rede gewesen, hatte man die Achseln gezuckt, wie über eine tolle Phantasterei; jetzt, da sie wirklich vor sich gegangen, da die Phantasterei Ernst geworden war und man mit eigenen Augen die Männer sah, die das Anerbieten der Krone nach Berlin überbringen sollten, da kam die Sache auf einmal viel probabler, viel verständiger vor. Freilich fehlte noch das Wichtigste, die Annahme der Verfassung wie der Krone: allein da jenes Unwahrscheinlichste eingetroffen, warum sollten die Ueberraschungen nicht noch weiter gehen? Es war ja doch immer möglich, man konnte ja doch nicht wissen ...

Und so verliebte man sich unvermerkt, aus lauter Nachgiebigkeit und Schwäche und Verwunderung, in eine

Idee, gegen die man sich anfänglich gesträubt hatte mit Händen und Füßen.

Noch andere Umstände wirkten mit. In Berlin wie in ganz Preußen hatte der altpreußische Stolz sich Anfangs sehr gekränkt gefühlt, wie man in Frankfurt nur überhaupt daran denken können, den Glanz der preußischen Krone durch den einer zweiten, deutschen zu erhöhen: gleich als ob die erstere nicht schon glänzend genug war, ja die glänzendste, die es überhaupt gab! Nichts destoweniger, wie diese Krone sich nun wirklich näherte, fühlte doch auch diese Partei sich einigermaßen geschmeichelt, zum Stolz erwachte die Eitelkeit, man lächelte nicht mehr spöttisch, man schmunzelte behaglich bei dem Anblick einer Krone, die, wie immer, doch jedenfalls eine Krone war. — Es war richtig, die Verfassung wie sie in Frankfurt beschlossen worden, hatte gerade in den Augen dieser Partei viel Unbequemes und viel Gehässiges; das Wahlgesetz, das bloß suspensive Veto des Oberhaupts, die für Preußen unvortheilhafte Zusammensetzung des Staatenhauses, der Wegfall des Reichsrathes und manches Andere waren höchst unbequeme, höchst gefährliche Zugaben. Aber stand die Verfassung denn nur wirklich so unumstößlich fest? konnte Preußen nicht zwar die Krone annehmen, aber als Preis der Annahme von der Frankfurter Versamm-

lung diejenigen Veränderungen forderu, welche ihm nöthig schienen? Ja und wenn dieselben verweigert wurden, hatte Preußen nicht zuletzt die Macht, sie zu erzwingen? vielleicht nicht unmittelbar, nicht im Augenblick, doch jedenfalls im Laufe der Zeit? Man wendet ein, Preußen dürfe die Krone, die von Frankfurt kommt, nicht annehmen, weil es das sogenannte Recht der Revolution, der gefährliche Wahn der Volkssouveränetät ist, worauf die Berechtigung dieser Krone selbst sich stützt: aber ist es nicht ein altes Sprichwort, daß man mit den Wölfen heulen muß? wird nicht gerade die Annahme der Krone — nicht die Macht: deren hat Preußen genug — aber doch das Recht, doch die Veranlassung geben, die Revolution selbst in ihren letzten Wurzeln auszurotten, und die Theorie der Volkssouveränetät in ihrer ganzen Blöße darzustellen?

Dazu gesellte sich bei Vielen noch das Bedürfniß nach Ruhe, Ruhe um jeden Preis, das sie der Annahme geneigt machte. Man müsse doch einmal, meinten diese, aus dem Wirrwarr herauskommen. Zugegeben, daß die Annahme durch Preußen für den ersten Augenblick sogar noch größere Verwirrungen herbeiführen wird, und daß Preußen, wenn es die Krone annimmt, dieselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch sofort wird mit dem Schwert zu vertheidigen haben: gut, so wer-

den das doch wenigstens die letzten Störungen der Ruhe sein, so wird dieser Krieg doch, wenn er nun einmal nicht zu vermeiden steht, wenigstens das Mittel sein zu einem festen und dauerhaften Frieden. Wer viel gewinnen will, muß auch etwas wagen: wagen denn auch wir! unterziehen wir uns, wenn es sein muß, noch einem letzten Opfer — es ist ja eben das letzte!

Auch an edleren und verständigeren Motiven fehlte es nicht. Man erinnerte sich der großen Bestimmung Preußens, erinnerte sich des glorreichen Zieles, das auf jedem Blatt der bisherigen preußischen Geschichte gleichsam vorgezeichnet stand, und das jetzt endlich, mit Einem tapfern Sprunge, zu erreichen war und festzuhalten für ewige Zeiten. Man gedachte Friedrich des Großen und der Erbschaft, die derselbe seinem Nachfolger hinterlassen. Man gedachte auch der Prophezeiungen und Vergleiche, die bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Vierten im Volksmund umgegangen waren und bewunderte die Schicksalsfügung, durch welche jene Vorahnung nun doch noch erfüllt, das Werk Friedrich des Großen nun doch noch vollendet werden sollte durch eine Persönlichkeit, die übrigens so wenig Aehnlichkeit hatte mit ihrem erlauchten Ahnherrn! —

Auch schien die Annahme der Kaiserkrone der ein-

zige Weg, die so heiß ersehnte Einheit Deutschlands, soweit dieselbe überhaupt noch möglich war, zu verwirklichen und den gänzlichen Verfall, die völlige Zersplitterung des Vaterlandes abzuwenden. Selbst die Souveränetät des Volkes, da sie in ungetrübter Reinheit doch einmal nicht zu bewahren stand, schien wenigstens keinen bessern Erben finden zu können, als diese Krone, die doch zum Mindesten ihr Kind war und ihr Geschöpf.

Diese letzteren Motive wurden namentlich in den kleineren Staaten, in Süd- und Mitteldeutschland, sehr lebhaft empfunden. Man verhelte sich auch hier nicht, welche Opfer, welche Gefahren mit der Annahme verbunden waren, und daß, früher oder später, nicht nur der Verlust der eignen lokalen Selbständigkeit — die war zur Noth zu verschmerzen! sondern auch der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges die Folge davon sein mußte. Aber so stark war das Bedürfniß der Einigung und so tief die Ueberzeugung, daß sie nur auf diesem Wege zu erreichen sei, daß man selbst durch jene Versuche und diese Gefahr sich, wenigstens für den Augenblick, mehr erhoben fühlte als erschreckt.

Es fragte sich nur, wieweit bei dem allen auf Preußen selbst zu rechnen war. Die letzten Schritte, welche die preußische Regierung in der deutschen Angelegenheit gethan, waren sehr unklar und unsicher ge-

wesen, in solchem Grade, daß es selbst das große Publikum bemerkt hatte. Der Note vom drei und zwanzigsten Januar waren zwei andere, vom sechzehnten Februar und zehnten März, gefolgt. Schon in der Februar-Note war, wie ein Redner der ersten Kammer es ausdrückte, „manche Spitze der ersten Note abgebrochen“, aber doch wenigstens an dem Bundesstaat noch mit Entschiedenheit festgehalten worden. In der Note vom zehnten März dagegen, von einem Tage also, wo die österreichische Verfassung vom vierten bereits in Berlin bekannt war, hatte die Regierung nichtsdestoweniger ihr vollständiges Einverständniß mit Oesterreich versichert; im Angesicht der unerhörten Zweizüngigkeit, welche Oesterreich sich soeben zu Schulden kommen lassen, und wiewohl dasselbe seitdem ganz ausdrücklich das Direktorium und damit den alten Bundestag als das Ziel seiner Bestrebungen ausgesprochen, hatte es Preußen dennoch „zur großen Befriedigung gereicht, daß damit nun auch Oesterreich den vom preußischen Kabinet vorgeschlagenen Weg der Verständigung in Frankfurt betreten habe; Preußen sei mit Vergnügen bereit, diese Vorschläge einer reiflichen Erwägung zu unterziehen.“

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vom Grafen Dyhrn deshalb zur Rede gestellt, hatte diese Note freilich als einen bloßen Akt der Höflichkeit

darzustellen gesucht, eine bloße diplomatische Redensart, mit welcher nichts weiter gesagt sein solle. Auch sei sie geschrieben, bevor die österreichische Verfassung dem Ministerium bekannt gewesen, und nur später abgesendet und vom Tage des Abgangs datirt worden. — Aber das Ungenügende dieser Entschuldigung, wie überhaupt die Verlegenheit des Kabinets, was eigentlich zu beginnen und wofür sich zu entscheiden, war augenscheinlich.

Eben so wenig konnte man sich darüber täuschen, daß Verfassung und Krone, wie die Frankfurter sie überbrachten, dem preußischen Kabinet sehr unlieb, ja widerwärtig sein mußten. Der Bureaukratie mußte der kühne, in seinen Folgen so weit aussehende, so unberechenbare Schritt des Parlaments beinahe als ein Verbrechen erscheinen, nicht zu sprechen von dem Entsetzen, das sich ihrer bemächtigte bei dem Gedanken, zu regieren mit einer solchen Verfassung und Kammern, hervorgegangen aus einem solchen Wahlgesetz! — Das Soldatenthum, selbstgenügsam, mit Verachtung auf die Beschlüsse der Professoren und Federfuchser blickend, sah in der angetragenen Krone vielmehr nur eine Bettelei; es sei ja doch nur das Schwert Preußens, was man suche, nur verstecken wolle man sich hinter den Falten des preußischen Königsmantels, wie ein Kind hinter den Rock seiner Wärterin....

Die Partei endlich, welche das Königthum „von Gottes Gnaden“ zu ihrem Wahlspruch gemacht hatte, mußte die Frankfurter Krone, von allem Uebrigen abgesehen, schon deshalb verwerfen, ja zurückschaudern vor ihrer Berührung, wie vor etwas Unheimlichen, Unreinen, weil sie aus den Händen des Volkes kam.

Auch die Persönlichkeit des Mannes, der den Glanz und die Last der neuen Krone auf seine Scheitel nehmen sollte, war von der Art, daß die Schwierigkeiten dadurch nur vermehrt wurden. Daß er kein Friedrich der Große war, kein Mann des Schwerts und des kühnen, selbständigen Entschlusses, darüber konnte man mit der Vorsehung hadern. Aber es war nun einmal so. Welche Kämpfe hatte es nicht gekostet, welch Elend war nicht über Preußen hereingebrochen, bevor der König sich entschlossen, jenes Stück Papier, das ihm so zuwider war und gegen das er sich kurz zuvor so feierlich verschworen hatte, nun doch noch kommen zu lassen zwischen sich und sein Volk! Wie war es denkbar, wie durfte man glauben, daß er eine Krone annehmen werde, die ihn an eine viel weiter gehende, viel radikalere Verfassung fesselte? Er, der sich mit so viel demüthigem Stolze rühmte, seine Krone von Gott allein zu haben, sollte eine Krone annehmen aus den Händen der Menschen, eine Krone, die noch ganz neu, ganz blank

war, deren Datum man noch wußte, wo sie entstanden war, ja die Hämmer und Zangen wußte man, die sie geschmiedet?

Auch gefiel der eigenthümliche ritterliche Sinn des Königs sich in einer Art ehrerbietiger Unterordnung — nicht unter Oesterreich selbst, aber unter die großen Erinnerungen, die diesen alten Träger der deutschen Kaiserwürde umgaben.

Und endlich, behauptete man, gestatte ihm auch seine Gewissenhaftigkeit nicht, eine Gewalt anzunehmen, durch welche die Rechte so vieler Anderen, wirkliche und vermeintliche, verletzt und in Frage gestellt wurden.

Aber bekanntlich, was man wünscht, das hofft man auch: und um Gründe für seine Hoffnungen war noch Niemand in Verlegenheit. — Auch hier noch rechnete man auf die leicht bewegliche, leicht entzündliche Phantasie des Königs, welche von dem Außerordentlichen des Moments schwerlich ungerührt bleiben konnte; man rechnete auf jene blitzartigen Erleuchtungen, welche ihn zuweilen überkamen, und deren eine ihm auch jenes gewichtige Wort vom Aufgehen Preußens in Deutschland, dieses Wort, das jetzt oder nie zur Wahrheit werden mußte, in den Mund gelegt hatte.

Denn dies stand fest: dieser Moment einmal vorbeigelassen, kehrte niemals für Preußen wieder. Zum

dritten Male, sagte man sich, reiche die Sibylle der Zukunft ihre Bücher an Preußen — war es denkbar, daß ein König, der solch lebhaftes Gefühl hatte für die Würde seines Berufs und ein so starkes Bewußtsein von dem Ruhme, den seine Vorfahren auf ihn vererbt, diesen einzigen, nie wiederkehrenden Moment verpassen würde, aus doktrinärer Abneigung oder kleinbürgerlicher Bedenklichkeit?

Ja und wozu noch Bedenklichkeit?! da, wie man hörte, bereits acht und zwanzig deutsche Regierungen ihre Genehmigung eingesendet hatten, derjenige Punkt also, der ohne Frage der respektabelste von allen war und den auch Graf Brandenburg noch am Morgen des zweiten April wieder in der zweiten Kammer hervorgehoben hatte, die Gewissenhaftigkeit des Königs, nicht anzunehmem, wozu er nicht die freiwillige Zustimmung der übrigen Regierungen hatte, damit zum größeren Theil erledigt war.

Und endlich und am Allermeisten, wenn alle sonstigen Gründe nicht mehr Stich halten wollten, getröstete man sich der Vorsehung: — der Vorsehung, die, nach einem Sprichwort, dessen Glaubhaftigkeit allerdings etwas zweifelhaft erschien, ja noch keinen Deutschen verlassen hatte und die gewiß auch in diesem Falle, wenn nicht anders, so doch mit einem Wunder retten würde!

Denn das Wunder ist nicht bloß des Glaubens, sondern auch der Ohnmacht liebstes Kind; wer mit seiner eignen Vernunft zu Rande ist, kriegt in der Regel gewaltigen Respekt vor dem, was er dann auf einmal die Vernunft der Geschichte nennt.

Am Abend des zweiten April langte die Deputation endlich in Berlin an. Die gewisse Hoffnung des Publikums sah sich noch einmal getäuscht: der Belagerungszustand war nicht aufgehoben worden. Keine dreifarbigen, schwarz-roth-goldenen Fahnen durften aufgesteckt werden: die Farben des erstehenden deutschen Reichs, dieselben, unter welche das erschütterte preußische Königthum sich im März gerettet und die dann den ganzen Sommer acht und vierzig über so lustig vom königlichen Schloß geflattert hatten, waren geächtet und verboten in eben der Stadt, in der das deutsche Reich seinen Kaiser suchte. — Ein Ständchen, welches man dem alten Arndt zugedacht hatte, mußte auf dem Hofe seiner Wohnung abgehalten werden; die Polizei litt es nicht anders. Brauchen wir erst zu sagen, daß der Einzug in Berlin unter diesen Umständen matt, flau, verdrießlich war, fast wie die Abreise von Frankfurt?

Der König selbst war nicht in Berlin. Er war den Tag zuvor nach Freiewalde gereist: wie die offi-

ziellen Zeitungen sagten, zum Besuch einer jungen Anverwandten.

Aber das Publikum glaubte an diesen Besuch nicht, es trug sich mit ganz anderen Erklärungen. Dieselben waren abgeschmackt und abenteuerlich: aber so charakteristisch sind sie bei alledem, daß wir nicht umhin können, sie auch hier aufzunehmen. Das Publikum erzählte sich nämlich, der König habe in Freiewalde eine geheime Zusammenkunft mit einem österreichischen Abgesandten, ja Einige wollten wissen, der Kaiser von Rußland in Person sei in Freiewalde.....

Kann etwas für die wahre Lage Preußens bezeichnender sein? konnte das Bewußtsein über die wirkliche Stellung seiner Politik, sich durch alle Nebel der Illusion gründlicher hindurcharbeiten, als es in diesem Volksgeschwätze geschah? Aus dem Munde der Unmündigen hast Du Dir Dein Lob bereitet — auch dem Kaiser von Rußland ist selten eine größere Anerkennung wiederfahren, als von diesen Berliner Pflastertretern, die ihn zur Egeria von Freiewalde machten! —

Am nächsten Mittag fand die Vorstellung beim König statt. — Was in den Morgenstunden dieses Tages vorgefallen, das ist bis jetzt noch das Geheimniß weniger Eingeweihten. Aber wenn das Gerücht nicht gänzlich lügt, so müssen es merkwürdige und widersprechende

Dinge gewesen sein. — Noch den Abend zuvor, am Tage ihrer Ankunft, hatte eine Unterredung der Deputation mit dem Ministerpräsidenten stattgefunden; Graf Brandenburg hatte sie mit der Versicherung entlassen, daß die morgen zu ertheilende Antwort des Königs sie „befriedigen" würde.

Und wirklich soll vom Kabinet eine solche Antwort beschlossen gewesen sein; die, welche der König nachher ertheilt, behauptet das Gerücht, sei die beschlossene nicht gewesen, nicht die Minister, nicht einmal der Prinz von Preußen habe diese gekannt. Es sei zu heftigen Auftritten gekommen, mit den Ministern sowohl wie mit dem Prinzen; die Minister hätten ihre Abdankung eingereicht, der König mit seiner eigenen gedroht. . . .

So verbreitet diese letztern Gerüchte sind, und von so vielen glaubwürdigen Leuten man sie bestätigen hört, so erlauben wir uns dennoch, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Wir zweifeln daran, weil wir nicht glauben an jene plötzlichen Wunder der Geschichte und weil nichts Geringeres als ein Wunder dazu gehört hätte, die Charaktere und Verhältnisse so auf einmal, wenn auch nur auf Minuten, auf Augenblicke, so umzuschmelzen, wie sie es hätten sein müssen, wenn an jenem Gerüchte etwas Wahres sein soll.

Dasselbe erscheint uns vielmehr theils absichtlich

erfunden von den Freunden des Ministeriums, welche dasselbe dadurch beim Publikum im bessern Geruch zu bringen hofften, theils, glauben wir, hat es sich im Publikum selbst mythenartig gebildet, weil dasselbe sich gleichsam vor sich selbst entschuldigen wollte, daß es überhaupt jemals so thöricht gewesen und so sehr sich gegen die Wirklichkeit der Dinge vergangen, etwas Anderes als die Ablehnung der Krone zu erwarten. Damit sind wir keineswegs gemeint, die Widersprüche in dem Benehmen der preußischen Regierung zu leugnen, und die Unsicherheit in Abrede zu stellen, die all ihre Schritte, seit dem Januar neun und vierzig, in der deutschen Angelegenheit begleitet haben. Aber dieser Widerspruch und diese Unsicherheit, behaupten wir, hat immer nur die Mittel betroffen, niemals das Ziel. . . .

Die Botschaft, antwortete der König, als deren Träger die Deputation zu ihm gekommen, habe ihn tief ergriffen; sie habe seinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen, unantastbaren Pflichten, welche ihm, als dem König seines Volkes und als einem der wichtigsten deutschen Fürsten, oblägen. Solch ein Blick mache das Auge klar und das Herz gewiß. — In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen die Deputation ihm überbringe, erkenne der König die Stimme der Vertreter des deutschen

Volkes. Er gäbe ihm ein Anrecht, dessen Werth er zu schätzen wisse; aber er fordere auch, wenn er ihm folge, unermeßliche Opfer von ihm, und lege ihm die schwersten Pflichten auf.

Die deutsche Nationalversammlung, fuhr der König fort, habe auf ihn vor Allen gezählt, wo es gelte Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Er ehre ihr Vertrauen, die Deputation möge der Versammlung seinen Dank dafür aussprechen. Er sei bereit durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt hätten, welche ihre Zuversicht auf seine Hingebung, seine Treue, seine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande gestützt. —

Aber er würde das Vertrauen nicht rechtfertigen, würde dem Sinn des deutschen Volkes nicht entsprechen, Deutschlands Freiheit nicht aufrichten, wollte er, mit Verletzung heiliger Rechte und seiner früheren ausdrücklichen, feierlichen Versicherung entgegen, ohne das freiwillige Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben müßte.

An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten werde es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem

Ganzen fromme und ob die ihm zugedachten Rechte den König in den Stand setzen würden, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es fordere, zu leiten und seine Hoffnungen zu erfüllen.

Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das möge auch die Deputation verkündigen in allen deutschen Gauen, daß, wo Deutschland des preußischen Schildes und Schwertes bedürfe, gegen äußere wie innere Feinde, da werde der König, auch ohne Ruf, nicht fehlen; er werde dann getrost den Weg seines Hauses und seines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue.

Diese Antwort des Königs hat sehr verschiedene und darunter sehr bittere Beurtheilungen erfahren; wir wollen sie hier nicht aufs Neue wiederholen. Nur Eines wollen wir hervorheben, was man bisher fast allgemein übersehen, ja geradezu verkannt hat.

Nämlich die strenge und pünktliche Konsequenz dieser Antwort. Schon in der Note vom 23. Januar, der ersten überhaupt, in welcher Preußen sich ausführlicher über seine Stellung zu Deuschland aussprach, war das Parlament zu Frankfurt nur als ein Nothbehelf, seine Thätigkeit nur als ein Versuch hingestellt worden; war es nicht vollkommen konsequent, daß der „Ruf des Parlaments" hier nur als ein solcher bezeichnet ward, der

wohl allenfalls ein Recht verleihe, aber noch im Mindesten nicht eine Pflicht auferlege? daß die ganze Verfassung, über welche das Parlament sich einbildete endgiltig beschlossen zu haben, hier nur als ein bloßer Entwurf, eine bloße Vorlage behandelt ward, deren Bestätigung nur erst von den Fürsten abhing? — Schon jene Note hatte mit großem Nachdruck auf die „Verständigung“ mit den Fürsten hingewiesen; war es nicht vollkommen konsequent, daß in dieser Antwort des Königs noch ein Schritt weiter gegangen und das alte Princip der „Vereinbarung“, die ja doch der Kern der sogenannten „Verständigung“ war, ganz offen wieder hervorgeholt ward? —

Ein einziger Widerspruch mit der Note vom 23. Januar scheint zu bestehen; darin nämlich, daß in dieser die „greifbare Schwierigkeit der Vereinbarung mit sieben und dreißig verschiedenen und unabhängigen Staaten“ selbst anerkannt war: während doch jetzt die Antwort des Königs genau all diesen sieben und dreißig Staaten, bis hinunter zu namentlichem Einschluß der freien Städte, das Recht der Vereinbarung bewahrte, und also von der Lösung einer greifbaren Schwierigkeit die Lösung der deutschen Frage abhängig machte. Aber sehen wir nur den Buchstaben der Note genauer an, so verliert sich auch dieser Widerspruch: die Schwierig-

keit bestand eben nur für die Nationalversammlung! nur für sie war sie greifbar! die Weisheit der preußischen Regierung wird sie ganz gewiß zu lösen wissen! — Die preußische Bureaukratie versprach Deutschland durch ihre höhere Einsicht die Konfusion zu schlichten, in die es sich gestürzt; das preußische Soldatenthum bot Deutschland nicht bloß seinen Beistand an, wo es denselben begehren würde, sondern es erklärte sich auch zum Voraus bereit, ihm denselben allenfalls auch aufzunöthigen — konnte Deutschland von Preußen mehr verlangen?

Aber so wenig sind die Menschen geneigt, ihren wahren Vortheil einzusehen. Die Antwort des Königs erregte überall, wo sie bekannt ward, Beschämung und Erbitterung. Beschämung, daß man so thöricht gewesen war, sie nicht vorher zu sehen; Erbitterung, daß es nun zu Ende war mit allen Illusionen und Hoffnungen und keinen Ausweg mehr gab, sich vor der Thatsache der deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht zu retten, selbst nicht einmal mehr für die — „Staatsmänner". Nur die beiden äußersten Parteien, Republikaner und Absolutisten, rieben sich behaglich die Hände; sie wußten, was ihnen fromme....

Noch an demselben Tage beantragte Herr von Vincke in der zweiten Kammer eine Adresse an den

König, in welcher die Ablehnung gemißbilligt wurde. — Es war der Nagel zum Sarge der zweiten Kammer. —

Am meisten niedergeschmettert fühlte sich natürlich die Deputation selbst; soviel Mühe, soviel Zurüstung, soviel Hoffnung — und nun dies Resultat!

Ihre Mißstimmung wurde noch erhöht durch das, was sie im Schlosse zu Sanssouci an der königlichen Tafel, zu welcher sie nach der Audienz gezogen ward, vernahm. Der König, wie gleich darauf allgemein und von den Gästen selbst erzählt ward, war bei sehr heiterer Laune; aber die Kundgebung dieser Laune war nicht ganz angenehm für diejenigen, an welche sie gerichtet war ....

Es geschieht häufig, daß man eine Hoffnung als thöricht und unausführbar erkennt: aber so tief sitzt sie im Herzen, daß man dennoch, gegen seine eigene bessere Ueberzeugung, nicht davon lassen kann. — Das kann dem Besten begegnen; Staatsmännern freilich sollte es nicht. — In der ersten Hitze hat die Deputation sofort wieder abreisen und die Nachricht ihres Scheiterns frisch und unverhüllt nach Frankfurt bringen wollen. Nach genauer Ueberlegung indeß kam sie auf ein mehr „staatsmännisches“ Auskunftsmittel: sie stellte sich, als ob sie glaube, vom König mißverstanden zu sein, und gab unter dieser Voraussetzung eine Erklärung an das preu=

ßische Ministerium ab, deren Inhalt an sich unerheblich war, aber noch die Möglichkeit offen erhielt zu einer zweiten, anders lautenden Antwort. Die guten Leute stellten sich die preußische Regierung ungefähr ebenso vor, wie sie selber waren, ebenso gutmüthig, ebenso nachgiebig, von ebenso excessivem Billigkeitsgefühl —: ich habe das zwar gesagt, aber da ich nun höre, daß es Dir nicht lieb ist, so habe ich es nicht gesagt. Oder auch: ich will das zwar eigentlich niemals thun, aber da Du es so sehr wünschest, so will ich es doch thun.

Die Deputation erklärte, „daß es zwar nicht ihre Aufgabe sei", die Souveränetät der Frankfurter Versammlung und die endgiltige Verbindlichkeit ihrer Beschlüsse zu vertreten. Aber „dem Mißverständniß, welches ihr in Betracht der königlichen Erklärung in überraschender Weise mehrfach entgegengetreten, nämlich als ob mit der in derselben enthaltenen Anschauung des in Frankfurt beschlossenen Verfassungswerkes eine Annahme, oder auch nur eine Nichtablehnung, der, seitens der Reichsversammlung an seine Majestät gerichteten Einladung irgendwie zu vereinigen wäre — diesem Mißverständniß habe sie sich doch zur Vermeidung fernerer Irrungen, ohne Aufschub und vor ihrer Rückkehr nach Frankfurt, entgegenzutreten für verpflichtet gehalten".

Nämlich dies war der Plan: die Deputation that, als hätte die Regierung sie mißverstanden — und nun sollte wieder die Regierung ebenfalls thun, als hätte die Deputation sie mißverstanden und sollte sagen: ach nein, so habe ich es nicht gemeint, ich lehne ja gar nicht ab, ich nehme ja an ....

Die Deputation, indem sie am Vierten ihre Rückreise nach Frankfurt antrat, gab sich alle mögliche Mühe, dem Publikum, welches zu ihrer Begrüßung oder vielmehr Bemitleidung herbeieilte, ein gefaßtes Angesicht zu zeigen; genau mit demselben Anstand, wie Einer, dem vor Angst die Zähne im Munde klappern, versichert, er fürchte sich auch im Mindesten nicht und es habe nicht die allermindeste Gefahr mit ihm, versicherte auch sie Jedem, der sie hören mochte, die Sache habe gar nichts zu bedeuten, der König stelle sich nur so, als ob er nicht annehmen wolle. Das Parlament (wörtlich: wir selbst sind Ohrenzeugen gewesen) habe sich schon über ganz andere Berge hinweggeholfen; in vierzehn Tagen höchstens werde Alles in Ordnung sein und der König von Preußen Kaiser von Deutschland.

Aber Einer, der im Sterben liegt, hat gut versichern, er befinde sich vollkommen wohl und nächsten Sonntag werde er wieder zu Biere gehen: wir

sehen doch, der arme Teufel stirbt. Auch die Deputation mochte sich stellen, resignirt, tapfer, hoffnungsreich, wie sie wollte: das Volk merkte doch, wie es stand, und sah in der Rückkehr der Deputation dennoch und mit Recht nur einen Leichenzug . . . .

Der Schleswig-Holsteinische Krieg.

Es waren trübe, unendlich trübe Tage, welche damals über Deutschland lasteten, diese ersten Tage des April. Das Gefühl, nun endlich scheiden zu müssen von allen den Illusionen, mit denen man sich bisher so gern geschmeichelt, das Bewußtsein, daß die Revolution vergeblich gewesen und der Sieg der Kontrerevolution schon nicht mehr aufzuhalten, die Sorge endlich um die nächste Zukunft und um die unvermeidliche Spaltung und Zerrüttung, welche Deutschland jetzt bevorstand, durchfröstelte die Nation mit wahrem Novemberhauch und drückte auch den letzten Rest von Muth und Hoffnung nieder.

Aber gerade in diesen allertrübsten Tagen sandte das Mitleid der Götter — oder war es vielleicht auch nur ihr Hohn?! — ein Ereigniß, an welchem, auf Augenblicke wenigstens, der gebrochene Muth des Volkes sich

aufrichtete. Es war freilich nur eine Episode, und der Strom unsrer Geschichte lenkte sofort wieder und nur um so tiefer in das Bett der alten Schande; — so mag sie auch hier nur als eine Episode behandelt werden.

Bereits bei Erzählung der preußischen Kammerverhandlungen, ist erwähnt worden, daß die dänische Regierung, nach langen, aber dänischer Seits gewiß nicht ehrlich gemeinten Verhandlungen, den Waffenstillstand von Malmöe gekündigt hatte. Auch jetzt noch vergingen einige Wochen, in einem Zwischenzustande, von dem man nicht recht wußte, ob er Krieg war oder Friede und der der elendigen Halbheit, mit welcher diese ganze Angelegenheit von Seiten Deutschlands betrieben ward, vollkommen angemessen war. Preußen, das sich so oft als das Schwert Deutschlands verkündigt hatte, nahm diesmal keinen unmittelbaren Antheil am Kriege. Die Freunde des Ministeriums sagten, es geschehe das hauptsächlich mit Rücksicht auf die Klagen, welche der Handelsstand der preußischen Ostseeländer gegen den Krieg erhoben, und um Dänemark wenigstens von direkten Feindseligkeiten gegen den preußischen Handel abzuhalten. — War dies wirklich die Berechnung des preußischen Ministeriums gewesen, so hatte es sich sehr verrechnet und seinen Gegner sehr wenig gekannt. Das dänische Kabinet wußte besser, was Krieg

war und was Friede; schon am dritten April wurde die Blokade sämmtlicher norddeutscher Häfen, mit Einschluß der preußischen, ausgesprochen.

Und da bekanntlich die deutsche Marine nur noch immer bloß auf dem Papiere stand und also ein einziges dänisches Schiff vollkommen ausreichend war, einen preußischen Hafen zu blokiren und dadurch den Lebensnerv ganzer Städte, ganzer Landschaften zu unterwinden, so befand sich der Handel der Ostseeprovinzen genau in derselben übeln Lage wie im Jahre zuvor.

Mittlerweile war Schleswig von Reichstruppen, Sachsen, Baiern, Hannoveranern, Nassauern 2c. besetzt worden. In den ersten Tagen des April wurden die Feindseligkeiten eröffnet, gleichzeitig zur See, wo in der Gegend von Helgoland eine dänische Fregatte durch deutsche Kanonenboote zum Rückzug genöthigt ward, und zu Lande, wo umgekehrt die Dänen im Gefecht bei Atzbül die schleswig-holsteinische Vorhut zurückdrängten.

Am fünften entspann sich ein Gefecht im Eckernförder Hafen zwischen einer dänischen Flotille und den Batterien, welche zur Deckung dieses Hafens errichtet waren. Der Uebermuth der Dänen, verbunden mit der glorreichen Tapferkeit und Ausdauer der holsteinischen und nassauischen Batterien, führte zu einem Resultat, welches allerdings einzig dastand in den Annalen der

Kriegsgeschichte: das Kriegsschiff Christian der Achte, der Stolz der dänischen Flotte, flog in die Luft, die Fregatte Gefion wurde genommen, einige hundert Dänen getödtet, fast tausend Gefangene gemacht.

Die Nachricht dieses Sieges war es, was gleichzeitig mit der Kunde von den Berliner Vorgängen Deutschland durcheilte. An vielen Orten erfuhr man an demselben Tage und in derselben Stunde, daß Preußen die deutsche Krone abgelehnt — und daß deutsche Truppen, diesmal ohne Preußen, einen der wundersamsten und glänzendsten Siege davongetragen.

Der Eindruck war ungeheuer: um so ungeheurer, je mehr man bereits verlernt hatte, auf irgend etwas Glückliches und Ehrenvolles für Deutschland zu hoffen.

Aber für Preußen war er kein günstiger. Alte Beschuldigungen, die man schon im vorigen Jahre gegen die preußische Kriegsführung ausgesprochen und die durch den Malmöer Waffenstillstand einen so traurigen Schein der Wahrheit erlangt hatten, wurden wieder aufgefrischt. Man verglich den schleppenden, erfolglosen Fortgang des vorjährigen Feldzugs mit der raschen und ruhmreichen Eröffnung des gegenwärtigen; man stellte die Halbheit, welche im vorigen Jahr das Vordringen der preußischen Truppen gehemmt hatte, zusammen mit der Energie, der Festigkeit und Kühnheit, welche diesmal

bewiesen ward, diesmal, wo Preußen nicht dabei war! Noch kurz zuvor, als die Kaiserwahl nur erst erwartet ward und als aus allen Gegenden Deutschlands, mit alleiniger Ausnahme Preußens, sich zahlreiche Truppenzüge nach Schleswig bewegten, hatte der Argwohn des Volks Preußen verdächtigt, als sei es seine Absicht, die kleineren Staaten Deutschlands geflissentlich von Truppen zu entblößen, um sich, nach erlangter Kaiserkrone, derselben desto gewisser bemächtigen zu können. Jetzt, nachdem Preußen abgelehnt hatte, und nachdem deutsche Tapferkeit auch ohne preußischen Beistand solchen glänzenden Sieg erfochten, erklärte man, Preußen überhaupt nicht zu bedürfen; die Siegesbotschaft von Eckernförde ließ die Uebereile, mit welcher die preußische Regierung, in der Rede des Königs an die Frankfurter Deputation, den Schutz der preußischen Waffen nicht bloß angeboten, sondern fast schon angedroht hatte, doppelt unangenehm empfinden.

Wir wollen, um diesen Gegenstand im Zusammenhange zu erledigen, hier sogleich die übrige Geschichte dieses Krieges anschließen. Sie ist traurig und schmachvoll genug: trotz der Tapferkeit, welche die deutschen Waffen wetteifernd gezeigt und trotz der Lorbeeren, mit welchen namentlich die junge schleswig-holsteinische Armee sich bedeckt. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen,

Alsen gegenüber, erstürmt, wobei namentlich die sächsischen Truppen sich auszeichneten. Am 20. überschritt die Armee die jütländische Grenze, dieselbe, welche General Wrangel im vorigen Jahr schon einmal mit so kecker Drohung überschritten und die er dann so ruhmlos wieder hatte meiden müssen. Am 21. wurde Kolding erstürmt und in einem blutigen Gefecht am 28. behauptet.

Allein, bis zu diesem Punkte gelangt, wurden wiederum, nach dem alten Blücher'schen Spruch, die Vortheile, welche das Schwert errungen, durch die Federn der Diplomaten vernichtet. Neue Unterhandlungen, von Preußen im Namen Deutschlands geführt, wurden angeknüpft, welche nicht nur den Fortschritt der Truppen hemmten, sondern auch den Dänen Zeit ließen, sich mit neuen Mannschaften zu verstärken. Die schleswig-holsteinische Armee belagerte unterdeß Friedericia. Schon waren, dem allgemeinen Gerücht zufolge, die Unterhandlungen zwischen Dänemark und Preußen zum Abschluß gediehen, und schon sah man, mit knirschendem, aber ohnmächtigen Zorn, einem neuen Waffenstillstand von Malmöe entgegen, als in der Nacht des 6. Juni die Dänen plötzlich aus der umschlossenen Festung hervorbrachen und, bei der außerordentlichen Ueberlegenheit ihrer Streitkräfte, der schleswig-holsteinischen Armee eine höchst empfindliche Niederlage bei-

brachten. — Es war gewiß ein höchst bejammernswerthes Zeichen der Zeit, daß die öffentliche Meinung nicht nur das preußische Kabinet, sondern selbst den hochverdienten preußischen General, der den Oberbefehl über die Reichstruppen führte, des geheimen Einverständnisses mit den Dänen beschuldigen konnte; die Dänen, behauptete man, wären von dem dicht bevorstehenden Abschluß des Waffenstillstandes bereits in Kenntniß gesetzt gewesen, und das Gefecht von Friedericia sei nur ein Zugeständniß, welches die preußische Politik der dänischen Rachgier gemacht habe....

In der That wurde der Waffenstillstand bereits vier Tage später, am 10. Juli, zwischen Dänemark und Preußen, als dem Bevollmächtigten der deutschen Centralgewalt, abgeschlossen. Derselbe sollte zunächst bis zu Ende des Jahres in Kraft bleiben. Zu seinen hauptsächlichsten Bedingungen gehörte der Rückzug der deutschen Heere hinter Flensburg und Tondern, die Besetzung des nördlichen Schleswig durch Schweden, des südlichen durch Preußen, während die schleswig-holsteinische Armee selbst sich nach Holstein zurückziehen sollte; ferner die Beschränkung der bisherigen Statthalterschaft auf Holstein allein und die Einsetzung einer neuen „Landesverwaltung" für Schleswig, zu welcher Dänemark, England, Preußen, je ein Mitglied ernannten. In dem

Frieden, an dessen Herstellung man inzwischen eifrigst arbeiten wollte, sollte die Verbindung Schleswigs mit Dänemark zwar erhalten, also eintretenden Falls seine Trennung von Holstein ausgesprochen, ihm jedoch die Selbständigkeit seiner Verfassung und Verwaltung verbürgt werden. Ueber das künftige Erbrecht hatte man nichts weiter zu sagen gewußt, als daß dasselbe „noch vor Abschluß des Friedens definitiv geordnet werden solle."

So waren denn also wieder Ströme Bluts vergeblich vergossen, die edelsten Kräfte Deutschlands nochmals vergeudet, seine Ehre nochmals fremder Einmischung verkauft worden. Vergebens war der Einspruch, welchen die Herzogthümer erhoben; vergebens mit lautem Protest, wandten sie sich an die Centralgewalt, sowie an die einzelnen deutschen Regierungen; vergebens erklärten die Kammern von Würtemberg, Braunschweig, Nassau die Rechte der Herzogthümer als unter den Schutz der deutschen Ehre gestellt — wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren: die Kontrerevolution, unter deren Zwecken die Unterdrückung der Herzogthümer in erster Reihe stand und, schon des Princips halber, in erster Reihe stehen mußte, kehrte sich weder an Bitten noch Proteste noch Beschlüsse.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes wurden also ausgeführt, oder eigentlich sie wurden nicht ausge-

führt, indem es Dänemark völlig überlassen blieb, von seinen Verpflichtungen zu halten und nicht zu halten, was ihm beliebte. Weder das englische Kabinet, dessen egoistische Politik Deutschland den Besitz der Herzogthümer nicht gönnte, noch das preußische, das ja vor Allem die Freundschaft mit Rußland erhalten mußte, hatten Augen für die fortgesetzten Gewaltthätigkeiten, die Uebertretungen und Rechtsverletzungen, welche Dänemark in den Herzogthümern sich zu Schulden kommen ließ. Sowohl das englische als das preußische Mitglied der Landesverwaltung waren überall nur die gehorsamen Werkzeuge des Herrn von Tillisch, der Schleswig mit allem Uebermuth und aller Rachgier eines dänischen Satrapen mißhandelte; sie sahen ruhig zu, wie die mit so kostbarem Blut erstrittenen Düppeler Schanzen zerstört, deutsche Beamte durch dänische verdrängt, die abscheulichsten Erpressungen verübt, kurzum, alle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft erschüttert, alle Gesetze des Rechts, der Ordnung, der Sitte von Dänemark mit Füßen getreten wurden. Die felsenfeste Männlichkeit der Schleswig-Holsteiner ließ sich durch dies Alles weder beugen noch zu Ausschweifungen hinreißen, welche der Kontrerevolution am Allerwillkommensten gewesen wären, weil sie ihr die Gelegenheit geboten hätten, auf einmal reinen Tisch zu machen; sie hielten fest an dem Bewußtsein

ihres Rechts, an dem Glauben an eine gerechte Weltordnung, welche der Gewalt und Hinterlist unmöglich den letzten Sieg überlassen kann, und entnahmen aus diesem Bewußtsein und diesem Glauben jene Kraft des Muthes, durch welche sie bis zu dieser Stunde, in jammervollsten Zeiten, wenigstens noch einen Fleck Erde retten, auf den ein Deutscher hinsehen kann, ohne vor Scham und Ekel sich selbst anzuspeien.

Aber alle diese Mißhandlungen, welche Schleswig-Holstein und damit das Recht und die Ehre Deutschlands in der letzten Hälfte des Jahres neun und vierzig erdulden mußten — wie ungeheuer, wie unerträglich an sich, waren sie ja doch nur die Einleitung zu der noch viel größeren, der unaussprechbaren Schande, die wir im folgenden, im Jahre funfzig erleben sollten. Auf die Geschichte dieses Jahres daher versparen wir uns die nähere Schilderung derjenigen Ereignisse, welche mit Einsetzung der Landesverwaltung für Schleswig-Holstein eintraten und wenden uns hier zu derjenigen Krisis zurück, in welcher wir die deutschen Angelegenheiten in Berlin und Frankfurt verließen.

Auflösung der preußischen zweiten Kammer; Ablehnung der Kaiserkrone; Untergang der deutschen Nationalversammlung; Ausbruch des Bürgerkriegs in Deutschland.

Unsere Leser entsinnen sich des Antrags, welcher an demselben Tage, da der König die Frankfurter Deputation abgewiesen hatte, von Herrn von Vincke in der preußischen zweiten Kammer gestellt worden war und der darauf hinzielte, die Mißbilligung der Kammer über die vom Ministerium befolgte deutsche Politik auszusprechen. Bereits am nächsten Tage machte das Ministerium der Kammer Mittheilung von einer Note, welche die königliche Regierung unter dem Datum des dritten an die bei den deutschen Höfen akkreditirten Gesandten erlassen hatte. In derselben wurde erklärt, daß Preußen von jeher fest daran gehalten habe, daß die Verfassung Deutschlands nur im Wege der Vereinbarung

festgestellt werde, und die vom Parlament getroffene Wahl nur durch das freie Einverständniß sämmtlicher deutscher Regierungen zu voller Rechtsgiltigkeit gelangen könne. Diesem Einverständniß nicht vorzugreifen und selbst den Schein zu vermeiden, als ob wenigstens mittelbar ein Zwang geübt werden solle, sei auch nicht einmal eine bedingte, nicht einmal eine Annahme der Wahl unter Voraussetzung des nachfolgenden Einverständnisses der Einzelstaaten ausgesprochen worden. Gleichwohl sei der König bereit, eine provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen, vorausgesetzt, daß die deutschen Regierungen den Antrag dazu stellen und die deutsche Nationalversammlung ihre Zustimmung ertheilen würde. — Die deutschen Regierungen wurden daher aufgefordert, sofort Bevollmächtigte in Frankfurt zu bestellen, welche im Stande wären, bindende Erklärungen abzugeben, erstlich über den Beitritt zum Bundesstaat und die Bedingungen, unter welchen derselbe von jeder einzelnen Regierung erfolgen solle; zweitens über die Stellung, welche die solchergestalt zu einem Bundesstaat zu vereinigenden Regierungen demnächst zur deutschen Nationalversammlung und den von ihr bereits gefaßten Beschlüssen anzunehmen haben würden, mit der Maßgabe, daß das Werk der Vereinbarung über die Verfassung unverzüglich in Angriff genommen

würde; drittens endlich über das Verhältniß zu denjenigen deutschen Staaten, welche diesem Bundesstaat beizutreten Anstand nehmen möchten, wobei es wünschenswerth und anzustreben sei, die noch bestehenden Bundesverhältnisse der neuen Staatsform anzupassen. — Zum Schluß sprach die königliche Regierung die Ueberzeugung aus, daß zum höchsten vierzehn Tage genügen würden, die erwarteten bindenden und endgiltigen Erklärungen abzugeben.

Mit anderen Worten also: das deutsche Parlament hatte nicht existirt, die Verhandlungen und Beschlüsse, welche seit fast Jahresfrist in Frankfurt stattgefunden, waren ein Traum gewesen, erst jetzt, da die Regierungen die Sache in die Hand nahmen, wurde sie überhaupt nur möglich. . . .

Nichtsdestoweniger war doch die angenehme Aussicht, welche diese Note eröffnete, wenigstens noch vierzehn Tage sich in der alten Selbsttäuschung hinwiegen zu können, genügend, den angedrohten Widerstand der Kammern zu brechen. Als die zweite Kammer am fünften die Debatte des Vincke'schen Antrags begann, war das Schicksal desselben, genau genommen, schon entschieden. Herr von Vincke selbst stimmte schon nicht mehr für seinen ursprünglichen Antrag, sondern war selbst dafür, denselben durch eine Tagesordnung zu beseitigen, in wel-

cher die Kammer nur im Allgemeinen sich damit einverstanden erkläre, zunächst die bewußten vierzehn Tage abzuwarten.

Es lagen zwei Adreßentwürfe vor: der eine von Herrn von Vincke, in welcher der König zwar aufgefordert ward „die Würde eines Oberhauptes des deutschen Bundesstaates ohne Zögerung zu übernehmen", zugleich aber, der Stellung gemäß, welche der Verfasser des Entwurfs in der Frankfurter Versammlung eingenommen und fortdauernd behauptet hatte, die Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen ausdrücklich hervorgehoben und vorausgesetzt ward; der andere von Herrn von Kirchmann. Dieser letztere forderte den König schlechthin auf, die Wahl jetzt „ohne Zögern" anzunehmen und den Kaiserthron Deutschlands „auf Grund der beschlossenen Verfassung zu besteigen"; er forderte ihn auf zu einem „kühnen und entschlossenen Ja", zu einer „großen Antwort" auf die „große Frage". —

Bei der Stimmung, welche in der Kammer bereits vorwaltete und zu welcher Herr von Vincke selbst das Signal gegeben hatte, war die Debatte natürlich ganz müßig und diente nur wiederum dazu, den alten Haß der Parteien gegen einander anzufachen. Die äußerste Linke, welche ebenfalls von keiner Adresse wissen wollte, nämlich weil die Einheit Deutschlands für sie nur dann

einen Werth habe, wenn gleichzeitig mit der Einheit die durch die Revolution erkämpfte Freiheit zu voller Geltung gelange, eine derartige Einheit aber bei der freiheitsfeindlichen Politik des gegenwärtigen preußischen Ministeriums nicht zu erwarten stehe, und also unter diesen Umständen eine neue Adresse an die Krone keinen günstigeren Erfolg verspreche, als die früher beschlossenen —, drohte offen und unverhüllt mit der zweiten Revolution, bei welcher „die Partei alsdann zeigen würde, daß sie das sei, wofür sie sich ausgäbe."

Die Rechte dahingegen benutzte diese Gelegenheit, zu leugnen, daß es überhaupt eine Revolution gegeben die sogenannte Berliner Revolution; sei nur ein Straßenskandal gewesen: eine Aeußerung, durch welche der Urheber derselben, Herr von Bodelschwingh, aus dessen Munde sie allerdings am Empfindlichsten treffen mußte, wenigstens so viel erreichte, daß darüber der schönste Kammerskandal zu Stande kam, den es nur je im Parlament zu Frankfurt oder in der Berliner Nationalversammlung gegeben.

Das Ministerium endlich wiederholte zum Ueberdruß, daß die von den Frankfurtern beanspruchte Souveränetät, gleichviel, ob falsch oder richtig, von der preußischen Regierung wenigstens niemals anerkannt worden sei: weshalb das Ministerium auch zu „keinem bestimmten,

aufrichtigen, einfachen Ja" habe rathen können, sondern nur so weit habe man „acceptiren können, als man die Frankfurter Nationalversammlung für berechtigt gehalten." —

Sehr richtig: und da man die Frankfurter Nationalversammlung zu gar nichts berechtigt hielt, da man in ihrer Existenz nur ein pis aller der Umstände, in der von ihr beschlossenen Verfassung nur einen Entwurf erblickte, so hatte man denn auch gar nichts acceptirt; das war alles so richtig und stimmte so genau, daß Adam Riese selbst es nicht hätte richtiger herausbringen können.

Dennoch gab das Ministerium der Schwäche der Versammlung nach. Statt auf der Richtigkeit jenes Exempels zu fußen, schlug es einen Theatermantel von Großmuth und deutschthümlicher Gesinnung um sich, der freilich gerade ihm etwas wunderlich zu Gesichte stand. Man habe, sagte Herr von Manteuffel, dem König ein deutsches Ministerium gewünscht. Er wünsche Sr. Majestät das allerdeutscheste, das man nur finden könne. Aber die Ansichten darüber, was man unter deutsch verstehe, seien zuweilen getheilt. Die Minister hätten geglaubt, daß es deutsch sei, der Ueberzeugung zu folgen, auch wenn ein glänzender Lohn dargeboten werde, um eine Abweichung von dieser Ueberzeugung zu begründen. Die Minister hätten geglaubt, was man ein=

mal für Recht erkannt habe, daran, unter allen Umständen, müsse man auch festhalten; sie hätten geglaubt, das Recht der freien Fürsten durch eine übereilte Annahme nicht beugen zu dürfen. Vielleicht hätten sie geirrt; hoffentlich würden Andere künftig richtiger urtheilen. Allein sie hätten geglaubt, Sr. Majestät einen deutschen Rath zu geben, als sie ihm riethen, dem Rechte und der Ehre zu folgen...

Wie prächtig sich das aus diesem Munde nahm! wie schön diese Berufung auf das Recht der Ueberzeugung Männern stand, die so wenig Ehrfurcht gezeigt hatten vor der Ueberzeugung Anderer! die um derselben Ueberzeugungstreue willen, deren sie sich jetzt rühmten, die Opposition der aufgelösten Nationalversammlung als Rebellen verfolgten! ja die ihr eigenes Ministerium ergänzt hatten durch Männer, welche zu Renegaten geworden waren an ihrer eigenen Ueberzeugung!

Als es endlich nach siebenstündiger Debatte zur Abstimmung kam, wurden nicht nur die verschiedenen Vorschläge zur motivirten Tagesordnung der Reihe nach verworfen, sondern auch die Frage, ob die Versammlung überhaupt eine Adresse an den König erlassen wolle, wurde schließlich verneint: so daß also überhaupt gar kein Beschluß gefaßt ward. — Aehnlich ging es wenige Tage später in der ersten Kammer, wo gleich-

falls der dringliche Antrag auf eine Adresse an den König gestellt war, die Dringlichkeit jedoch mit großer Majorität verworfen und dadurch die ganze Angelegenheit einstweilen beseitigt wurde.

Die preußischen Kammern also, trotz des gewaltigen Anlaufs, den sie genommen, befanden sich schließlich wieder auf demselben Fleck, und hatten nur ihre Ohnmacht, die bureaukratische Willkür des Ministeriums zu brechen, aufs Neue an den Tag gelegt. — Wie unterdessen stand es außerhalb Berlin? wie im Parlament zu Frankfurt? wie mit den Regierungen? wie im Volk?

Gleich an demselben Abend, wo die Kaiserwahl vor sich gegangen, hatte der Reichsverweser das Ministerium und den Vorstand der Nationalversammlung zu sich beschieden und ihnen seine Absicht, von seiner Würde zurückzutreten, zu erkennen gegeben. Nur den dringenden Vorstellungen des Präsidenten Simson war es gelungen, den Prinzen zum Zugeständniß einer nochmaligen einstündigen Bedenkzeit zu bewegen. Auch über diesen Vorgang fehlt nach den bisherigen Berichten noch das rechte Licht. Denn andere und, wie es scheint, durchaus zuverlässige Anzeichen, sprechen dafür, daß dem Prinzen die in Berlin bevorstehende Ablehnung der Krone zum Mindesten nicht ganz unbekannt gewesen ist;

ja er soll das preußische Kabinet selbst darin bestärkt haben. Vermuthlich also war das auch nur eine jener Komödienscenen, deren wir im Leben dieses Prinzen so viele finden und zu denen die Söhne Leopold's des Zweiten solch ein angeborenes Talent gehabt zu haben scheinen. Durch den sehr wohlgemeinten, aber auch sehr unüberlegten, sentimentalen Eifer des Herrn Simson war dieselbe so geschickt eingeleitet worden, daß der Prinz es sich nicht besser wünschen konnte; man spielte ihm recht eigentlich in die Karte ....

Nur mit dieser Annahme ist es möglich, das Resultat zu vereinigen, welches nach Ablauf jener Stunde dem Reichsministerium aus dem Kabinet des Reichsverwesers mitgetheilt ward. Nämlich, daß er zwar keine Veranlassung finde, von seinem, auf reife Ueberlegung gegründeten Entschlusse abzugehen, gleichwohl aber den Pflichten seines Amtes sich dann erst würde enthoben betrachten, wenn dies „ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands irgend geschehen könne". Eine überraschende Probe, nicht wahr? von jener Tyroler Einfalt und Treuherzigkeit, jenem ehrlich kindlichen Sinne, welchen man diesem Prinzen nachzurühmen pflegte? eine vortreffliche Art, seinen Rücktritt zu bestätigen, indem man erklärt, man würde bleiben?!

Einige Tage später ging eine österreichische Note ein, durch welche Oesterreich sich von der Frankfurter Versammlung feierlich lossagte. Seine Abgeordneten wurden zurückgerufen, sie sollten „durchaus" keinen Theil mehr nehmen an einer Versammlung, welche „durch den am acht und zwanzigsten vorigen Monats von ihr gefaßten Beschluß den Boden des Rechtes und des Gesetzes verlassen habe." — Zugleich wurde der Reichsverweser wegen der Entschlossenheit und des Erfolges, mit welchem er der täglich mehr um sich greifenden Anarchie entgegengetreten, öffentlich belobt und angewiesen und verpflichtet, sein Amt nicht niederzulegen, sondern dasselbe so lange fortzuführen, bis für eine neue Leitung der Centralgewalt „in entsprechender Weise Vorsorge getragen" sein würde. Es wurde dabei ausdrücklich erklärt, daß der auf Traktaten beruhende, durch die europäischen Großmächte verbürgte deutsche Bund niemals aufgelöst sei, und daß also Rechte und Verpflichtungen seiner Mitglieder in unveränderter Weise noch fortbeständen.

Eine andere Note ging von Ollmütz nach Berlin. Dieselbe sprach, in heftigen, ja beleidigenden Ausdrücken, die entschiedene Weigerung des Kaisers aus, sich und seine Staaten jemals einer Centralgewalt zu unterwerfen, welche von einem andern deutschen Fürsten gehand-

habt wurde. Auch auf der von Preußen aufgestellten Grundlage zu unterhandeln, verweigerte das österreichische Kabinet, vielmehr sei der Kaiser „gemüßigt" noch die Erklärung hinzuzufügen, daß Allerhöchstdieselben „gegen alle und jede aus solchen Verhandlungen etwa hervorgehenden Beschlüsse wie gegen deren Folgen, unter Vorbehalt der, Seiner Majestät dem Kaiser, seiner Regierung und seinen deutschen Provinzen, und den noch rechtskräftig bestehenden Verträgen, erwachsenden Ansprüche und Rechte, feierliche Verwahrung einzulegen."

Aehnliches vernahm man aus den Königreichen. Vom König Max von Baiern lief das Witzwort um, das er öffentlich bei einem Hoffest ausgesprochen: er wolle kein preußischer Präfekt werden. König Wilhelm von Würtemberg, ehemals seiner deutschen Gesinnung wegen gepriesen und vor Kurzem noch der Erste, welcher die Einführung der Grundrechte gestattet, legte vor der Deputation der Kammern das Geständniß ab, daß er zwar die deutsche Verfassung in seinem Lande durchführen werde: aber dem Hause Hohenzollern unterwerfe er sich nicht, sein Gewissen und seine Ueberzeugung ließen es nicht zu. Dem Kaiser von Oesterreich, wäre dieser gewählt worden, würde er sich unterworfen haben, weil er überzeugt sei, daß diese Wahl für Würtemberg

vortheilhaft gewesen wäre: aber dem König von Preußen niemals. —

Was half es dagegen, daß die Regierungen von Baden, beiden Hessen, Oldenburg, Meklenburg, Braunschweig und den meisten übrigen kleinen Staaten, einschließlich der freien Städte, im Ganzen zuletzt neun und zwanzig, in Beantwortung der preußischen Aufforderung vom Dritten, ihr Einverständniß mit der von der Nationalversammlung getroffenen Wahl erklärten, und daß sie bereit seien, die von dieser Versammlung beschlossene Verfassung anzuerkennen? Was half es auch, daß der König von Würtemberg durch die Gefahr eines Aufstandes sogar gezwungen ward, die unbedingte Anerkennung der Verfassung sowohl wie der Kaiserwahl auszusprechen? Preußen hatte die Zustimmung nicht von neun und zwanzig, sondern wirklich aller Regierungen zur Bedingung gestellt; es hatte sie gestellt, weil es zum Voraus wußte, daß dieselbe unmöglich war. Und auch mit Zustimmung der Regierungen, würde Preußen doch niemals die Frankfurter Verfassung anerkannt haben. Dafür brauchen wir, nach allem Vorhergehenden, keinen Beweis mehr beizubringen. Also selbst die Willfährlichkeit „aller" Regierungen angenommen, würden Verfassung und Kaiserthum zuletzt doch noch an — Preußen gescheitert sein.

Und das Frankfurter Parlament inzwischen? — Nach der unnatürlichen und widerstrebenden Weise, in welcher die preußische Kaiserkrone überhaupt zu Stande gekommen war, sowie besonders auch nach den schlechthin bindenden Versicherungen, welche Gagern und seine Freunde in Betreff der unbedingten Aufrechthaltung der Verfassung gegeben, hätte man erwarten sollen, die Antwort, welche die Deputation aus Berlin überbracht, werde das Parlament sofort in hellste Zornesflammen versetzen und die gewaltthätigsten Schritte herbeiführen. Wirklich wurde von der Linken, der mit der Ablehnung der Krone natürlich der äußerste Gefallen geschehen war, auf dergleichen hingearbeitet; sogar man ging mit dem Gedanken um, das Maß des Lächerlichen voll zu machen durch eine neue Wahl....

Den Bemühungen der Gagern'schen Partei jedoch gelang es, diese und ähnliche Pläne zu hintertreiben. Diese Partei hoffte noch immer — sie wußte selbst nicht mehr worauf, aber genug, sie hoffte — und so hielt sie es denn auch jetzt für die größte Probe staatsmännischer Weisheit, das Parlament noch zum Abwarten zu bestimmen und einen Todeskampf zu verlängern, der ohnedies schon seit Monaten dauerte.

Das Parlament begnügte sich daher, nachdem es die Sitzungen bis zum Elften ausgesetzt hatte, nochmals

sein unwandelbares Festhalten an der Verfassung, wie dieselbe nach der zweiten Lesung beschlossen und verkündigt worden, zu erklären und einen Ausschuß von dreißig Mitgliedern zu ernennen, zur Vorbereitung derjenigen Maßregeln, welche zur Durchführung dieser Erklärung nöthig scheinen möchten. Erst am 25. beschloß sie dann noch, daß die Annahme der Kaiserwürde auch die Anerkennung der Verfassung in sich schließe; die einzelnen Regierungen sollten zu dieser Anerkennung ausdrücklich aufgefordert werden.

Das waren Alles noch sehr zahme und sehr mäßige Schritte; anders allmälig gestaltete es sich außerhalb des Parlaments, im Volke selbst. Große Volksversammlungen fanden in der Umgegend von Frankfurt und anderwärts statt; die Linke des Parlaments hielt Privatbesprechungen in Heidelberg; die Kammern in Hannover, München, Dresden drängten; die über ganz Deutschland verbreiteten, besonders im Süden und Westen sehr zahl- und einflußreichen Märzvereine schrieben für die ersten Tage des Mai einen Generalkongreß nach Frankfurt aus. Selbst in Preußen, besonders in Westphalen und Rheinland, sprachen sich bedeutende Gemeinden durch den Mund ihrer Behörden für unverweilte Anerkennung und Durchführung der Verfassung aus; gewaltsame Ausbrüche schienen mit jedem Tage näher zu rücken.

Wir haben oben den Umschwung geschildert, der in den letzten Wochen in der öffentlichen Meinung zu Stande gekommen war, sowie auch die Motive, aus welchen derselbe hervorgegangen; wir haben namentlich auf die Beschämung hingewiesen, mit welcher die Antwort des preußischen Kabinets die Gemüther erfüllt hatte, und auf die Erbitterung, in welcher diese Scham sich Luft zu machen suchte. Rechnen wir dazu nun die ungeheure Masse von Unzufriedenheit und Gährung, welche ohnedies schon überall, wie offenes Pulver, verstreut lag und der jeder Funke willkommen war, gleichviel, wenn er nur zündete, rechnen wir die Verzweiflung, welche sich vieler edlen und großen Herzen bemächtigt hatte, Herzen, welche, da der Untergang Deutschlands doch einmal geschworen schien, zum Wenigsten untergehen wollten in der Wonne des Kampfes, der Wollust der Rache; rechnen wir dazu endlich die Gewissenlosigkeit einzelner Parteiführer, welche sich kein Bedenken daraus machten, mit dem Banner derselben Verfassung und zu Gunsten derselben Krone, die sie bisher als den Gipfel menschlichen Wahnwitzes dargestellt hatten, das Volk zum Bürgerkrieg zu führen: — so werden wir begreifen, wie es geschehen konnte, daß das vor Kurzem noch so gelangweilte, so apathische Deutschland auf einmal in lichten Flammen zu stehen schien,

weit gefährlicher und weit grimmiger noch, als jemals im März, und daß viele sonst nüchterne Köpfe die deutsche Republik niemals näher glaubten, als in dem Augenblicke, da dem König von Preußen die Kaiserkrone aufgezwungen werden sollte. So weit waren wir gekommen, daß selbst die Frankfurter zu Märtyrern geworden waren! so groß war die allgemeine Verwirrung, Lüge und Noth geworden, daß wir im Begriff standen, uns todtschlagen zu lassen für eine Krone, die, hätten wir sie durchgesetzt, wir ebenfalls wieder auf Tod und Leben bekämpft haben würden!

Es begreift sich danach aber auch, wie eine in sich so unklare, so unwahre Bewegung nur zum unglücklichsten Ausgange führen konnte. Auch seine Heiligen muß man sich hübsch auswählen; nicht jedes Ding ist geeignet, dafür zum Märtyrer zu werden.

Preußen, bei diesem Allen, spielte, nur noch in weit vergrößertem Maßstab, dieselbe Rolle, wie zu Anfang des Jahres. Während ganz Deutschland brauste, alle Kabinete in ängstlicher Thätigkeit waren, Millionen Herzen in fiebernder Erwartung an dem Ausspruche Preußens hingen, — ließ das preußische Kabinet, als ob es von diesem Allen gar nicht berührt würde, nicht das Mindeste von sich hören. Die selbstgesetzten vierzehn Tage waren abgelaufen, eine ansehnliche Zahl deutscher

Regierungen hatten ihre Erklärungen abgegeben: Preußen schwieg. — Natürlich: die preußische Bureaukratie mußte ja ihre Ueberlegenheit zeigen, sie mußte ja zeigen, daß all die Verwirrung und all die Qual, in der die besten Herzen Deutschlands dazumal rangen, nicht heranreichten an ihre Weisheit. . . .

Die Kammern konnten die Erhabenheit dieses Standpunktes nicht sogleich begreifen; sie stellten verschiedene Anträge, welche zum Zwecke hatten, die Regierung aus ihrer vermeintlichen Unthätigkeit aufzurütteln. In der ersten Kammer (April 20.) wurde der Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom Grafen Dyhrn interpellirt, ob er gewilligt sei, die Instruktionen, welche der Bevollmächtigte in Frankfurt erhalten, sowie die Antwort, welche das österreichische Ministerium auf die Depesche vom 8. vorigen Monats ertheilt habe, und die betreffenden Papiere auf die Tafel der Kammer niederzulegen. — Der Minister lehnte die Interpellation einfach ab.

Aehnliche Bemühungen in derselben Kammer blieben gleich fruchtlos.

In der zweiten Kammer hatte Herr Rodbertus bereits unterm 13. April den Antrag gestellt, zu erklären, erstlich, daß die Kammer jenen Weg der Vereinbarung, welchen die Regierung mit der Circularnote vom 3. be=

treten habe, als ungeeignet zur baldigen Herstellung eines entsprechenden öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland entschieden mißbillige; daß sie ferner und besonders in der Verwirklichung dessen, was diese Note über die Modalitäten eines weitern und die eventuelle Form eines engern Bundes andeute, eine Täuschung der Erwartungen Deutschlands erblicken würde; drittens, daß sie vielmehr ihrerseits die von der deutschen Nationalversammlung vollendete Verfassung, wie dieselbe nach zweimaliger Lesung beschlossen worden, als rechtsgiltig anerkenne und die Ueberzeugung hege, daß eine Abänderung derselben nur auf dem von der Verfassung selbst vorgeschlagenen Wege zuläßig sei. — Von einem andern Mitgliede der Linken wurde dieser Antrag noch dahin ergänzt, daß die Regierung zugleich aufgefordert werden solle, das Reichsgesetz vom 27. December 1848, betreffend die Grundrechte des deutschen Volks nebst dem dazu gehörigen Einführungsgesetze vom gleichen Tage, in die Gesetzsammlung für die preußischen Staaten aufzunehmen — das heißt also die Einführung der Grundrechte selbst auszusprechen. Denn dieses arme Gespenst sollte nun einmal keine Ruhe haben.

Beide Anträge wurden als dringlich erachtet und an die betreffenden Ausschüsse verwiesen. Am ein und zwanzigsten kam der von Rodbertus zur Berathung.

Der Ausschuß hatte sich gegen ihn ausgesprochen; er schlug statt dessen durch den Berichterstatter, Herrn von Vincke, der Kammer eine zweifache Erklärung vor. Nämlich: in Erwägung, daß bei den Verwicklungen der europäischen Verhältnisse und der eignen Lage des Vaterlandes die baldige Verwirklichung eines, den Erwartungen des deutschen Volks entsprechenden öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland dringendes Bedürfniß sei, daß es ferner Pflicht der deutschen Einzelstaaten sei; zur baldigen Herbeiführung eines solchen Rechtszustandes nach Kräften mitzuwirken; endlich daß ein solcher Rechtszustand nur dann in kürzester Frist ins Leben gerufen werden könne, wenn die deutschen Einzelstaaten sich der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Verfassung nicht entzögen — (man beachte wohl, hier und in Folgendem, die verschränkten und erkünstelten Wendungen: sie sind charakteristisch für die Noth, in welcher die Gemüther sich wanden): in all diesen Erwägungen erkläre die Kammer, erstlich daß sie den von der Regierung am 3. betretenen Weg jetzt in seiner weitern Verfolgung nicht für geeignet erachten könne zur baldigen Herbeiführung jenes Rechtszustandes; daß sie vielmehr zweitens als den geeignetsten Weg dazu betrachtet haben würde, wenn des Königs Majestät die von der deutschen Nationalversammlung angebotene Würde eines Ober-

hauptes des deutschen Reichs auf Grund der deutschen Reichsverfassung und unter Voraussetzung der Zustimmung der deutschen Regierungen angenommen hätte, und daß sie es jetzt noch als wünschenswerth bezeichnen müsse, wenn auf diesen Weg, mit Berücksichtigung der gegenwärtigen Sachlage, wieder eingelenkt würde. — Es ist nöthig, diese Anträge und Erklärungen wörtlich, in ihrer ganzen Ausführlichkeit mitzutheilen; es ist die beste Kritik, die man ihrer Unsicherheit und Halbheit kann angedeihen lassen.

Auch eines Zwischenvorfalls müssen wir gedenken, der sich bei Verlesung dieses Berichts ereignete. Herr von Vincke hatte daran einen Tadel geknüpft gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß er nicht einmal die Aufmerksamkeit gehabt habe, selbst in der Kommission zu erscheinen, und daß der von ihm gesendete Stellvertreter die erbetene Auskunft über die dem preußischen Bevollmächtigten in Frankfurt ertheilte Instruktion nicht gegeben habe. — Der Minister des Auswärtigen begnügte sich, darauf zu erklären, daß „Dienstgeschäfte ihn vom persönlichen Erscheinen abgehalten hätten, daß Instruktionen vor abgemachter Sache nicht mitgetheilt werden könnten, und daß die Entschließung der neun und zwanzig Regierungen ja schon in den Zeitungen gestanden hätte.“ — Sela. —

Nach diesem Zwischenfall nahm Graf Brandenburg selbst das Wort und las ein längeres, auf die einzelnen Paragraphen des Rodbertus'schen Antrags bezügliches Aktenstück vor. Der Inhalt desselben ging in Kürze dahin, daß die Regierung sich bewußt sei, den Weg, den sie in der ersten Note vom 23. Januar betreten habe und der auch von beiden Kammern ausdrücklich gebilligt worden sei, nicht verlassen zu haben, auch nicht in der angegriffenen Depesche vom dritten; daß die Regierung es ebenfalls recht sehr beklage, und eine Täuschung ihrer eignen Hoffnung darin erblicke, wenn es für jetzt unmöglich sei, alle deutschen Staaten zu einem Bundesstaate zu vereinigen: daß sie es aber für einen Widerspruch mit dem Wunsche erachten würde, welchen die Kammern selbst in ihrer Antwort auf die Thronrede angedeutet, wenn sie sich dadurch abhalten lassen wolle, wenigstens auf die Bildung eines engeren deutschen Bundesstaates hinzuarbeiten; daß die Hoffnung, welche die preußische Regierung schon im Januar ausgesprochen, die Hoffnung, die Nationalversammlung würde auf die, von den Regierungen für nöthig erachteten Abänderungen Rücksicht nehmen, „leider! leider!" nicht in Erfüllung gegangen, die Verfassung in der zweiten Lesung vielmehr nur noch zum Schlechtern geändert und das Ministerium dadurch in die Unmöglich-

keit versetzt sei, Sr. Majestät dem Könige die unbedingte Annahme der in Frankfurt beschlossenen Verfassung zu empfehlen. Das Ministerium glaube vielmehr, daß diese Annahme von einigen Abänderungen abhängig gemacht werden müsse.

Der Minister fügte dieser Vorlesung noch einige frei gesprochene Worte (mit denen er sonst bekanntlich nicht freigebig war) hinzu: Worte, welche den unverbesserlichen bureaukratischen Kern der preußischen Regierung aufs Deutlichste enthüllten und die daher auch, mit Recht, so unbedeutend sie an sich sind, eine gewisse historische Berühmtheit erlangt haben. Der Minister sprach von der Macht der öffentlichen Meinung. Er erkenne dieselbe in vollem Maße; aber nur in der Art, wie das Schiffsvolk die Macht der Elemente auf hoher See anerkenne, indem es sich nicht den Winden und der Strömung hingebe und auf diese Weise herrenlos auf der See treibe, — auf diese Weise werde das Schiff nie den rettenden Port erreichen, der Rettungsanker nie einen festen und sichern Grund erreichen: „niemals! niemals! niemals!“ —

Die Kammer war thöricht genug, dieser dreifachen Versicherung dennoch keinen Glauben zu schenken; nach einer Reihe von Abstimmungen, in welchen der erste Satz des Kommissionsantrags, der erste und zweite Satz

des Rodbertus'schen, ein Antrag der äußersten Linken und noch verschiedene andere verworfen waren, nahm sie endlich den dritten Satz des Rodbertus'schen Antrags und damit die Rechtsgiltigkeit der Frankfurter Verfassung an. —

Aber damit hatte sie sich auch selbst das Urtheil gesprochen. Sie hatte so schon mancherlei bei dem Ministerium auf dem Kerbholz stehen. Unvermerkt, ja wir vermuthen, unabsichtlich, hatte sie sich, verdrossen über das scheinbar so schwankende, in der That so konsequente Auftreten des Ministeriums in der deutschen Frage, hinreißen lassen, demselben auch in einigen anderen Fragen Opposition zu machen; es war darüber eine gewisse Herbigkeit, eine Säure in die Versammlung gefahren, welche selbst die Milch ihrer frommen Denkungsart allmählig gerinnen machte; — ganz derselbe Gang, den die Nationalversammlung gegangen war und den in Preußen fürs Erste alle parlamentarischen Versammlungen gehen werden, es sei denn, daß sie sich ganz zum Schuhputzer der Bureaukratie erniedrigen. — Auch diese zweite Kammer, deren legale Zusammensetzung sich bei den ersten Abstimmungen so glänzend dokumentirt, hatte sich bei der Berathung der von der Regierung beantragten Plakat- und Klubgesetze bei Weitem nicht mehr so willfährig erwiesen, als das

Ministerium vorausgesetzt und nach dem ersten Auftreten allerdings hatte voraussetzen müssen. Am 26. ließ sie sich nun gar noch den Hafer stechen, den über Berlin verhängten Belagerungszustand für ungesetzlich zu erklären — Tags darauf, am 27., ohne daß ein Mensch in der Kammer, selbst von der Rechten, davon eine Ahnung gehabt hatte, wurde sie aufgelöst. Die erste Kammer wurde vertagt. — Einige unruhige Auftritte in den Straßen Berlins, von denen diese Auflösung begleitet war, gaben nur dem Militär Gelegenheit, zu beweisen, daß, trotz aller Belobungen und Dankadressen, die alte Brutalität, die den Ereignissen des März vorhergegangen war und dieselben zum guten Theil veranlaßt hatte, auch jetzt noch nicht ausgestorben sei. Aber die Bevölkerung war bereits zu demoralisirt; das Blut, das im März zum offenen Widerstand getrieben, diente jetzt nur zur Einschüchterung. — Freilich wohl: wir waren ja auch nicht mehr im März, sondern im April waren wir. . . .

Von da ab erfüllen sich nun die Geschicke mit drängender Eile. Am 28. sprach das preußische Kabinet die entschiedene Ablehnung der Kaiserkrone aus; als Grund derselben wurde die Reichsverfassung angegeben, deren Anerkennung unmöglich sei. Zugleich wurden die deutschen Regierungen aufgefordert, einen Kongreß in

Berlin zu beschicken, auf welchem die Begründung eines engeren Bundesstaates und die Bekämpfung der Revolution besprochen werden sollte.

Aber schon stand diese selbst vor der Thür. Das Parlament zu Frankfurt war in voller Auflösung begriffen, die äußerliche meinen wir, nachdem die innerliche schon so lange vorausgegangen war. Schon war die Mehrzahl der österreichischen Mitglieder ausgeschieden, der Austritt der preußischen war jeden Augenblick zu erwarten. In Folge dessen, sowie auf das Gerücht hin, daß preußische Truppen gegen Frankfurt heranzögen, setzte die Versammlung zuerst durch Beschluß vom 30. April die Zahl der beschlußfähigen Mitglieder auf hundert und funfzig herab und bevollmächtigte den Präsidenten, sie zu jeder Zeit und an jedem Orte, den er selbst zu wählen für zweckmäßig erachten würde, zusammenzurufen. — Einige Tage später faßte sie den Beschluß, die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk aufzufordern, die am 28. März beschlossene Verfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Der 22. August wurde als der Tag festgesetzt, an welchem der erste Reichstag auf den Grund der Verfassung in Frankfurt zusammenzutreten habe; die Wahlen für das Volkshaus seien am 15. Juli vorzunehmen. Für den Fall, daß Preußen in die-

sem Reichstag nicht vertreten und also die Verfassung von ihm noch nicht anerkannt sein sollte, so sollte das Oberhaupt desjenigen Staates unter den im Staatenhaus vertretenen, der die größte Seelenzahl haben würde, unter dem Titel eines Reichsoberhauptes bis auf Weiteres dafür eintreten. Am 10. Mai zeigte das Ministerium Gagern seinen definitiven Rücktritt vom Amte an; theils hatte der Reichsverweser, der jetzt auf einmal eine Selbständigkeit und Festigkeit zeigte, von der der treue, kindliche Mann bisher noch wenig hatte merken lassen, sich geweigert, das Gagern'sche Programm wegen Durchführung der Reichsverfassung gutzuheißen, theils auch war die ganze Gagern'sche Partei in der Versammlung jetzt so deplacirt, so völlig zum Spielball derselben Linken geworden, von der sie sich in ihrer staatsmännischen Hoheit so lange, so weit entfernt gehalten, daß nicht bloß ein Gagern'sches Ministerium, nein, die ganze Gagern'sche Politik allerdings eine offene Unmöglichkeit geworden war.

Wir übergehen die nächsten Beschlüsse wegen des von der preußischen Regierung durch den Einmarsch in Sachsen gebrochenen Reichsfriedens, wegen Verpflichtung der bewaffneten Macht zum Schutz der Reichsverfassung — und so weiter. Diese Dinge hatten alle nicht die mindeste politische oder überhaupt prakti-

sche Wichtigkeit mehr; es waren thörichte Ausbrüche einer Verzweiflung, welche ihre eigene Ohnmacht fühlte und sie bis zum letzten Augenblick doch nicht eingestehen wollte.

Aber Jeder merkte sie: sogar der Reichsverweser. Sogar dieser fing jetzt an, mit der zerfallenden Versammlung zu spielen. Statt des von ihr beschlossenen Aufrufs an die bewaffnete Macht, für Aufrechthaltung der Verfassung einzutreten, erließ der Reichsverweser eine Proklamation, in der so etwa gerade das Gegentheil gesagt ward. Am 17. Mai ließ er ein Ministerium vor das Parlament treten, das schon durch die bloßen Namen, aus denen er es zusammengesetzt: Grävell, Detmold, Jochmus, Merk, ein Pasquill auf die Nationalversammlung war; nachdem das gesammte Reichsministerium, vom ersten Tage seiner Existenz an, nur die Karrikatur einer Regierungsgewalt gewesen war, sollte diese Karrikatur auch noch in der Persönlichkeit der einzelnen Minister gleichsam Fleisch und Bein gewinnen.

Zwei Tage später, und nun jedenfalls viel zu spät, traten Gagern, Dahlmann und deren Freunde aus. Die Zurückberufung der preußischen Deputirten war schon seit dem Vierzehnten erfolgt. Doch hatte der zur Abberufung nach Frankfurt geschickte Kommissär ihnen unter der Hand noch acht Tage Zeit und Diäten nebst Reisegeld zugestanden. Die Mehrzahl von ihnen benutzte diese

Frist kaum halb; eine schöne Proklamation, welche die Ehre wahren und den Pelz waschen sollte ohne ihn naß zu machen, ward unterschrieben — und nach Hause ging es.

Das zurückbleibende Rumpfparlament setzte die Zahl, durch welche die Beschlußfähigkeit der Versammlung bedingt sein sollte, noch weiter, auf bloß Hundert herunter. Am 30. Mai verlegte es seinen Sitz nach Stuttgart. Hier, nachdem sie noch am 5. Juni die Absetzung des Reichsverwesers ausgesprochen, und durch den Beschluß allgemeiner Volksbewaffnung in ganz Deutschland, sowie durch Ernennung einer Reichsregentschaft, aus fünf ihrer Mitglieder bestehend, den Zirkel der Thorheit vollständig ausgemessen und eine an sich so tragische Sache glücklich wieder ins Komische gewandt hatte, wurde die Versammlung endlich am 18. durch würtembergisches Militär zersprengt. — Ein entsetzlicher Ausgang für eine solche Versammlung, wenn wir an die Größe ihrer Bestimmung, sowie an die Ueberfülle von Hoffnungen denken, unter denen sie zusammengetreten war — und doch immer noch ein besserer, als sie verdient! — Das gilt natürlich nicht den einzelnen Männern, welche darin gesessen, oder doch nicht ihnen allein: diese haben, mit wenigen Ausnahmen, wenigstens die Entschuldigung ihrer guten Absicht und ihres reinen, patrioti-

schen Wollens: es gilt vor Allem dem Volke selbst, welchem ein unerhörter Glücksfall auf zwei Augenblicke die Möglichkeit zuwarf, seine Einheit und Freiheit zu gründen, und das nichts Besseres zu Stande bringen konnte, als dieses Parlament!

Während so die Nationalversammlung zu Grunde ging, hatten jene Wolken des Aufstandes, die schon seit Wochen, ja Monaten droheten, sich schon längst über Deutschland entladen. In Schlesien, Rheinland, Westphalen brachen Tumulte aus, die sich zum Theil sehr rasch verbreiteten und ganze Städte, ganze Landschaften ergriffen. Aber die geschlossene schlagfertige Kriegsmacht des preußischen Staats drückte die Mehrzahl mit leichter Mühe zu Boden.

Weit gefährlicher und weit hartnäckiger war der Aufstand in Dresden; am Gefährlichsten der in der Pfalz und Baden, weil die Fäden hier sogar über die Grenzen Deutschlands hinaus, nach Frankreich reichten, wo gerade damals ähnliche Ereignisse erwartet und vorbereitet wurden.

Werfen wir denn, bevor wir die jammervolle Geschichte dieser Aufstände weiter verfolgen, zuvor noch einen flüchtigen Blick nach Frankreich und zwar zunächst auf den Verlauf jener französischen Expedition nach Rom, bei der wir in einem früheren Abschnitt stehen blieben.

Frankreich:
die römische Expedition.

Die Unabhängigkeit Italiens und die Ehre, vor Allem und zumeist aber das Interesse Frankreichs zu bewahren, — dies, wie unsere Leser sich entsinnen, war das vieldeutige Motiv gewesen, um dessen willen das französische Kabinet die Expedition nach Rom beantragt und die konstituirende Versammlung selbst dieselbe bewilligt hatte. Aber wie es eigentlich damit gemeint gewesen und daß das republikanische Frankreich, so gut wie ehemals das monarchische, entschlossen war, mit den Wölfen nicht bloß zu heulen, sondern vorkommenden Falles auch zu theilen, dieses wurde sogleich an dem ersten Tage sichtbar, da ein französischer Soldat den Boden Italiens betrat.

Es war am Morgen des 24. April, daß die ersten

französischen Schiffe vor Civitavecchia erschienen. Die Bevölkerung, durch die Traditionen zweier Menschenalter gewöhnt, die Farben Frankreichs als die Farben der Freiheit zu begrüßen, konnte sich auch jetzt noch nicht in den Gedanken finden, daß es nicht die Rettung der Freiheit, sondern die Wiederherstellung des Papstes sein solle, wozu diese französische Armee herbeigeeilt; es schien zu unnatürlich, daß eine Republik die andere nicht bloß preisgeben, nicht bloß bekriegen, nein, auch ihren Feinden helfen wolle zu ihrer Vernichtung. Jene Erklärungen des französischen Kabinets, hoffte man noch immer, seien nur eine Maske gewesen, den eigentlichen Zweck der Expedition vor der Eifersucht der übrigen Mächte zu verbergen; jetzt, wie die Expedition am Ort ihrer Bestimmung angelangt, würde diese Maske fallen und die Franzosen würden sich auch jetzt wieder als jene Retter, jene Befreier zeigen, als welche sie seit sechzig Jahren in der Phantasie des römischen Volkes lebten.

Selbst die republikanische Regierung in Rom schien, einige Zeit wenigstens, an dieser Vorstellung festzuhalten; auch sie konnte im ersten Augenblick zu keinem rechten Entschluß kommen, ob die Franzosen als Freunde zu bewillkommnen, oder als Feinde zurückzuweisen. Als endlich in der Nacht des 25. der Befehl kam, man solle sich der Landung der Franzosen in Civitavecchia

aus allen Kräften widersetzen, war es bereis zu spät; die Einwohner selbst, überzeugt, daß sie es nur mit Freunden, mit Bundesgenossen zu thun hätten, widersetzten sich den kriegerischen Anstalten, welche die Behörden zu treffen suchten. Unter dem Zujauchzen der Menge, zwischen Freiheitsbäumen, mit den verbrüderten Farben Frankreichs und Italiens geschmückt, erfolgte am Mittag des fünf und zwanzigsten die Landung der Franzosen.

Aber wie bitter die Täuschung, so kurz sollte sie auch sein. Im Augenblick der Landung selbst, erließ der Befehlshaber der französischen Expedition, General Oudinot, eine Proklamation, durch welche, mit soldatischer Offenheit, der eigentliche Zweck des Unternehmens nackt ausgesprochen und jeder Zweifel, aber mit ihm auch jede Hoffnung beseitigt ward. Angesichts der Begebenheiten, welche die italienischen Staaten erschütterten, habe die französische Republik beschlossen, ein bewaffnetes Korps auf das Gebiet von Rom zu entsenden. Der Zweck dieser Sendung sei nicht die gegenwärtige Regierung von Rom zu schützen: Frankreich habe dieselbe niemals anerkannt —; sondern nur, Rom vor unsäglichem Verderben zu bewahren. Einen Eingriff in diejenigen Angelegenheiten, welche wesentlich Angelegenheiten der römischen Bevölkerung seien, beabsichtige

Frankreich nicht: sondern nur in solche greife es ein, welche, in allgemeiner Wechselwirkung, sich nicht bloß auf Europa, vielmehr auf die ganze christliche Welt erstreckten. Frankreichs Einmischung wolle die Herstellung eines Staates erleichtern, in dem weder jene Mißbräuche, welche die Großherzigkeit Pius des Neunten für immer abgeschafft, noch auch die Anarchie der letzten Tage Platz greifen dürfe. Die Fahne, welche der französische General am Gestade Roms aufgepflanzt, sei die Fahne des Friedens, der Ordnung, der Versöhnung, der wahren Freiheit; um sie werde sich schaaren, wer Theil nehmen wolle — an diesem patriotischen und heiligen Auftrage. — Damit, wie gesagt, war denn jeder Zweifel erledigt: dem Anführer einer republikanischen Armee hieß die Republik in Rom (die freilich ein etwas närrisches Gesicht machte: aber wer hatte Frankreich zum Richter darüber gesetzt?) Anarchie; die halben, schwankenden, principlosen Maßregeln Pius des Neunten wurden als die richtige Staatsweisheit, zugleich als das genügende Maß der Freiheit proklamirt; nicht der Wille und die Wohlfahrt des römischen Volks, sondern das Interesse Europas, ja der Christenheit (wunderliche Beziehung aus dem Munde eines französischen Generals!) als der letzte entscheidende Grundsatz aufgestellt, endlich die Wiederherstellung des Kirchenstaats als selbstverständlich vorausgesetzt. —

Nach dieser Enttäuschung war es denn sehr natürlich, daß General Oudinot, da er am 30. April vor Rom selbst erschien, von den Römern als das behandelt ward, was er ihnen wirklich war: ein Feind. — Der General mochte gedacht haben, den Einzug in Rom eben so leicht zu bewerkstelligen, wie die Landung in Civitavecchia, und war daher mit einer ganz geringen Abtheilung, mit kaum zwei- oder dreitausend Mann, vorgegangen. Aber, schon in die Stadt eingedrungen, wurde er von Fenstern und Dächern herab mit einem so lebhaften Feuer empfangen, daß er sich mit großem Verlust aufs Schleunigste zurückziehen mußte; nur mit Noth enging er selbst der Gefangenschaft.

Der General nahm eine Stellung in der Nähe von Rom ein und Herr von Lesseps, der der Expedition als Civilkommissär beigegeben war, trat mit den römischen Triumvirn in Unterhandlungen. Nach mancherlei Zaudern und Zögern führten dieselben endlich am 2. Juni zu einer gütlichen Uebereinkunft, der zu Folge die Franzosen nur die Stellung unparteiischer Vermittler inne halten sollten. Die Römer, unter der Anführung des kühnen Garibaldi, hatten diese Muße benutzt, gegen den König von Neapel, der, in Folge des früher erwähnten Bündnisses, von Süden her in den Kirchenstaat eindrang, zu Felde zu ziehen, und dem-

selben bei Velletri (Mai 9.) eine empfindliche Niederlage beizubringen. Da nun auch die Oesterreicher über Bologna, das sie (wie schon früher erwähnt) am 16. desselben Monats eingenommen, nicht hinausgingen, die Spanier aber überhaupt nur gekommen zu sein schienen, Zuschauer des Kampfes abzugeben, so war die Lage Roms zu Anfang Juni wieder eine ziemlich günstige geworden.

Allein das französische Kabinet, mit so viel andern alten Sünden, hatte auch die ganze alte diplomatische Falschheit und Hinterlist geerbt. Jene Unterhandlungen, welche Herr von Lesseps so eifrig und für seine Person wirklich in gutem Glauben betrieben, hatten nur den Zweck gehabt, Zeit zu gewinnen für die Verstärkung der französischen Expeditionsarmee. Nachdem diese erreicht und die Macht der Franzosen auf reichlich fünf und zwanzigtausend Mann gebracht worden war, erklärte General Oudinot, den Lesseps'schen Vertrag nicht anerkennen zu können, rückte mit der ganzen Armee und einem ansehnlichen Belagerungstrain vor Rom, nahm nach hartnäckigen Kampfe die nahe gelegene Villa Pamfili und eröffnete von hier aus die Beschießung der ewigen Stadt. Ein Schrei der Bestürzung und des Unwillens ging durch Europa, als man vernahm, daß die alte Hauptstadt der Welt, mit ihren unvergleichlichen Kunstschätzen, ihren Erinnerungen und Heiligthümern, in der

Gefahr sei, in einen Schutthaufen verwandelt zu werden durch die Soldaten derselben Nation, die sich so gern als die gebildetste der Erde rühmte. Allein wie hätten dergleichen sentimentale Erwägungen im Stande sein können, die militärischen Kombinationen des General Oudinot zu stören? Auch war ja nach dem ersten verunglückten Angriff die Einnahme der Stadt, und zwar die gewaltsame Einnahme, zu einer sogenannten Ehrensache für die französischen Waffen geworden — und was, gegen diese soldatischen Rücksichten, wollten alle Rücksichten der Kunst, ja der Menschlichkeit bedeuten?

Auch jetzt noch wehrten die Römer sich mit einer ausdauernden Tapferkeit, die ihres großen Namens würdig. Erst am 29. Juni gelang es den Franzosen, die Batterie, welche die Vertheidiger bei dem Pankratiusthore errichtet, zu nehmen, und somit festen Fuß in der nächsten Umgebung der Stadt zu fassen. Ein zweitägiger Waffenstillstand, um den die Vertheidiger nachsuchten, führte zu keinem Resultat. Vergebens legten die revolutionären Triumvirn ihre Stellen nieder, vergebens löste die konstituirende Versammlung, mit einem letzten, feierlichen Protest, selbst sich auf: auch das neue Triumvirat, welches provisorisch an die Spitze der Geschäfte trat, konnte keine Verständigung mit dem französischen Heerführer zu Wege bringen.

Endlich, in der Nacht des dritten Juni, nachdem die städtische Behörde den Abend zuvor erklärt, daß sie zu hoch denke von der Ehre des römischen Volks, um sich jetzt noch auf eine Kapitulation einzulassen, daß sie aber der Gewalt weiche, und daß man daher auf ferneren Widerstand verzichten möge, rückten die Franzosen in die Stadt ein. Garibaldi, mit einer zusammengerafften Hand voll Leute, hatte sich in die Abbruzzen geworfen; er tauchte späterhin (Anfang August) noch einmal vor Venedig auf, um dann, nachdem er vergeblich in Genua eine dauernde Zuflucht gesucht, auch seinerseits das Elend des Flüchtlingslebens bis auf die Hefen zu kosten. —

In Rom wurde sofort der Belagerungszustand verkündigt; alle Vereine wurden geschlossen, nichts Gedrucktes durfte ohne Erlaubniß der Militärbehörde veröffentlicht werden, Militärgerichte sollten über alle Vergehungen gegen Personen und Eigenthum aburtheilen. — Also auch hier der richtige Verlauf, den die Bewegung des Jahres acht und vierzig überall genommen: mit der Barrikade beginnend, endet sie beim Belagerungszustand, der Ruf zu den Waffen ist ihr erstes, die Bluturtheile des Standgerichts ihr letztes Wort.

Für Rom insbesondere war damit nur der Anfang gemacht zur völligen Wiederherstellung der alten päpst-

lichen Herrschaft. Am 16. Juli wehte zum erstenmal wieder, unter dem Donner der Geschütze, die weißgelbe Fahne von der Engelsburg; päpstliche Soldaten, in den wohlbekannten Farben, bildeten wechselweis mit französischen, unter dem Schmuck der Trikolore, die Ehrenwache; der General der Republik Frankreichs sprach die Wiedereinsetzung des Papstes, als weltlichen Gebieters, aus.

Von Bedingungen und Bürgschaften war dabei weiter keine Rede: die Person Pius des Neunten, dessen gute Absichten Frankreich kenne, wurde als genügende Garantie hingestellt für diejenigen Freiheiten, welche den Römern Noth thäten, über deren Umfang und Wesen aber ebenfalls nichts weiter gesagt und festgestellt ward.

Ganz in derselben wortkargen und dennoch so sprechenden Unbestimmtheit, hielt sich auch die Proklamation, mit welcher einige Wochen später, am ersten August, die neue päpstliche Regierungskommission die Zügel der Regierung ergriff. Dieselbe war, wie in der guten alten Zeit, aus drei Kardinälen zusammengesetzt; darunter della Genga, ein Verwandter Leo's des Zwölften, und schon als solcher gefürchtet und gehaßt. Durch das Treiben von Demagogen ohne Sinn und ohne Namen, behauptete die Proklamation, sei die Verwaltung des römischen Staates auf das Unwürdigste preisgegeben wor-

den; die Regierungskommission werde Männer dazu berufen, ausgezeichnet durch ihre Einsicht und ihren Eifer, sowie durch das allgemeine Vertrauen, welches ihnen gezollt würde. Auch neue und verbesserte Einrichtungen im Staatsleben wurden in Aussicht gestellt: aber eben nur in Aussicht, in eine sehr weite, sehr nebelhafte Aussicht, da nirgend ein Termin angegeben war, und auch nur solche Verbesserungen zugesagt wurden, welche mit der Würde des Papstes und der hohen Macht des Pontifex, sowie mit der Natur des Staates, an dessen Erhaltung der ganzen katholischen Welt gelegen, und den wirklichen Bedürfnissen der Unterthanen verträglich sein würden. — Das Urtheil darüber behielt der Papst sich natürlich selbst vor. —

Das waren denn nun gewiß sehr zweideutige, sehr dehnbare Redensarten. Um so verständlicher und bestimmter waren die Thatsachen. Unsere Leser erlassen uns, die Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten aufzuzählen, diese einzelnen Stationen gleichsam, mit denen die Priesterherrschaft ihre Rückkehr ins Werk setzte. Auch ist wirklich Alles gesagt, wenn wir nur das Eine erwähnen, daß die Gehässigkeit und der Uebermuth jener Priesterherrschaft in Kurzem soweit ging, daß selbst das französische Kabinet sich genöthigt sah, Einspruch gegen dies Verfahren zu erheben: in Folge dessen (Mitte August)

General Oudinot abgerufen und durch General Rostolan ersetzt ward. — Auch die Kontrerevolution theilte in Rom dasselbe Schicksal, das sie überall gehabt hat und noch hat, bis auf diese Stunde: die Revolution hatte sie niedergeworfen, die Anarchie bezwungen; aber nun ihrerseits den Weg von der Gewalt zum Recht, von der Ausschweifung zum Gesetz, vom Zwang zur Freiheit zu finden, war ihr nicht vergönnt, noch gab sie selbst sich die geringste Mühe darum. Die Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten, die Verarmung und Noth wurden unter der Regierung der Kardinäle noch weit größer, als sie zu Zeiten der so heftig gescholtenen Anarchie gewesen war; das Volk, entnüchtert, gebrochenen Muthes, trug grollend, was es eben nicht ändern konnte, und was es dennoch nur erträgt, hier wie anderwärts, weil es mit Gewißheit auf Aenderung hofft. . . .

Der Papst, unter diesen Umständen, hielt es für rathsam, seine Rückkehr nach Rom von Monat zu Monat zu verzögern; noch zu Ende des Jahres war sie nicht erfolgt. Vermuthlich glaubte er, je länger er entfernt bleibe, je mehr Sehnsucht nach ihm werde bei seinen Römern erwachen; man kennt ja dies Experiment, mit welchem fürstliche Personen ihre widerspenstigen Hauptstädte halb zu strafen, halb zu kirren suchen.

Allein der Papst verrechnete sich sehr; jene Begeisterung und Hingebung, welche ihn in den ersten Monaten seiner Herrschaft getragen, war zu rein, jene Hoffnungen, die sein erstes Auftreten begrüßt, zu kindlich, ja wenn man will, zu kindisch, die Vernichtung derselben zu bitter, zu gewaltsam gewesen, als daß sie jemals wieder hergestellt werden könnten. — Ob der Stern der Freiheit sich so bald, ja ob er sich jemals wieder erheben wird über dem unglücklichen Rom, das mag dahingestellt bleiben. Aber daß der Stern Pius des Neunten gesunken ist für ewig, und daß hier wieder einmal ein Name, so glänzend, wie es je einen gegeben, eine Unsterblichkeit, so erhaben wie die Geschichte irgend eine kennt, verscherzt ward durch Schwäche, Falschheit und Muthlosigkeit, darüber nachgerade muß auch das blödeste Auge im Klaren sein.

Fortsetzung: Frankreich bis zur Entlassung des Ministeriums Barrot-Dufaure.

(Ende Oktober.)

So hatte die französische Expedition denn also den Verlauf genommen, den die Opposition ihr sogleich beim ersten Antrag vorausgesagt: der weltliche Thron des Papstes war wirklich wieder hergestellt worden durch Frankreichs Beistand; die Nachkommen der Sieger von Rivoli und Castiglione hatten sich in der That hergegeben zu Gehilfen päpstlicher Sbirren. Wie tief Frankreich immer gesunken und wie sehr unter dieser langjährigen Herrschaft des Eigennutzes der Feigheit und der Schande das Gefühl der Ehre und des Rechts in der Nation erstorben war — dieser Abfall dennoch war zu schmachvoll, diese Verleugnung nicht bloß der Republik, sondern überhaupt aller politischen Größe und Ehre zu grell, zu offenkundig, als daß man sich hätte

ohne Widerstand dabei beruhigen mögen. — Schon am siebenten Mai, als die erste Nachricht von dem Auftreten Oudinots in Civitavecchia in Paris angelangt war, hatte die Nationalversammlung, nach tumultarischer Debatte, den Beschluß gefaßt, daß die Regierung aufzufordern sei, Maßregeln zu ergreifen, damit die italienische Expedition nicht länger dem Zweck entfremdet werde, der ihr ursprünglich vorgeschrieben. Als nun dazu die Nachricht von der Niederlage kam, welche die französischen Waffen bei Oudinot's erstem Angriff gegen Rom erlitten, wurde die Stimmung immer gereizter, immer drohender. — Und mit Recht: denn nicht zufrieden, den Ruhm der französischen Politik preiszugeben, hatte man, durch übereilte und unüberlegte Maßregeln, auch noch den Ruhm der französischen Waffen aufs Spiel gesetzt; von einer Stadt, welche französische Soldaten nie anders denn als Bundesgenossen, unter dem Banner der Freiheit, hätten betreten sollen, hatten sie, Verbündete Oesterreichs, Beschützer des Papstes, obenein noch als Besiegte zurückweichen müssen.

Aber eben diese neue Verwicklung der Angelegenheit kam dem französischen Kabinet zu statten. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Regierungen nutzlos vergossenes Bürgerblut benutzen, ihre selbstsüchtigen und ehrlosen Zwecke damit zu färben, und Spekulation trei-

ben mit den edelsten, den an sich berechtigtsten Empfindungen des Patriotismus und des nationalen Stolzes. — Während der vielfachen und heftigen Verhandlungen, mit welchen die italienische Angelegenheit die nächsten Sitzungen der Nationalversammlung ausfüllte, war gerade diese Niederlage der Haupttrumpf, welchen das französische Kabinet ausspielte. Ohne sie, deducirten die Minister, sei es vielleicht noch möglich gewesen, die Bestimmung der Expedition zu ändern, oder doch wenigstens dem Auftreten des kommandirenden Generals eine andere Richtung zu geben. Jetzt dagegen, nach der Schlappe, welche Frankreich hier erlitten, könne davon keine Rede mehr sein; diese zuerst müsse wieder gut gemacht werden, ja das sei gar kein Franzose mehr, der unter diesen Umständen von Aufgabe oder Aenderung der Expedition sprechen könne.

Das war denn nun freilich ein etwas wunderliches Extrem von Patriotismus und Nationalgefühl: eine an sich schlechte Sache zur vortrefflichen erklären, bloß weil einmal französisches Blut dafür geflossen! ein thörichtes Unternehmen mit großer Anstrengung und Mühe gewaltsam durchführen, bloß weil dasselbe auf den ersten Anlauf mißglückt!

Aber gewöhnt an die Politik des Egoismus, wie man in Frankreich war, und auch daran gewöhnt, den

Schein der Ehre über ihr Wesen, die Eitelkeit über den Ruhm zu setzen, ließ die Nationalversammlung sich diese Deductionen gleichwohl gefallen.

Auch das Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich, das ungefähr zu derselben Zeit offenkundig ward, und die Gefahren, mit denen der bevorstehende Einmarsch der Russen in Ungarn das ganze europäische Festland zu bedrohen schien, kamen in der Versammlung zur Sprache und erregten ebenfalls große Stürme. Allein auch hier wieder, nach Streiten und Zanken, beruhigte man sich schließlich bei der motivirten Tagesordnung, welche General Cavaignac in Widerspruch sowohl gegen die von der Regierungspartei beliebte einfache Tagesordnung, als gegen die viel weiter gehenden Vorschläge der Linken beantragt hatte und die dahin lautete, daß die Nationalversammlung die ganze Aufmerksamkeit der Regierung für die Ereignisse und Truppenbewegungen in Europa in Anspruch nehme; die Gefahr dieser Lage für die Zukunft der Freiheit wie der französischen Republik einsehend, empfehle sie der Regierung, die nöthigen Maßregeln zu treffen, um sie zu beschützen. Da hatte denn also die Phrase wiederum glücklich den Sieg davon getragen. —

Im Uebrigen war dieser Beschluß einer der letzten, welcher von der konstituirenden Versamlmung überhaupt

gefaßt ward (Mai 23.). Schon wenige Tage später, am sieben und zwanzigsten, löste sie sich auf: worauf unmittelbar die Eröffnung der ersten regelmäßigen legislativen Versammlung stattfand: einer Versammlung, die durch die Wahlumtriebe schon seit einer Reihe von Wochen ganz Frankreich in Aufregung erhalten hatte und der die verschiedendsten Parteien mit unsäglicher Spannung entgegensahen.

Am Allermeisten geschah dies von Seiten derjenigen Partei, die ihre Hoffnungen am Entschiedendsten auf eine neue Umwälzung gesetzt hatte, und die, je lüsterner sie nach dem Besitz der Herrschaft war, um so mehr aus dieser verdrießlichen Minderheit, in welcher sie sich in der konstituirenden Versammlung befunden hatte, herauszukommen wünschte: der Partei der sogenannten Sozialdemokraten, der Partei der rothen Republik, oder wie sie sich, in Nachäffung der ersten Revolution auch zu nennen liebte, dem Berg. Unbedingtes Mißtrauen gegen alle Andersdenkenden und unbedingte Leichtgläubigkeit in allen eignen Angelegenheiten ist der allgemeine Charakter dieser äußersten Partei, in Frankreich wie anderwärts: und so hatten auch die französischen Sozialdemokraten es als eine ganz ausgemachte Sache betrachtet, daß die Wahlen zur legislativen Versammlung die Majorität derselben in ihre

Hände geben würden. Und wirklich war der Ausfall der Wahlen an einigen Orten, ganz besonders aber in Paris selbst, von der Art gewesen, daß diese Voraussetzung gerechtfertigt schien.

Auch sogar die Regierung selbst theilte dieselbe und rüstete sich in doppelter Weise gegen die Gefahren, welche auch sie erwartete. Nicht nur daß neuerdings große militärische Vorkehrungen getroffen wurden: sondern auch das Ministerium selbst, zerfallen seit Langem in sich, wie es sowohl seinem Ursprung als seiner Thätigkeit nach sein mußte, und ohne Einheit und Kraft des Handelns, fühlte die Nothwendigkeit, neue Kräfte an sich zu ziehen und gleichsam in einer zweiten verbesserten Ausgabe vor die neue Versammlung zu treten. In Folge dessen trat Herr Dufaure als Minister des Innern ein, Herr von Tocqueville übernahm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Lanjuinais das des Handels und Ackerbaues.

Sämmtliche Neueingetretenen gehörten der gemäßigten, gewissermaßen farblosen Richtung an; auch galten sie, besonders die beiden ersteren, als geistreiche Männer und geschickte tüchtige Arbeiter. Gleichwohl war es wiederum weit mehr ein Louis Philipp'scher Personen, als ein eigentlicher Systemwechsel; nur die

Namen waren geändert, vielleicht auch die Talente, die Principien blieben.

Allein schon die ersten Sitzungen der neuen Versammlung lieferten den Beweis, daß weder die Radikalen zu ihren Hoffnungen, noch die Regierung zu ihren Befürchtungen Grund gehabt; war es bloß aus Besorgniß vor der Versammlung gewesen, so hätten die alten Minister in Gottes Namen im Amte bleiben können....

Das allgemeine Wahlrecht, in der Ausdehnung, wie es soeben in Frankreich zur Ausübung gekommen war, ist ein zweischneidiges Schwert, das sich nicht selten gerade gegen denjenigen kehrt, der sich am Sichersten damit zu vertheidigen gedachte. Weit entfernt, das Ruder des Staates in die Hände der äußersten Linken zu bringen, war die neue Versammlung vielmehr im Gegentheil weit gemäßigter, weit stabiler, als die verfassunggebende Versammlung gewesen war. Auch die sogenannte honnette Republik war nur sehr schwach, mit kaum achtzig Stimmen darin vertreten. Die Parteien hatten eben Zeit gehabt, hatten auch, soweit sie es nicht etwa bereits verstanden, gelernt, die Masse zu bearbeiten und zu bestechen. Und da war es denn ganz natürlich, daß diejenige Partei, welche die meisten materiellen Mittel in Händen hatte, auch die meisten Stimmen für sich zusammengebracht: das heißt also

die Partei der großen Besitzenden, die Partei derjenigen, welche Ruhe und Ordnung haben will um jeden Preis und die sich daher auch gern mit jeder Politik und jeder Staatsform einverstanden erklären, vorausgesetzt, daß nur ihrem Interesse, ihrem Egoismus dabei freies Feld verbleibt.

Gleich die ersten formellen Schritte, durch welche die Versammlung sich konstituirte, brachte diese Lage der Dinge an den Tag; bei sämmtlichen Commissions- und andern Wahlen blieb die radikale Partei in entschiedener Minderheit. — Je größer nun die Hoffnungen dieser Partei gewesen, je größer jetzt ihr Unwille, je fester ihr Vorsatz, den parlamentarischen Weg überhaupt zu verlassen, also die gegenwärtige Versammlung überhaupt zu sprengen und eine neue revolutionäre, einen Convent mit einem Worte, der alle Segnungen des Jahres drei und neunzig über Frankreich brächte, herzustellen. —

Wieder war es die römische Expedition, welche die Veranlassung dazu geben sollte. Während in Klubs und Vereinen, geheim und öffentlich, alles zum gewaltsamen Ausbruch vorbereitet ward, stellte Ledru Rollin am elften Juli in der Versammlung einen Antrag auf Versetzung in den Anklagestand, sowohl gegen die Minister als gegen den Präsidenten der Republik

selbst. Die Nachricht von der begonnenen Beschießung Roms, welche soeben nach Paris gekommen, bot ihm nur allzu reichen, allzu fruchtbaren Stoff zu den ungestümsten und verwegensten Anklagen. Der Redner, mit der ihm eigenthümlichen überfluthenden Heftigkeit, wies nach, was ihm freilich Niemand mit Grund ableugnen konnte, daß die ganze Politik des Ministeriums in den italienischen Angelegenheiten, ja die ganze auswärtige Politik des Ministeriums überhaupt, von Anfang bis zu Ende, nur ein Gewebe sei von Falschheit, Lüge und Erniedrigung; er wies nach, daß das Kabinet regelmäßig eine doppelte Sprache geführt, eine halbe, zweideutige, mit Recht und Freiheit, Ruhm und Wohlfahrt kokettirende vor der Versammlung, und eine andere, eine Sprache brutaler Unterdrückung und Gewalt, in den Instruktionen an ihre Befehlshaber und Unterhändler; er wies nach, daß die Verfassung seit Monaten von allen Seiten und in allen Punkten durch die Regierung verletzt und mit Füßen getreten sei; er schloß endlich mit der Drohung, daß, da die Versammlung nicht geneigt scheine, durch ihr Votum das Kabinet von seinen Verfassungsverletzungen zurückzuhalten, er und seine Freunde die Verfassung aufrecht erhalten würden — wenn es sein müßte, auch mit den Waffen in der Hand!

Dies Letztere war denn nun freilich eine höchst unparlamentarische Aeußerung, und der tobende Unwille, der sich auf den Bänken der Majorität dagegen erhob, war vollkommen gerechtfertigt. Aber auch höchst unpolitisch war sie, und verrieth aufs Deutlichste die Unsicherheit und Schwäche, in welcher, trotz aller Anklagen und aller Drohungen, sich die Partei des Herrn Ledru Rollin selbst befand. Schon im gemeinen Leben pflegt man den als Poltron zu verachten, der die ungeheuren und unerhörten Dinge, die er mit Nächstem unternehmen will, zum Voraus verkündigt; welche Poltronnerie nun gar erst, von der Rednerbühne eines Parlaments herab mit dem Aufstand in der Straße zu drohen! Nein, wer ernsthaft mit dergleichen Dingen umgeht, der hält sie zum Wenigsten geheim, der schmiedet seine Pfeile wenigstens im Stillen und lockt nicht durch muthwilliges Klappern und Lärmen die Häscher selbst herbei ....

Wirklich ging die Versammlung, denselben Abend noch, mit sehr bedeutender Stimmenmehrheit über das Oudinot'sche Bombardement zur einfachen Tagesordnung über: und hieß es hiernach nur, eine einmal übernommene Rolle fortspielen um jeden Preis, wenn Herr Ledru Rollin, auch nach dieser Abstimmung noch, die ange=

kündigte Anklage gegen die Regierung in der That ein=
reichte.

Die Verhandlung darüber wurde auf den nächsten
Tag angesetzt. Die kurze Frist bis dahin wurde von
beiden Parteien, von der Regierung sowohl wie von
der Partei des Berges, benutzt, die beiderseitigen Streit=
kräfte zu prüfen und sich vorzubereiten auf eine Ent=
scheidung, die so drohend, so feindlich angekündigt war,
und die schon keine parlamentarische mehr bleiben sollte.
Namentlich die militärischen Zurüstungen wurden von
der Regierung im größten Maßstab betrieben; schon am
elften sollen funfzigtausend Mann unter Changarnier's
Befehl schlagfertig gestanden haben, und noch einmal
so große Truppenmassen wurden für den nächsten Tag
in Bereitschaft gesetzt.

Auf der andern Seite saßen die Häupter der re=
volutionären Partei ebenfalls in Berathung. Der Plan
des Aufstandes ward in allen Einzelnheiten besprochen;
die Vorstände der Klubs, die Ausschüsse der Studiren=
den, die Obersten eines nicht geringen Theils der Na=
tionalgarde, endlich die verschiedenen, so höchst zahl=
reichen Arbeitervereine erhielten ihren Platz angewiesen
und ihre Parole ausgetheilt . . . . Bejammernswerther
Zustand einer Gesellschaft, die, mitten im scheinbaren
Frieden, in zwei Heerlager geschieden ist, zwischen denen

allein noch das Schwert entscheiden kann und wo der entsetzlichste aller Kriege, der Bürgerkrieg, berathen wird, mit soviel kaltem Blut, soviel nüchterner Ueberlegung, als handelte es sich um ein ganz erlaubtes, ganz alltägliches Unternehmen!

Auch mit den zahlreichen Comites fremder Revolutionäre, denen Paris zum Sitz diente, setzte Ledru Rollin sich in Verbindung. Oder vielleicht richtiger: diese Comites setzten sich in Verbindung mit ihm. Namentlich scheint dies Letztere der Fall gewesen zu sein von Seiten der deutschen Revolutionäre. Unsere Leser wollen sich erinnern, daß eben damals in Deutschland selbst der Bürgerkrieg bereits in hellen Flammen stand, und daß, wie wir am Schluß unsers vorletzten Kapitels bereits angedeutet haben, die Hoffnungen unserer Revolutionsmänner auf nichts mit größerer Sehnsucht gerichtet waren, als auf einen Umsturz in Frankreich, der die dortige äußerste Linke zur Herrschaft gebracht hätte. Aus Baden und der Pfalz, die sich beide damals im Aufstand befanden, waren Gesandtschaften in Paris anwesend, die sich für den unbezweifelten Fall, daß Ledru Rollin und seine Freunde siegten, des sofortigen Beistands der Sieger versichern sollten. Im Interesse dieser Agenten lag es denn also freilich, den Ausbruch des Bürgerkriegs in Frankreich nach Möglich-

keit zu beschleunigen. Dürfen wir (und leider dürfen wir es nicht bloß, sondern sogar wir müssen es) den Berichten Glauben schenken, welche späterhin von dieser Seite selbst veröffentlicht, namentlich den Vorwürfen, welche von hier aus gegen die Leiter der französischen Bewegung erhoben worden sind, so haben diese Agenten es an Aufmunterungen und Anerbietungen dazu nicht fehlen lassen; selbst deutsche Provinzen an Frankreich abzutreten, und also ganz ebenso, wie die Regierungen, ihre Pläne auf die Habsucht und Schlechtigkeit der Masse zu gründen, scheint diesen Unterhändlern kein zu theurer Preis gewesen zu sein, um damit dem übrigen Deutschland diejenige Form der Freiheit zu erkaufen, die sie als die einzig mögliche, einzig vernünftige erkannt zu haben meinten. — Auch von den Pariser Arbeitervereinen soll der Antrag gestellt worden sein, ohne weiteres Säumen und ohne noch länger den fruchtlosen Weg parlamentarischer Verhandlungen zu betreten, sofort und in derselben Nacht noch loszuschlagen. Aber Ledru Rollin, wird erzählt (und der gänzliche Mangel an Muth, der von diesem Revolutionsmanne in der Folge dargelegt ward, macht die Erzählung allerdings glaubhaft) habe diese und ähnliche Anträge zurückgewiesen.

Und so kam es denn noch einmal am Zwölften zur

parlamentarischen Verhandlung. Wiederum schüttete Ledru Rollin den ganzen schäumenden Becher seiner Beredtsamkeit über die Versammlung aus, wiederum, mit unwiderlegbaren Gründen, erwies er die Verlogenheit und Nichtsnutzigkeit der damaligen französischen Politik. Aber wiederum war auch das Resultat dasselbe: die Linke selbst, ihre Niederlage voraussehend, hatte sich der Abstimmung enthalten — und so fanden sich in der ganzen Versammlung nur acht Stimmen, welche dem Ledru Rollin'schen Antrag auf Anklage der Regierung beitraten, während fast vierhundert sich gegen denselben erklärten.

Unter Schimpfen und Toben verließen Ledru Rollin und seine Freunde die Versammlung. Wieviel Furcht, oder doch wenigstens Unbehaglichkeit sich unter diesem Toben verbarg, mag dahingestellt bleiben. Denn freilich stand die Sache jetzt so, daß die Partei entweder das Wort einlösen mußte, daß Ledru Rollin am Elften in die Versammlung geschleudert — oder sie selbst war für ewige Zeiten um alles Ansehen beim Volk, ja sogar um die Furcht ihrer Feinde gebracht.

In einer geheimen Berathung, die in dem Redaktionslokal der Demokratie pacifique, eines bekannten Fourieristischen Journals, stattfand, wurde eine „Proklamation an das Volk" abgefaßt, durch welche sowohl der

Präsident der Republik und seine Minister, als auch derjenige Theil der gesetzgebenden Kammer, der sich durch seine jüngste Abstimmung zum Mitschuldigen am Bruch der Verfassung gemacht, in die Acht erklärt wurden. Die Nationalgarde, wie das gesammte Volk möge sich erheben; alle Läden sofort seien zu schließen; auch die Soldaten wurden erinnert, daß sie ebenfalls stimmberechtigte Bürger, und daß ihre erste Pflicht darin bestehe, die Verfassung zu schützen. —

Durch die Journale der Partei wurde diese Proklamation am nächsten Morgen veröffentlicht. Aber damit auch hier wieder, in dieser an sich so entsetzlichen Tragödie des beabsichtigten Bürgerkriegs, der Hanswurst nicht fehle, erschien gleichzeitig noch eine andere Proklamation, in welcher das „deutsche Comite in Paris" und das „Comite der polnischen Emigration in Paris" ihren Beitritt zu den Deklarationen der französischen Demokratie erklärten. . . .

Also wohlverstanden: Polen und Deutsche, Fremde mit einem Wort, die in die Angelegenheiten Frankreichs nicht das Mindeste hineinzusprechen hatten, ja deren Einmischung in den Augen der französischen Nation der beginnenden Bewegung nur Schaden thun mußte, erklärten die Regierung des französischen Volks in die Acht! — Und nun, um die Lächerlichkeit

dieses Schrittes vollständig zu empfinden, muß man noch wissen, daß weder ein derartiges polnisches, noch ein deutsches Comite, unter dieser Firma wenigstens, in Paris, wie anderwärts, überhaupt existirte: sondern das Ganze war, was man gemeiniglich einen — Puff nennt. — Nein wahrhaftig, eine Partei, die sich nicht entblödete mit solchen Mitteln zu kämpfen, die die Stirn hatte, in so viel Verwegenheit so viel Kinderei, zu so viel blutigem Ernst soviel knabenhafte Thorheit zu mischen, eine solche Partei, wie unberechtigt, wie elend auch ihre Gegner, hatte dennoch keine Aussicht zum Siege, noch kann und wird sie dieselbe jemals haben!

Außerdem war noch eins jener bekannten Zugmittel der Emeute verabredet worden, eine sogenannte friedliche Manifestation, die sich in zahlreichem feierlichem Zuge vor die Nationalversammlung begeben und derselben den Willen des Volkes — es ist schwer zu sagen auf welche Weise — zur Anschauung bringen sollte. War es Zufall, war es Mangel an Ordnung und Organisation in den Entwürfen der Partei, oder war es endlich, weil dieses Zugmittel bei der Masse selbst allmälig in Mißkredit gekommen war — genug, die Manifestation kam erst spät, erst gegen Mittag des Dreizehnten, und auch da nur ziemlich kläglich, zu Stande. Als der Zug den Boulevard der Italiener erreicht, sah

er sich plötzlich einem Wall von Bayonetten gegenüber; hinter den Bayonetten gähnten die schwarzen Mündungen der Kanonen hervor, die Aufruhrakte ward verlesen, die Trommeln wirbelten. . . .

Auf solchen Ernst war die Manifestation nicht gefaßt gewesen; sie machte rechtsum kehrt und verlief sich, unter unbedeutenden Krawallen. —

Inzwischen hatte die Nachricht, daß die Manifestation auf die bewaffnete Macht gestoßen, Ledru Rollin und seine Freunde erreicht, die in einem Saal der Rue de Hazard der Ereignisse harrten. Ledru Rollin erhob sich: man morde, rief er — (und wohlgemerkt: es ist der Bericht eines Parteigängers des Berges, den wir unserer Erzählung zu Grunde legen) das Volk auf den Boulevards, an ihnen, den Vertretern des Volks, sei es, sich in seine Mitte zu begeben; auf, in das Konservatoire!

Dieses nämlich, das Konservatoire des Arts et Metiers, war zum einstweiligen Sitz des neuen Konvents, zugleich zum Sammelplatz der Bewegung bestimmt. Auch gelang es den Deputirten, die, etwa vierzig an der Zahl, in friedlichem Zuge, alle mit Rose und Schärpe, sich schon völlig als Konventsmitglieder gerirten, in der That, das Konservatoire zu erreichen, zum Theil vom Zuruf des Volks ermuntert. Aber auch nur von seinem

Zuruf; zum Handeln schien Niemand rechte Lust zu haben.

Auch in das Gebäude selbst einzutreten, gelang den Deputirten. Kaum aber, daß sie darinnen waren, als ein Linienregiment, geführt von dem General Cavaignac, einem Namensvetter des berühmten ehemaligen Oberhauptes der Republik, vom Boulevard her gegen das Konservatoire anrückte. Die Artilleristen der Nationalgarde, welche, von der Manifestation versprengt, den Schutz des in der Entwickelung begriffenen Konvents übernommen hatten, ließen sich, nach wenigen blinden Schüssen, in den Hof des Gebäudes zurückdrängen, Hof und Säle wurden von Soldaten überfluthet — kurzum, der ganze Konvent saß fest, wie in einer Mausefalle. An Widerstand dachte Niemand, weder vom Volk, das in dem Ganzen nur ein Spektakel sah, dessen eigentliche Bedeutung es kaum begriff, noch von den Mitgliedern des Berges selbst. Ein Theil derselben ward gefangen genommen, ein anderer, nach schnell abgelegter Rose und Schärpe, flüchtete, zum Theil durch die Fenster; unter ihnen Ledru Rollin selbst, dem dann auch die fernere Flucht nach Genf, späterhin nach England gelang.

Damit hatte der Berg denn seine Maus glücklich geboren. Schon um vier Uhr Nachmittags herrschte wiederum die vollkommenste Ruhe in Paris; ein mit so

viel Geschrei angekündigtes, so großartig annoncirtes Unternehmen hatte als miserabelste Farce geendigt. —

Keinen größeren Erfolg hatten die Aufstände, welche für denselben Tag in vielen Städten der Provinz vorbereitet waren, und von denen einige, wie namentlich in Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rheims, Dijon ꝛc. in der That zum Ausbruch kamen. Auch sie wurden mit verhältnißmäßig geringer Mühe unterdrückt. Die Gefangenen wurden im Spätherbst vor den Staatsgerichtshof in Versailles gestellt; die Urtheile (Nov. 13.) waren außerordentlich streng, die meisten lauteten auf Deportation.

Allein noch viel größere Einbuße hatte die radikale Partei in Frankreich durch die freiwillige Flucht der Uebrigen erlitten; ihrer Führer beraubt und durch das Ridiküle ihres letzten Auftretens auch in den Augen der Masse gerichtet, sah sie sich genöthigt in das Dunkel der Konspiration zurückzukehren und, meist vom Auslande her, geheime, verhängnißvolle Netze zu spinnen. Noch jetzt spinnt sie daran. . . .

Doch nicht bloß sie selbst, sondern, wie es in allen solchen Fällen geht, ganz Frankreich mußte ihre Verschuldung büßen. Die Regierung, der allerdings gar nichts Erwünschteres hatte geschehen können, als dieser thöricht verbrecherische Streich, wetteiferte förmlich mit der

gesetzgebenden Versammlung, wer den Anderen in Gewaltmaßregeln und freiheitsfeindlichen Anträgen und Gesetzen übertreffen könne. Ueber Paris und Lyon wurde der Belagerungszustand verhängt; alle Klubs und Vereine wurde die Regierung auf die Dauer eines Jahres ermächtigt zu untersagen; auch der Presse wurde durch ein neues, geschärftes Gesetz Zaum und Zügel angelegt.

Nach diesen Beschlüssen, welche in jagender Eile gefaßt wurden, als ob man ja keine Zeit verlieren dürfe, die Republik Frankreich immer mehr in das Gegentheil ihres Namens zu verwandeln, vertagte sich die Versammlung (Juli 30.) bis zum ersten Oktober. — Diese Zwischenzeit wurde von den Intriguen der Parteien, besonders der Legitimisten auf der einen, der Anhänger des Kaiserthums auf der andern Seite, ausgebeutet. Der Präsident selbst, der, nach Zersprengung der äußersten Linken, den Boden unter seinen Füßen wohl etwas sicherer fühlen mochte, stellte allerhand unwürdige Versuche an, der Volksgunst zu schmeicheln und die öffentliche Meinung mit sich zu versöhnen. Auch diesen Bestrebungen wieder mußte die römische Angelegenheit zum Tummelplatz dienen. Hinter dem Rücken seiner Minister, schickte er unterm achtzehnten August ein Schreiben nach Rom an Edgar Ney, seinen Adjutanten, in welchem

die römische Politik Frankreichs gemißbilligt und der Papst wegen der reaktionären Maßregeln, durch die er sowohl seine kaum wiederhergestellte Regierung als namentlich auch die Ehre Frankreichs in Gefahr setze, heftig getadelt ward.

Als dies Schreiben bekannt ward (und auch dies gewiß nicht ohne Zuthun des Präsidenten selbst: Ende August) trat Herr von Falloux aus dem Ministerium. Die übrigen Minister, als die Kammer wieder zusammengetreten war, desavouirten das Schreiben des Präsidenten; ja dieser selbst, dem es auf einen Brief mehr oder weniger nicht anzukommen schien, ließ sich herbei zu einem zweiten Schreiben, durch das er sein erstes ebenfalls desavouirte.

Gleichwohl war diese Nachgiebigkeit nur Schein; in der Brust des Präsidenten war von dieser Angelegenheit dennoch ein Stachel zurückgeblieben, der ihn plötzlich zu einem so unerwarteten, wie dem Princip nach wichtigen und folgenreichen Schritte trieb. — Nachdem das Publikum von Paris sich schon längere Zeit mit Gerüchten von einer demnächst bevorstehenden Ministerkrisis getragen, wurde die Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 31. Oktober durch ein Aktenstück überrascht, welches sich als Botschaft des Präsidenten der Republik an die Nationalversammlung ankündigte. Der

Präsident erklärte darin, daß unter den schwierigen Verhältnissen, in denen man sich befinde, die Uebereinstimmung, welche zwischen den verschiedenen Staatsgewalten herrschen müsse, nur dann erhalten werden könne, wenn dieselben, beseelt von gegenseitigem Vertrauen, sich offen gegen einander aussprächen. Um ein Beispiel dieser Offenherzigkeit zu geben, wolle er der Versammlung hier die Gründe mittheilen, welche ihn bewogen, das Ministerium zu ändern und sich von Männern zu trennen, deren ausgezeichnete Dienste er übrigens dankbar anerkenne.

Aber um die von so vielen Seiten durch die Anarchie bedrohte Republik zu befestigen, und zugleich auch im Auslande den französischen Namen auf der Höhe seines Rufes zu erhalten, bedürfe es Männer, welche, voll patriotischer Hingebung, die Nothwendigkeit einer einigen und festen Leitung begriffen, welche die Regierungsgewalt durch keine Unentschlossenheit kompromittirten, welche eben so besorgt seien für seine, des Präsidenten Verantwortlichkeit, als für ihre eigene, und das Handeln eben so nothwendig hielten, als das Reden.

Seit fast einem Jahre habe der Präsident hinlängliche Proben der Selbstverleugnung gegeben; ohne Groll gegen irgend eine Persönlichkeit oder Partei, habe er Männer der verschiedensten Meinungen in die Verwal-

tung berufen — und doch nichts damit erreicht, als nur ein unfruchtbares Neutralisiren der Kräfte.

Bei dieser Lage der Dinge, unter der Eifersucht der Parteien, suche Frankreich, unruhig, weil es die Leitung vermisse, die Hand, den Willen, das Banner des Erwählten vom zehnten December. Aber dieser Wille selbst könne nicht verspürt werden, wenn nicht zwischen dem Präsidenten und seinen Ministern eine völlige Gemeinschaft der Ideen, Ansichten und Ueberzeugungen existire, und wenn nicht die Versammlung selbst sich dem nationalen Gedanken beigeselle, dessen Ausdruck die Wahl des Präsidenten gewesen... Und jetzt kommen einige Sätze, von so wunderbarem Ausdruck und so bedeutungsvoll in jedem Buchstaben für die geheimen Absichten des Präsidenten, daß wir nicht umhin können, dieselben wörtlich mitzutheilen.

„Ein ganzes System," fährt der Präsident fort, „hat triumphirt am 10. December: denn der Name Napoleon ist für sich allein ein Programm. Er will sagen: im Innern Ordnung, Autorität, Religion, Wohlbehagen des Volkes; nach außen nationale Würde. Dies ist die durch meine Erwählung inaugurirte Politik, die ich mit Unterstützung der Versammlung und des Volkes triumphiren machen will. Ich will mich würdig zeigen des Vertrauens der Nation, indem ich die von

mir beschworne Konstitution aufrecht erhalte. Ich will dem Lande durch meine Loyalität, Beharrlichkeit und Festigkeit ein solches Vertrauen einflößen, daß die Geschäfte wieder aufleben und man zur Zukunft Vertrauen gewinne."

„Der Buchstabe einer Verfassung hat ohne Zweifel einen großen Einfluß auf die Geschicke eines Landes; aber die Art ihrer Ausführung übt vielleicht einen noch größern aus. Die längere oder kürzere Dauer der Regierungsgewalt trägt gewiß mächtig zur Stabilität der Verhältnisse bei; aber es sind ebenso die Ideen und Principien, die die Regierung vorwalten läßt, welche die Gesellschaft beruhigen."

„Heben wir daher die Autorität, ohne die wahre Freiheit zu beunruhigen. Beschwichtigen wir die Befürchtungen, indem wir kühn die schlechten Leidenschaften niederzwingen und indem wir allen edlen Trieben eine nützliche Richtung geben."

„Befestigen wir das religiöse Princip, ohne irgend eine der Errungenschaften der Revolution aufzugeben, und wir werden das Land retten, ungeachtet der Parteien, der ehrgeizigen Bestrebungen und selbst der Mängel, die unsere Institutionen entfalten mögen." —

Diesem seltsamen und unerhörten Programm folgte erst am folgenden Nachmittag (Nov. 1.) die Liste des

neuen Ministeriums: Beweis genug, daß die Bildung desselben noch im letzten Moment auf wesentliche Schwierigkeiten gestoßen sein mußte. Und freilich, wer mochte sich so willig dazu hergeben, bloßes Werkzeug eines allmächtigen Präsidenten, bloßer Schattenminister, bloßer Nachhall eines allerhöchsten Willens zu sein, dem obenein auch noch die Nationalversammlung in patriotischer Hingebung sich beigesellen sollte, und der auf diese Weise weit unumschränkter, weit souveräner werden mußte, als jemals ein König von Frankreich gesetzlicher Weise gewesen? Wer mochte sich hergeben zur Ausführung dieses Programms, aus dem die Lüsternheit nach der Kaiserkrone so deutlich, so tappig hervorblickte, und in dessen Perspektive Verfassungsbruch, Meineid, Bürgerkrieg stand?!

Aber die Leute fanden sich dennoch: ziemlich namenlose zwar — aber das gehörte ja eben mit dazu, die Sonne des Präsidenten durfte ja durch keine anderen Gestirne verdunkelt werden. Als Ministerpräsident fungirte der Kriegsminister Herr v. Hautpoul, früher ein Günstling des Herzogs von Angouleme, und auch jetzt noch den Legitimisten beigezählt. Der Finanzminister, Herr Fould, hatte freilich begründeten Anspruch auf diese Stelle; er war bekanntlich der Privatfinanzminister des Präsidenten, der ihm schon von seiner Wahl her mit

außerordentlichen, für den Präsidenten selbst auf geradem Wege nicht wohl erschwinglichen Summen verschuldet sein sollte. — Unter den übrigen Namen waren der des Ministers des Innern, Ferdinand Barrots, eines Bruders von Odilon Barrot, sowie die des Herrn von Rayneval, des Ministers des Auswärtigen, allenfalls noch die bekanntesten. Ferdinand Barrot, von Haus aus Advokat, von mittelmäßigem Talent, gehörte zur nächsten persönlichen Umgebung des Präsidenten; Herr von Rayneval war in der römischen Angelegenheit beschäftigt gewesen und hatte hier mit dem General Oudinot stets im besten Einverständniß gestanden. — Das Ganze, wie gesagt, war eine Genossenschaft unbekannter, namenloser Mittelmäßigkeiten; das abgetretene Ministerium, das an seiner Berühmtheit eben auch nicht schwer zu tragen gehabt hatte, wurde dadurch ordentlich wieder zu Ansehen gebracht.

Mit solchen Männern denn also begann Ludwig Bonaparte die neue Phase seiner Präsidentschaft, zugleich die neue Phase der französischen Zustände, die sich mit seinem Programm vom 31. Oktober eröffnet, und in der auf die brutalste wie einfältigste Weise wieder herzustellen versucht wird, was Louis Philipp so schlau, mit so viel Kunst und List, dennoch fruchtlos erstrebt hatte: den Willen der Nation an den Willen des

Einzelnen zu knüpfen und den Absolutismus unter der Form nationaler Freiheit und Selbstbestimmung zum eigentlichen Wesen des französischen Staatslebens zu machen. Der Kreislauf der Revolution hatte sich damit vollendet, sie war wieder angelangt, von wo sie ausgegangen: — aber wer wagt zu behaupten, daß sie damit auch am letzten Ziele angelangt ist und daß diesem augenblicklichen Stillstand nicht vielmehr eine neue, furchtbare Bewegung folgen wird?!

Der Bürgerkrieg in Deutschland: Sachsen, Baden und die Pfalz.

Haben wir uns nun im Vorstehenden so lange aufgehalten bei Schilderung der Pariser Junipossе, so ist das unter Anderm auch deshalb geschehen, um mit diesem Gemälde französischer Thorheit und Schwäche zugleich die Thorheit und Schwäche der deutschen Revolutionsmänner zu zeichnen, welche kurzsichtig genug gewesen waren (um von dem Verbrecherischen völlig zu schweigen), sich Schutz und Beistand zu versprechen von einer Partei, welche sich selbst so rath- wie thatlos erwies: — und wenden wir uns nunmehr zurück zu der Geschichte jener Aufstände, welche in Folge der Krisis, die über das Frankfurter Parlament gekommen war, in Deutschland ausbrachen, und deren wir bereits an einer früheren Stelle flüchtige Erwähnung gethan haben.

Zwar der erste dieser Aufstände, der sächsische, wie er der Zeit nach um mehre Wochen früher fällt, als der versuchte Juniaufstand in Paris, scheint auch übrigens mit der französischen Revolutionspartei nur in entferntem Zusammenhange gestanden zu haben. Die eigentlichen Fäden der sächsischen Bewegung vielmehr, so weit man nämlich bis jetzt und bei der officiellen Dunkelheit, in welcher die Dresdner Vorgänge erhalten werden, im Stande ist, den Zusammenhang dieser Angelegenheit zu beurtheilen, scheinen in den Händen jener abstrakt revolutionären Partei gelegen zu haben, als deren Vertreter, neben einigen Berühmtheiten der deutschen Journalistik, besonders der Russe Bakunin, dieser Mazzini des Nordens, gelten darf. Möglich, ja wahrscheinlich, daß auch czechische Bestrebungen mit hineingespielt haben.

Allein auch abgesehen von diesen speciellen Anregungen, über die wir uns, wie gesagt, bis jetzt bloß vermuthungsweise äußern dürfen, und auch abgesehen ferner von jenen schon früher berührten allgemeinen Zuständen Deutschlands, besonders jenen Fehlgriffen und Verbrechen, durch welche die deutschen Regierungen selbst den Aufstand förmlich herausgefordert, — war auch in Sachsen selbst Stoff und Veranlassung genug zu einer derartigen bejammernswerthen Katastrophe. —

Lebhafter als die meisten andern deutschen Staaten mußte Sachsen, in die Mitte gedrängt zwischen Oesterreich und Preußen alle Schwankungen im Leben des Gesammtvaterlandes empfinden; durch die Theilung im Jahre funfzehn der Mehrzahl seiner natürlichen Hilfsquellen beraubt und zu einem unseligen Zwitterzustande verdammt, mußte es schmerzlicher, als die meisten andern, das Bedürfniß deutscher Einheit empfinden. Bei den vielen unreinen und unwürdigen Momenten, die sich auch in den Dresdner Aufstand gemischt, soll dieses Moment deutschen Einheitbedürfnisses und einheitlichen deutschen Patriotismus, welches so viel edle Herzen erfüllte, soviel treffliche Männer einem Kampfe zuführte, den sie im Grund ihrer Seele selbst nicht billigen konnten, von uns am Wenigsten übergangen werden.

Dazu kam nun eine langjährige geheime, gleichwohl nur um so gefährlichere Mißstimmung zwischen der Dynastie und dem Volk; zunächst aus religiösen Motiven herstammend, hatte dieselbe durch unzählige größere und kleinere Ereignisse der letzten Jahre, besonders durch die unglücklichen Leipziger Vorgänge vom Jahre fünf und vierzig, eine immer wachsende Nahrung erhalten. — Es kam aber auch ferner dazu, die Schwäche und Haltungslosigkeit der Regierung selbst, die hier durch thörichten Widerstand, dort durch noch

thörichtere Nachgiebigkeit den Brand immer mehr geschürt, und ebenso sehr durch die Plumpheit als die Unredlichkeit, mit welcher sie ihr Sondergelüste verfolgte, jede letzte Spur von Achtung und Zutrauen selbst vernichtet hatte; — es kam dazu der Aberwitz der letzten Kammern, die, wie wir früher erzählt haben, in Partikularismus und Selbstsucht mit der Regierung wetteiferten und nur in knabenhafter Uebertreibung vermeintlicher demokratischer Principien Alles übertrafen, was die jüngste Zeit in dieser Art zu Tage gebracht hatte.

Und endlich kam dazu ein gewisser nationaler Zug, ein gewisses (wenn diese Zusammenstellung erlaubt ist) kaltes Echauffement, eine gewisse doktrinäre Begeisterung für Principien, die gar nicht auf eigenem Boden gewachsen zu sein brauchen, o nein, es genügt schon völlig, wenn sie nur in Mode sind und als die neuesten des Tages gelten, — mit einem Wort: eine gewisse beschränkte, halb gutmüthige, halb eitle Nachahmungssucht kam dazu, die dem Charakter des sächsischen Volkes, wenigstens wie dasselbe augenblicklich ist, anzukleben scheint und aus der (um an ein anderes famoses Beispiel zu erinnern) es namentlich auch erklärlich ist, wie der Deutschkatholicismus und die sogenannte Lichtfreundschaft, diese Musterschöpfungen der Trivialität und des geistigen Spießbürgerthums, gerade in Sachsen so

zuvorkommende Aufnahme, so bleibende Stätte haben finden können. — Schon an dem Gebahren der sächsischen Kammer hatte dieser Zug des nationalen Charakters einen sehr wesentlichen Antheil gehabt. Auch der Dresdner Maiaufstand, mit seinem planlosen Anfang, seinem entsetzlichen Fortgang, ist zum guten Theil derselben Quelle zuzuschreiben: man wollte in Sachsen auch seine bewaffnete Revolution haben; man wollte es auch machen zum Wenigsten wie die Schwaben, die ihren König so mannhaft gezwungen; man wollte zeigen, was man für ein Held wäre gegen diese verhaßten maulfertigen Windbeutel, diese Preußen, die sich nicht rückten und rührten — ach, es ist jammervoll zu denken, aus wie nichtiger Thorheit sich soviel Elend und Verderben für Tausende, soviel Schmach und Niederlage für ganz Sachsen, ganz Deutschland, ja für die ganze Sache unserer Freiheit und Einheit entwickelt hat! — —

Am sieben und zwanzigsten April war die zweite Kammer in Berlin aufgelöst worden; am acht und zwanzigsten erschien das früher mitgetheilte Aktenstück des preußischen Ministeriums, durch welches die definitive Ablehnung der Kaiserkrone motivirt ward. An demselben Tage war auch in Dresden die Auflösung der Kammern beschlossen worden. Dieselben hatten eben noch Zeit gehabt, gleichfalls am Acht und zwanzigsten, das

Regierungsdekret zurückzuweisen, welches die Fortbewilligung der Steuern verlangte, und dadurch, da die Bewilligungszeit mit dem Dreißigsten desselben Monats zu Ende ging, eine desfallsige Berathung für diesen Tag aber nicht auf die Tagesordnung gesetzt ward, eine, wenn auch nur versteckte, indirekte, und eben dadurch höchst charakteristische Steuerverweigerung auszusprechen. Sie hatten auch noch Zeit, am Dreißigsten selbst eine Reihe von Beschlüssen zu fassen, durch welche der Regierung die Annahme der Frankfurter Reichsverfassung nebst dem Reichswahlgesetze zur unbedingten Pflicht gemacht, auch zum Voraus erklärt wurde, daß sie jeder Aenderung dieser Verfassung und dieses Wahlgesetzes, es sei denn auf dem in der Verfassung selbst vorgesehenen Wege, den entschiedendsten Widerstand entgegensetzen würden. — Unmittelbar, nachdem diese Beschlüsse gefaßt, wurde die Auflösung der Kammern verkündigt; auch war dieselbe schon seit zwei Tagen durch die Zeitungen als dicht bevorstehend bekannt geworden.

Und so hatten denn die Kammern selbst endlich auch dazu noch Zeit gehabt, sich auf die Auflösung vorzubereiten und die vermuthlichen nächsten Schritte in Ueberlegung zu ziehen. Wirklich erschienen am demselben Tage noch zwei Proteste: der der Linken in gemäßigter, nur für den Eindruck viel zu wortreicher Abfassung; sie lehnte

darin jede Schuld des entstandenen Konfliktes von sich ab, berief sich, wundersam genug, auf die besondere deutsche Gesinnung, welche sie überall gezeigt, und erklärte sich schließlich befriedigt von dem Bewußtsein, ihren Auftrag, soweit möglich, im Sinne des Volks oder doch seiner Mehrzahl erfüllt zu haben. Weit heftiger war der Aufruf der äußersten Linken. Sie rief das Volk auf zum Richter zwischen dem Ministerium und den Kammern; sie verwahrte sich feierlich gegen alle bevorstehenden Eventualitäten, und schob die ganze Verantwortlichkeit allein den Ministern zu; sie rief wiederholt die Entscheidung des Volkes an — möge dasselbe mannhaft und siegreich den Kampf bestehen, den Kampf um sein Recht und seine Freiheit!

Allein so kriegerisch diese Mahnung auch klang, und so drohende Beschlüsse auch in den zahlreichen politischen Vereinen gefaßt wurden, so darf man doch mit Gewißheit annehmen, daß dazumal an einen eigentlichen bewaffneten Aufstand noch von Niemand, auch von der äußersten Linken nicht, gedacht ward; es war eben nur Phrase, und mit der Phrase hoffte man durchzukommen.

Aber die Ereignisse, wenn sie einmal in Fluß gerathen, lassen sich durch die Phrase nicht wieder beherrschen, ja auch nicht einmal durch den guten Willen

und die wohlmeinende Absicht, an denen es auch in Dresden ganz gewiß nicht gefehlt hat. — Am ersten Mai wurde der Tags zuvor erfolgte Rücktritt der Minister Held, Weinlig und von Ehrenstein bekannt; der Widerstand, welchen sie in der deutschen Verfassungsfrage beim König gefunden, habe sie dazu genöthigt. Nur die Minister von Beust und Rabenhorst waren geblieben; der Vorsitz dieses verstümmelten Ministeriums wurde, nebst dem Justizdepartement, dem geheimen Rath Zschinsky übertragen. —

All diese Vorgänge, verbunden mit jenen abenteuerlichen, zum Theil abgeschmackten Gerüchten, die bei solchen Gelegenheiten niemals ausbleiben und deren keines abgeschmackt genug ist, es wird dennoch geglaubt —, hatten die sonst so ruhige, so ächt spießbürgerliche Bevölkerung der Hauptstadt in die lebhafteste Aufregung versetzt; das Ludwigsburger Ereigniß lag den Leuten eben im Kopf. Als nun auch die letzten Versuche, welche die städtischen Behörden noch im Lauf des Dritten zu Gunsten der Frankfurter Verfassung beim Könige machten, fruchtlos blieben, und als auch sogar die angebotene Vermittelung eines vom Parlament entsendeten Reichskommissars den Erfolg nicht hatte, den man sich (höchst naiver Weise) davon versprochen: so glaubte man den rechten Augenblick gekommen, das

Beispiel der Schwaben nachzuahmen. Der König von Sachsen galt bis dahin als ein im Ganzen wohlmeinender, mäßiger, schüchterner Mann; hatte die Energie und der dynastische Stolz des alten Schwabenkönigs sich den Drohungen des Volkes beugen müssen, wie ließ sich denken, daß der milde, zaghafte Friedrich August widerstehen würde?

Die Kommunalgarde tritt unter die Waffen; die Sturmglocken läuten. Am Zeughaus erfolgt der erste blutige Zusammenstoß; das Rathhaus wird vom Volk besetzt, das königliche Schloß selbst durch Steinwürfe angegriffen. Ueberall in den Straßen erheben sich Barrikaden, durch alle Thore strömen fremde Zuzügler, Landvolk und ganz besonders Bergleute, herbei. Bevor die Nacht noch hereinbricht, ist der Aufstand in vollem Gange.

Das Gemälde des Bürgerkriegs ist ein zu trauriges, zu herzzerschneidendes, als daß wir nicht rasch über die nächsten Scenen hinwegeilen sollten; auch ist es nicht der Zweck dieses Buches, militärische Operationen zu beschreiben, weder auf Seiten der Revolution, noch auf Seiten derer, welche sie bekämpfen. Der größere Theil der sächsischen Armee befand sich eben damals in Schleswig-Holstein; auch der Rest war nicht völlig zuverlässig. Während daher die Truppen, die

Altstadt mit Ausnahme des Schlosses preisgebend, sich auf das andere Elbufer zurückzogen, entsandte die Regierung aufs Schleunigste Boten nach allen Seiten, nach Berlin, Torgau, Görlitz, um preußischen Beistand herbeizuholen. Der König selbst, mit Anbruch des vierten Mai, hatte Dresden heimlich verlassen; er flüchtete auf die Veste Königstein, die Minister hatten ihn begleitet, es war, wenn auch nur auf Stunden, keine Regierung mehr vorhanden.

Die unvermeidliche und natürliche Folge davon war, daß zur Wahl einer provisorischen Regierung geschritten und der Revolution damit ein neuer, bedeutungsvoller Halt gegeben ward. Man fühlte sich jetzt vollkommen in Kriegszustand, und zwar in einem wohlberechtigten, besonders jener preußischen Hilfe gegenüber, welche die Regierung nachgesucht hatte und deren Eintreffen stündlich erwartet wurde. Die provisorische Regierung nahm nun die Vertheidigung der Stadt in die Hand, ein Oberbefehlshaber wurde bestellt, zugleich, in wiederholten dringenden Ansprachen, das ganze sächsische, ja das ganze deutsche Volk zu Mitkämpfern aufgefordert. Auch strömten in der That, nicht nur eine Menge neue Streiter herbei, besonders aus dem Voigtlande und dem Erzgebirgischen, sondern auch an verschiedenen anderen Punkten des Königreichs wurden

Versuche zu bewaffneter Erhebung gemacht; so namentlich in Leipzig, wo es in der Nacht des 6. Mai ebenfalls zum Kampfe kam. Im Ganzen jedoch war die Theilnahme äußerst gering; jene allgemeine, todesmuthige Erhebung, auf welche die provisorische Regierung gerechnet, wollte nirgend zu Tage kommen, nicht einmal in Dresden selbst, wo zwar mit großem Muth und erstaunenswerther Hartnäckigkeit gekämpft ward, aber doch weit mehr von Fremden, als von Dresdnern, ja nur von Sachsen selbst.

Im Lauf des Fünften war die erste preußische Hilfe eingetroffen, der bald weitere Verstärkung folgte. Dennoch gelang es den vereinigten preußischen und sächsischen Truppen erst nach einem dreitägigen Kampfe, bei dem jeder Fuß breit Boden gewaltsam erobert werden mußte und der alle entsetzlichsten Scenen des Bürgerkriegs, Brand, Mord, Verwüstung, in den Straßen einer Stadt entrollte, die man seit Jahrhunderten gewohnt war, als einen der vorzüglichsten, gemüthlichsten Sitze der Kunst, des Reichthums, des Wohllebens zu betrachten — erst nach einem solchen hartnäckigen, dreitägigen Kampfe, am Morgen des Neunten, gelang es den Truppen, der Stadt Meister zu werden. — Von den Führern hatte die Mehrzahl sich glücklich gerettet. Der eigentliche geistige Lenker des Aufstandes jedoch,

der schon erwähnte Russe Bakunin, der während des Kampfes durch seine rücksichtslose, ungebändigte Energie der Schrecken seiner eigenen Verbündeten gewesen sein soll, fiel in die Hände der Verfolger. Ebenso Heubner, Mitglied der provisorischen Regierung und ein vollgiltiger, würdiger Vertreter jener idealen Richtung, welche — wir wiederholen es noch einmal — auch von dieser unseligen Unternehmung nicht ausgeschlossen war. —

Der Revolution also war Sachsen entrissen: aber um schweren Preis. Während die Gefängnisse sich füllten und eine unsinnige, verbrecherische Verfolgungswuth, uneingedenk der viel größeren Verbrechen, welche die Regierung selbst auf sich geladen, und des verhängnißvollen Antheils, den auch sie an den letzten Ereignissen hatte, mit diabolischer Schadenfreude jeder Schuld nachspürte, während Mißtrauen, Noth, Elend den Verkehr lähmten und das sonst so muntere, so rührige Sachsen mit jedem Tage mehr, im Materiellen, wie ganz besonders im Moralischen, dem Untergange entgegenführte, schien auch die Regierung selbst des letzten Ueberrestes von Selbständigkeit beraubt und zu einem bloßen Satrapen des mächtigen, hilfreichen preußischen Nachbars herabgesunken. — Wie und um welchen Preis sich die sächsische Regierung nicht nur aus dieser Abhängigkeit, sondern zugleich auch aus allen Banden der

Dankbarkeit, der Pflicht und der Ehre löste, und wie sie auf diese Weise Schritt vor Schritt dahin gekommen ist, zunächst der kurhessischen zu rangiren — dies im Einzelnen zu erzählen, bleibt dem nächsten Jahrgang dieses Buches vorbehalten. Für jetzt eilen wir, noch die Geschichte des pfälzisch-badischen Aufstandes nachzutragen, indem wir uns auch hiebei aus dem schon angeführten Grunde, in den allerengsten Schranken halten.

Fortsetzung: der pfälzisch-badische Aufstand.

Die Pfalz, das gesegnetste Weinland Deutschlands, ist von einem muntern, lustigen, leichtbeweglichen Menschenschlage bewohnt; es fließt da nicht bloß viel junger Wein, sondern auch schon viel nachbarliches französisches Blut in den Adern. Das Leben ist leicht, locker, lustig, ein Wirthshausleben im Großen; seine Fäuste, wenn es sein muß, weiß der Pfälzer zu gebrauchen, aber noch weit lieber und weit besser, auch wo es nicht eben sein muß, gebraucht er seinen Mund. Bringen wir dazu in Anschlag die Kleinstaaterei, die gerade in diesem Winkel des Reichs seit Urzeiten zu Hause gewesen und die hier, auf der Grenzmark Deutschlands, dem mächtigen, geschlossenen Nachbarstaat Frankreich gegenüber, doppelt nachtheilig empfunden wird; rechnen wir dazu ferner den Widerwillen, mit welchem

das muntere pfälzische Blut, in allerdings unnatürlicher Verkuppelung, sich mit dem schwerfälligen, dickköpfigen Altbaiern zusammengewürfelt fühlt; erwägen wir endlich die Nähe des Frankfurter Parlaments und die endlose Agitation, welche seit mehr als Jahresfrist gerade in diesen Gegenden getrieben worden war, in letzter Zeit ganz besonders durch die Märzvereine: so kann es uns nicht mehr Wunder nehmen, wie der Funke der Revolution gerade hier mit am Raschesten zündete und wie diejenigen, welche die Firma der Reichsverfassung mißbrauchten, zum Deckmantel ihrer revolutionären Bestrebungen, hier gerade einen so überaus günstigen Boden fanden.

Zu derselben Zeit, da auch die Bewegung in Sachsen losbrach, in den ersten Tagen des Mai, auf die Nachricht von der erfolgten Auflösung der Kammern in München hin, fand eine große Volksversammlung zu Kaiserslautern statt, in welcher, behufs Durchführung der Reichsverfassung, ein Sicherheitsausschuß eingesetzt, auch allgemeine Volksbewaffnung zu Gunsten dieser Verfassung, sowie Steuerverweigerung, Rückberufung der pfälzischen Soldaten aus dem bairischen Heere, Beschlagnahme der öffentlichen Gelder rc. beschlossen ward.

Sowohl die bairische Regierung, welche jene Beschlüsse, statt aller gütlichen Vermittelungsversuche, ein-

fach durch Absendung bedeutender Truppenmassen beantwortete, als das Reichsministerium in Frankfurt, das auch bei dieser Gelegenheit wieder einen Reichskommissar entsendete, endlich auch das Parlament selbst, durch seine unsichere, zweideutige Haltung, machten die Lage der Dinge immer noch bedrohlicher. Nachdem der eben erwähnte Reichskommissar die zur Beruhigung der Pfalz heranrückenden Reichstruppen (Mai 10.) selbst zurückgewiesen hatte, stellte das Parlament, aus dem bereits die Mehrzahl der Mitglieder ausgeschieden war, die Pfalz durch Beschluß vom Sechzehnten unter den Schutz des Reichs; — was denn ebenfalls wieder eine vortreffliche Phrase war.

Am nächsten Tage wurde eine provisorische Regierung in Kaiserslautern eingesetzt. Wiewohl auch diese zum guten Theil nur auf dem Papier stand, indem gerade die geachtetsten und angesehensten Mitglieder derselben sich zur selbigen Zeit gar nicht in der Pfalz befanden und von ihrer Ernennung keine Kenntniß hatten. Statt ihrer debütirten Flüchtlinge aus andern deutschen Ländern, besonders auch aus Preußen, als einstweilige Herrscher der Pfalz; eine Zwangsteuer wurde ausgeschrieben, eine neue, den Verhältnissen sehr wenig entsprechende Gemeindeordnung in aller Eile oktroyirt, kurzum, eine gelinde Probe gemacht mit dem Terrorismus, den man so lange

nur von der Tribüne herab, in Parlamenten und Vereinen, gepredigt hatte.

Und zwar machte dieser Terrorismus sich zunächst nur gegen die Bevölkerung selbst geltend. Auch hier wieder sind es vorzugsweise die Berichte der revolutionären Partei selbst, die wir unserer Erzählung zu Grunde legen: schlagt dieselben auf, wo ihr wollt, und auf jeder Seite werdet ihr das halb trotzige, halb frivole Eingeständniß finden, daß die Pfälzer Revolution den Pfälzern selbst oktroyirt gewesen und daß, wenn je bei einem Aufstand dieser Art die Masse der Bevölkerung sich ohne Theilnahme, ja widerwillig gezeigt hat, dies in der Pfalz der Fall gewesen ist. Dem leichten Sinn der Pfälzer wurde dies Ding eben zu ernst; ein wenig Spektakel hatte man wohl machen, den Altbaiern wohl ängstigen und ärgern, vielleicht auch bei guter Gelegenheit sich ganz von ihm befreien wollen — aber weiter auch nichts. — Unter allen Aufständen, an welchen das Jahr neun und vierzig leider so reich, ist darum auch dieser Pfälzer der allerwiderwärtigste; zu ernst zur Posse und doch wieder zu possenhaft zum Ernst, ohne ein einziges hervorragendes Beispiel von Begeisterung, Muth, Thatkraft, ohne einen einzigen Charakter, der uns in seinen Irrthümern selbst noch Achtung abnöthigte, liefert er nur ein trauriges Zeugniß für die Unreife und Leichtgläubigkeit des Volkes, sowie

für den Leichtsinn und die Gewissenlosigkeit derer, die sich zu Führern dieses Volkes berufen fühlten.

Ein wahres Glück unter diesen Umständen war es für die Pfälzer Revolution, daß mittlerweile auch in Baden der Aufstand ausgebrochen war; so hatte sie doch in ihrer Armseligkeit einen Anhalt, an den sie sich klammern konnte. — Für Baden, wo die Regierung sich schon seit Jahrzehnten und noch länger dem Volk auf jede denkbare Weise entfremdet hatte und wo, in der kurzen Frist einiger Monate, bereits zwei blutige Revolutionen mehr am Zufall, als an der Stärke der Regierung oder gar der Treue der Bürger gescheitert waren — für dieses Baden war die Revolution denn wohl freilich eine Nothwendigkeit; es kam hier gar nicht mehr auf die Veranlassung an — in Baden war eben Alles revolutionirt seit Menschengedenken, weit mehr von oben, als von unten, die Anarchie, bei der allgemeinen Auflösung alles Vertrauens, aller Achtung vor der Regierung, hatte hier schon seit Langem ihren Sitz aufgeschlagen; was jetzt davon, in diesen häufigen badischen Revolutionen, zu Tage kam, war nur eine alte, ererbte, von der Regierung selbst aufs Aeußerste verschuldete Krankheit.

Darüber war auch in Baden selbst niemand im Unklaren, wenigstens niemand vom Volke; mehr als irgend wo anders, und sogar mehr als in der Pfalz,

war die Durchführung der Reichsverfassung hier ein leerer, nichtiger Vorwand. Der Staat Baden war eben (und ist es noch in diesem Augenblick, da nur preußische Bayonnete im Stande sind, ihn zusammenzuhalten) eine Unmöglichkeit: und wo Unmögliches dennoch erhalten werden soll, da freilich können die Revolutionen nicht ausbleiben....

Es hatte der Regierung daher auch nicht das Mindeste geholfen, daß sie die Frankfurter Verfassung anerkannt und sogar, in Uebereinstimmung mit einem Beschluß der badischen Stände, am 10. Mai die Beeidigung des Heeres und der Bürgerwehr auf die Verfassung hatte vor sich gehen lassen. An demselben Tage (Mai 13.), wo die Vereidigung in Karlsruhe stattfand, tagte in Offenburg eine Volksversammlung, in welcher die bewaffnete Unterstützung der Pfalz, der Eintritt eines Ministeriums Brentano, die Auflösung der gegenwärtigen Ständekammern und Zusammenberufung einer neuen, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen verfassunggebenden Versammlung beschlossen ward; ferner augenblickliche Einführung von Geschwornengerichten, Abschaffung des gesammten alten Steuerwesens, Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähige Bürger unterstützt werden solle, unentgeltliche Aufhebung sämmtlicher Grundlasten, Verschmelzung des stehenden

Heeres mit der Volkswehr, sowie freie Wahl der Officiere für das Heer — und verschiedenes Aehnliche. Zugleich wurde ein Landesausschuß ernannt, welcher mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die Durchführung dieser Beschlüsse Sorge tragen sollte.

Schon aus den von uns zuletzt angeführten Beschlüssen ersieht man, welche Rolle bei diesem Aufstand dem Militär zugedacht war. In der That war mit der übrigen Anarchie, die im Lande herrschte, auch die militärische Disciplin völlig vernichtet worden, wiederum mehr durch das hochfahrende, junkerhafte Benehmen der Officiere, als durch die Bearbeitung von Seiten der revolutionären Partei: wennschon es allerdings daran auch nicht gefehlt hatte. So brach denn auch gleichzeitig mit der Offenburger Versammlung der Militäraufstand aus. Schon am Abend des Elften hatte der größere Theil der Karlsruher Garnison rebellirt; in der Nacht des Dreizehnten kam es unter den Soldaten selbst zum offenen Kampf. Die Aufständischen behielten die Oberhand, der Großherzog und die fürstliche Familie, sowie sämmtliche Minister flüchteten über die Grenze.

Denn seltsam genug: von all diesen Fürsten, die von ihren Unterthanen so viel unbedingte Treue und Hingebung verlangen, ja die es als etwas so ganz Selbstverständliches betrachten, daß der Bürger, wie zum Ehrenamt,

sich todtschießen lasse in ihrem Dienst von all diesen Fürsten hat es bis jetzt noch kein einziger für gut befunden, selbst mit einem derartigen Beispiel des Muthes und der Standhaftigkeit voranzugehen, ja wenn es sein müßte, selbst zu sterben für die Ehre seiner Dynastie und die Konsequenz seiner Grundsätze.

Gerade wie in Dresden, war auch in Karlsruhe die Flucht des Hofes das Signal zur völligsten Umwälzung. Noch denselben Abend zog der Landesausschuß in Karlsruhe ein; eine Exekutivkommission ward eingesetzt; dem Militär, dem man ja freilich diesen ganzen Sieg verdankte, ward freie Wahl der Führer, sowie jede andere Freiheit eingeräumt, nach welcher den armen, bethörten, von Wein und Uebermuth berauschten Leuten gelüstete.

Aber von allen Revolutionen sind bekanntlich Militärrevolutionen und solche, die sich auf Militärrevolutionen stützen, die allergefährlichsten, allerundankbarsten. Der Soldat im modernen Staate ist einmal zu sehr Maschine geworden, als daß er die Auflösung der gewohnten Disciplin so ohne Weiteres vertragen könnte; hat einmal das Reglement aufgehört zu gelten, so gelten ihm auch Gesetz und Ordnung überhaupt nichts mehr. Gewöhnt so lange an stummen Gehorsam, will dann auf einmal Jeder befehlen; der alte soldatische Hochmuth erwacht in

doppelter Stärke; je weniger er noch leistet, je mehr fühlt sich der Soldat als den eigentlichen Gebieter, der Bürger wird verachtet und unterdrückt. — So ersprießlich es für die badische Revolutionspartei gewesen wäre, die Revolution mit bewaffneter Hand über die Grenzen ihres Landes hinaus zu tragen und den Angriff, der gegen sie vorbereitet ward, nicht abzuwarten, sondern vielmehr selbst den Blitz des Angriffs in den überall, in allen Gemüthern aufgehäuften Zunder zu schleudern: so unmöglich dennoch fiel ihr dies, hauptsächlich wegen des Zustandes der Armee, die durchaus einer neuen Organisation und neuer Führer bedurfte.

Auch daß, auf die Nachricht von den badenschen Vorgängen hin, aus allen Theilen Deutschlands zahlreiche Zuzügler herbeieilten, darunter, neben vielem Auswurf, auch eine lange Reihe von Männern von ausgezeichnetstem Talent und reinstem, edelsten Charakter, Männer, die in glücklichen Zeiten der Ruhm und die Stütze ihres Vaterlandes gewesen sein würden, und die nun ruhmlos, nutzlos untergingen in diesem Strudel, verlockt zum Theil durch den Ruf der Freiheit und das Pannier der Frankfurter Verfassung, theils auch weil sie des ganzen politischen Jammers überhaupt überdrüssig waren, und, verzweifelte Spieler, lieber Alles auf einen Wurf setzen wollten, als sich noch länger so hinquälen

— auch dies sogar brachte der neuen badenschen Regierung nur wenig Vortheil. Sie hatte schon in sich selbst keinen Ueberfluß an Einigkeit der Meinung und ehrlichem, offnem Zusammenwirken. Im Gegentheil, bereits in Mitten der siegreichen Revolutionäre selbst regte sich verderbliche Zwietracht, ganz besonders mit Gustav Struve, den die Ereignisse des dreizehnten Mai aus dem Zellengefängniß zu Bruchsal befreit hatten, und dessen Freunden. Struve, den der langjährige kleine Krieg mit einer völlig bornirten, völlig hirnlosen Beamtenwillkür aus einem edlen, wohlwollenden Schwärmer zu einem verbrannten Kopf bei kaltem Herzen, einem wortreichen, thatenarmen Apostel der Schreckensherrschaft gemacht hatte, und den Eitelkeit und Neid sammt dem raschen Glückswechsel nun völlig aus dem Gleise brachten, bezeichnete Brentano und die ganze regierende Partei fast vom ersten Tage an als Verräther; ihre Halbheit und Schwäche, behauptete er, wo nicht gar ihre Falschheit würden die Revolution vernichten; mit dieser honetten Republik, die man hier zu kopiren suche, sei das nichts, hier könne nur die sozialdemokratische, nur die rothe Republik könne helfen. Die Ankunft so vieler Fremden, deren fast jeder seine besondere politische Ansicht, sein bestimmtes politisches System mitbrachte, mußte diese Zwietracht und Verwirrung nothwendig nur vermehren; auch Stellenjägerei, Anmaßung und selbst bei

einigen Wenigen ganz gemeine Habsucht thaten das Ihre. — Am Schlimmsten natürlich äußerte sich alles dieses wieder bei der Armee. Zwar auch hier fehlte es an jungen, rüstigen Talenten, besonders aus Preußen, nicht; auch war es nach langem fruchtlosen Umhersuchen gelungen, in Mieroslawski einen Oberbefehlshaber zu gewinnen, der wenigstens eine glänzende revolutionäre Vergangenheit (wenn man so sagen darf) mit sich brachte und einen bedeutenden militärischen Ruf, dem freilich die Thaten bisher nicht völlig hatten entsprechen wollen, weder im vorigen Frühjahr im Großherzogthum Posen, noch jetzt wieder in Sicilien. Allein auch hier, unter den verschiedenen Anführern, fand die größte Verschiedenheit der Meinungen und Bestrebungen statt; recht viele Befehle zu geben und recht wenige auszuführen, von Anderen fortwährend die innigste Mitwirkung vorauszusetzen und doch selbst stets auf eigene Faust zu handeln, war auch hier die allgemeine Regel.

So nahmen die Dinge denn den Weg, der ihnen unter diesen Umständen von Anfang an vorgezeichnet war. Zwar war am 17. Mai mit der Pfalz ein Bündniß abgeschlossen worden, nach welchem beide Länder in Zukunft nur Eins bilden sollten, namentlich und zunächst in militärischer Hinsicht; zwar wurden wiederholte Versuche gemacht, Würtemberg und Rheinhessen in die Revolution zu

ziehen; zwar ging sogar eine Gesandtschaft nach Paris, um ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich vorzubereiten; zwar wurde endlich sogar von badischer Seite ein bewaffneter Einfall ins Hessische gemacht, in der sichern Hoffnung, daß das bloße Erscheinen der Revolutionsarmee hinreichend sein würde, die ganze Bevölkerung des Nachbarlandes ebenfalls zum Aufstande zu bringen: doch blieben all diese Anstrengungen fruchtlos. Welche Wendung namentlich die Dinge in Paris nahmen, haben wir schon früher gehört: und der Einfall ins Hessische (Gefecht bei Heppenheim Mai 30.) hatte für die Revolutionstruppen, statt der gehofften Lorbeeren, nur eine Niederlage zur Folge.

Auch die konstituirende Landesversammlung, welche am zehnten Juni zusammentrat, war nicht geeignet die rathlose Lage zu verbessern. Freilich war es wenige Tage zuvor gelungen (Juni 5.), die Struve'sche Partei, gegen die namentlich auch die Karlsruher Bürgerschaft sich auflehnte, einigermaßen zu bändigen, oder doch wenigstens für den Augenblick bei Seite zu schieben. Auch die militärischen Verhältnisse schienen seit Mieroslawski's Ankunft (am Neunten) in eine bessere Ordnung zu kommen. Allein was nützte das Alles bei einer Versammlung, welche — es sind Brentano's eigene Worte, die wir wiederholen! — ihrer Mehrheit nach aus ganz un-

fähigen, gewöhnlichen Schreiern bestehend, das kläglichste Bild einer Volksvertretung bot, welche je getagt, und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen verbergen wollte hinter sogenannten revolutionären Anträgen, die, heut zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten?!

Auf diese Weise konnte es denn wohl geschehen, daß schon am dreizehnten Juni im Schoß dieser revolutionären Versammlung der Antrag auf — Zurückberufung des Großherzogs gestellt ward. Freilich wurde der Antrag von der Mehrheit mit Ungestüm zurückgewiesen; immerhin jedoch hatte er die Rathlosigkeit gezeigt, in welcher man sich befand, und die Reue, über das kopflose und verfehlte Unternehmen, welches schon die Einzelnen zu beschleichen anfing. Es wurde ein Triumvirat bestellt, bestehend aus Brentano, Werner und dem bisherigen Finanzminister Goegg. Allein selbst unter diesen drei Männern war keine Spur von Einigkeit zu finden; Brentano selbst versicherte späterhin, man habe ihm die beiden Mitdiktatoren nur beigegeben, um sich zwar seines Namens zu bedienen, ihn selbst aber im Schach zu halten, auch habe er seine beiden Kollegen fast niemals in Karlsruhe gesehen.

Mittlerweile rückte auch die militärische Entscheidung der Dinge näher. Da vom Reichsministerium kein

Beistand zu erlangen war — denn wie lange wohl hätte man warten sollen auf dieses Reichsheer, welches das Ministerium mit Nächstem zu bilden versprach? und was nützt jene angebliche österreichische Armee, die im Vorarlberg stehen sollte, in der That aber, nach russischer Manier, nur auf dem Papiere stand?! — so hatte der Großherzog, nach längerer vergeblicher Unterhandlung mit den Reichsministern sich an Preußen um Beistand gewendet. Schlagfertig, wie Preußen war, und des eigenen Landes allen Anzeichen nach vollkommen gewiß, war Preußen allerdings der einzige Staat, der diesen Beistand leisten konnte; die Dresdner Ereignisse hatten seine ungemein militärische Kraft so eben erst aufs Neue glänzend dokumentirt. Aber wenn es hauptsächlich separatistisches Interesse für Oesterreich gewesen war, was die Reichsminister in ihren Unterhandlungen mit dem Großherzog so langsam und unlustig gemacht hatte: so hatte auch Preußen, wie billig, seine Eifersucht und seinen Egoismus. Preußen war damals bereits mit jenem Entwurf einer deutschen Verfassung hervorgetreten, dessen wir im nächsten Abschnitt gedenken werden; es knüpfte daher seine Unterstützung an die Bedingung, erstlich, daß Baden diesem Verfassungsentwurf beitrete, zweitens, daß es keine andere Unterstützung annehme als die preußische.

Die Noth macht fügsam: und so wurden auch diese Bedingungen gewährt. Doch war durch alle diese Verhandlungen eine kostbare Zeit verloren worden; der Aufstand, der in den ersten Tagen verhältnißmäßig leicht und ganz gewiß mit sehr geringem Aufwand von Blut und Menschenleben hätte unterdrückt werden können, war gleichsam erst großgezogen worden —: auch dies wieder eine Schuld der Regierungen und eine, wenn auch nur mittelbare Betheiligung an dem Elend, welches der badische Krieg über Deutschland gebracht hat, die der Geschichtsschreiber, um gerecht zu sein, nicht verschweigen darf.

Endlich Mitte Juni waren alle Vorbereitungen zum Einmarsch in Baden getroffen. Großartige, in der That; es waren im Ganzen wohl an funfzig tausend Mann, welche gegen die Pfalz und Baden zu Felde zogen, der überwiegende Theil davon Preußen; auch die sogenannte Reichsarmee, über die schon der preußische General Peucker das Kommando führte, wurde dem Prinzen von Preußen, der an der Spitze des Ganzen stand, untergeordnet. — Die sogenannte pfälzische Armee, bei der ebenfalls ein Pole kommandirte, aber ein ziemlich obskurer, Sznayde mit Namen, zog sich fast ohne Widerstand zurück: wenn nämlich eine fast völlige Auflösung noch Rückzug heißt. Schon am Funfzehnten standen die Preußen in Ludwigshafen; bereits am Achtzehnten überschritt die pfälzische Armee,

in wirrer Flucht, die badische Grenze; ein Feldzug von kaum vier Tagen hatte hingereicht, auch den letzten Feind aus der Pfalz zu vertreiben. —

Zur selben Zeit hatte der Kampf auch in Baden selbst, auf der Neckarlinie, begonnen. Die badischen Truppen kämpften zum Theil mit dem Muth der Verzweiflung; auch die Tapferkeit der Volkswehr wird, von Seiten der Revolutionäre wenigstens, gerühmt.

Eine Reihe von Gefechten, bei Käferthal, Hirschhorn und Ladenburg (Juni 15. und 16.), wurde ohne eigentlich entscheidenden Erfolg gekämpft. Doch mußte Mieroslawski schon am Abend des Sechzehnten seine Stellung mehr nach Mannheim zu nehmen. Ein zweites Gefecht bei Hirschhorn (Juni 20.), sowie am folgenden Tag das unglückliche Gefecht bei Waghäusel drängte ihn immer weiter südwärts. Schon am Zwei und zwanzigsten wurde der Rückzug hinter die Murg angetreten; die Gefechte bei Sinsheim, Durlach, Gernsbach und Dos (Juni 21—30) vollendeten die Niederlage, die jetzt nicht länger zu verheimlichen stand, auch nicht einmal durch die offiziellen Bülletins der Aufständischen, welche durch schamlose Lügen Alles übertrafen, was nur jemals in diesem Fache geleistet worden ist und das unglückliche Volk im Wahn des Sieges erhielten, zu einer Zeit noch, da in der

That schon Alles verloren und die Führer nur noch auf ihre persönliche Sicherheit bedacht waren.

Die Regierung nebst Landesversammlung hatten sich schon längst aus Karlsruhe geflüchtet, zuerst nach Offenburg, später nach Freiburg. Hier kam es in der Sitzung vom 28. zum vollen Bruch zwischen Brentano und Struve. Brentano wollte oder konnte die unglückliche Wendung, welche die Dinge genommen hatten, nicht länger verbergen, und hatte daher schon in Offenburg von Unterhandlungen gesprochen. Mit Beziehung darauf setzt Struve einen Antrag durch, der einer Aechtung Brentano's ziemlich ähnlich sah. Brentano legte seine Stelle nieder und entfloh in die Schweiz (Juni 29.).

Nicht viel besser inzwischen hatte es Mieroslawski gemacht. Auch er, nach der bereits erwähnten Einnahme von Gernsbach und da den Aufständischen nur noch die Rheinstraße offen stand, aber auch diese nur noch zur Flucht, legte den Oberbefehl nieder und verließ das Land. Am elften Juli traten die letzten Ueberreste der badischen Armee über die Schweizer Grenze. Es war eine seltsame Bosheit des Schicksals, daß gerade in diesem Augenblick erst Hecker, der Heros der ersten badischen Revolution, in Havre eintraf. Durch einen ausdrücklichen Beschluß des Landesausschusses eingeladen, den Triumph seiner Partei zu theilen, kam er nur an, um

desto früher die Nachricht ihrer schmählichsten Niederlage zu empfangen.

Die Bundesfestung Rastatt, in welche ein großer Theil der Flüchtlinge sich geworfen, mußte, nach einer wohl mit Absicht sehr lässig betriebenen Belagerung, sich am 23. desselben Monats ergeben. Mehre tausend Mann wanderten als Gefangene in die Gewölbe der Festung. Eine Reihe von Todesurtheilen wurden unter dem Vorsitz preußischer Standrichter gesprochen; viel edeles warmes Blut ward vergossen, uneingedenk der gemeinsamen Verschuldung, in welcher alle, Ankläger wie Angeklagte, Verurtheilte wie Richter, verstrickt waren, und die, ganz abgesehen von der höheren politischen Weisheit, allein schon hätte genügen sollen, den Weg der Gnade und Schonung zu empfehlen.

Und doch glücklich noch die Todten! Es waren der Mehrzahl nach Männer, die dem Tode bereits im Gefecht ins Auge gesehen hatten und denen, als sie sich zur Theilnahme an diesem Werk entschlossen, es gewiß nicht verborgen gewesen war, daß sie ein verwegenes Spiel, ein Spiel auf Tod und Leben spielten; die Zeiten sind wieder einmal so in Deutschland geworden, daß es am Ende besser ist, mit sechs Kugeln durch die Brust unter dem Sande zu liegen, als mit den Lebenden zu zehren von fremder und eigner Schmach. Aber wir ge-

denken der Unglücklichen, welche noch jetzt, auf wie viel Jahre hinaus! im Kerker verkümmern; wir gedenken vor Allem des Dichters, den die kühne, freiheittrunkene Seele mit hineinzog in dieses Irrsal, der es für Mannespflicht hielt, mit dem Schwert in der Faust einzustehen für die Ideale seines Herzens; des Dichters, den Deutschland zu seinen vortrefflichsten zählt, dessen reine, keusche Muse das Entzücken unzähliger Leser ist: und der in diesem Augenblicke noch in der grauen Jacke des Zuchthäuslers am Spinnrad sitzt, auf Befehl desselben Monarchen, dessen Herz sonst so warm schlägt für alles Menschliche und Schöne und dessen feiner, gebildeter Kunstgeschmack sich so vielfach erwiesen hat — und die Thräne, Thräne des Mitleids und des Zornes, die unser Auge verdunkelt, zwingt uns, die Feder niederzulegen. . . .

Das preußische Unionsprojekt und die Versammlung in Gotha.

So war es denn beide Male, in Sachsen sowohl wie in Süddeutschland, die Macht der preußischen Waffen gewesen, was die Revolution zu Boden geschlagen und namentlich in Süddeutschland den Bestand des Vaterlandes gerettet hatte; Preußen hatte seine Zusage, das Schwert Deutschlands sein zu wollen, gelöst: wennschon es ein gerechter Wunsch des Patrioten war, des preußischen sowohl wie des deutschen, daß es seine Lorbeeren wo anders hätte holen können als im Getümmel des Bürgerkrieges.

Aber dieser militärische Ruhm allein genügte dem preußischen Kabinete nicht. Es wollte auch zeigen, daß Preußen auch der Kopf Deutschlands sei, der denkende, erfindende; es wollte den Beweis führen, daß es das Volk nicht bloß durch Waffengewalt im Zaume zu halten verstünde, sondern daß seine höhere staatsmännische Ein=

sicht auch jede Mitwirkung des Volkes in politischen Dingen entbehrlich und überflüssig mache. -- Schon unterm funfzehnten Mai, also schon unmittelbar den nächsten Tag, nachdem die preußischen Abgeordneten aus der Frankfurter Versammlung abberufen worden, erschien eine Proklamation des Königs an sein Volk, welche, nach Aufzählung der Irrthümer und Eigenmächtigkeiten, die sich die Frankfurter Versammlung zu Schulden kommen lassen, sowie der Greuel, welche in Folge dessen theils schon geschehen, theils noch in Vorbereitung seien, das Publikum mit der Nachricht überraschte, daß die preußische Regierung, in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten, die sich ihr angeschlossen, das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufgenommen habe. — Diese Verfassung solle und werde in kürzester Frist der Nation gewähren, was dieselbe mit Recht erwarte und verlange: ihre Einheit, dargestellt durch eine Vollziehungsgewalt, welche den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig nach Außen hin vertrete, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß. Die von der Nationalversammlung entworfene Reichsverfassung sei dabei zu Grunde gelegt worden und habe man nur diejenigen Punkte derselben verändert, welche, aus den Kämpfen und Zugeständnissen der

Parteien hervorgegangen, dem wahren Wohle des Vaterlandes zu entschiedenem Nachtheil gereichen würden. Einem Reichstage aus allen Staaten, welche sich dem Bundesstaate anschließen, werde diese Verfassung zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt werden. — Mit den allerstärksten Ausdrücken wurde die Redlichkeit der preußischen Absichten versichert, zugleich auch die Uebereinstimmung des gegenwärtigen Schrittes mit allen früheren behauptet; nur der Wahnsinn (ließ das Ministerium dem Könige erklären) oder die Lüge könne, diesen Thatsachen gegenüber, die Behauptung wagen, daß er seiner früheren Ueberzeugung und seinen Zusicherungen untreu geworden.

Wirklich folgte diesen feierlichen Versicherungen keine vierzehn Tage später, schon am acht und zwanzigsten desselben Monats, die Erfüllung auf dem Fuße. Von diesem Tage nämlich war das Cirkularschreiben datirt, durch welches das preußische Kabinet sämmtlichen deutschen Regierungen den Abschluß eines auf die deutsche Verfassungsfrage bezüglichen Bündnisses mit Hannover und Sachsen anzeigte; ferner die gemeinsame Darlegung der verbündeten Regierungen über die Gründe, welche sie zum Abschluß dieses Bündnisses bewogen, sowie über die Grenzen, in welchen das Bündniß sich bewegen sollte; endlich, als das Wichtigste von Allem,

den Entwurf der deutschen Reichsverfassung selbst, nebst dem Entwurfe eines Gesetzes, die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause betreffend.

Auf den Inhalt dieser Entwürfe einzugehen, ersparen wir uns bis dahin, wo wir die klägliche Geschichte dieser, wie sie genannt ward, Dreikönigsverfassung, mit ihren vielfachen diplomatischen Wendungen und ihrem jammervollen Ausgange, überhaupt werden zu erzählen haben. Das heißt also, da der ganze Gegenstand nothwendig unzerstückelt bleiben muß, bis ins Jahr funfzig. Hier bemerken wir nur, daß der Verfassungsentwurf keineswegs, wie die Freunde der preußischen Regierung zu verbreiten suchten, in demselben Verhältniß zu der ursprünglichen Frankfurter Verfassung stand, wie die oktroyirte preußische Verfassung vom fünften Dezember zu dem Entwurf der Berliner Nationalversammlung. Vielmehr glich sie (wenn diese Vorausnahme späterer Ereignisse hier schon verstattet ist) dem, wozu die preußischen Kammern im Winter neun und vierzig selbst jenen Entwurf gemacht haben. — Für die Einheit war allerdings leidlich Sorge getragen; selbst das aus den Händen des Volks verschmähte preußische Kaiserthum fand sich, wenn auch unter anderm Namen und in einigermaßen veränderter Form in diesem Entwurfe

wieder. Destoweniger dagegen nahm der Entwurf auf die Freiheiten des Volkes Bedacht . . . . .

Im Ganzen also war dies derselbe Weg der Oktroyirung, den die preußische Regierung seit Dezember acht und vierzig schon mehrfach, im Großen und Kleinen, beschritten, und den auch das österreichische Kabinet ihr nachgewandelt war. Wir haben schon früher erzählt, daß, bei dem geringen Rechtssinn, der bis jetzt noch in unserem Volke lebt, dieser Weg bei Weitem den Anstoß nicht fand, den man hätte erwarten sollen. Auch jetzt gab es hie und da einige gemüthliche, leicht befriedigte Leute, welche im Gegentheil recht froh waren, daß die preußische Regierung Deutschland die Mühe seiner Konstituirung abnehmen und der Nation, da sie aus eigner Kraft doch einmal zu keiner Verfassung kommen könne, in Gnaden eine solche oktroyiren wolle. — Andere wieder, deren Rechtsgefühl allerdings nicht so leicht besänftigt war, trösteten sich gleichwohl mit der Unentbehrlichkeit Preußens, und daß es, nach außen wie innen, für Deutschland doch keinen andern Schutz und Anhalt gäbe, als Preußen; so müsse man denn, wohl oder übel, ihm nur schon den Willen thun.

Allein die Stimmung, die, in Folge der letzten Ereignisse, in Deutschland wie in Preußen selbst gegen die preußische Regierung herrschte, machte es unmöglich,

daß diese gemüthliche, genügsame Auffassung der Dinge allgemein geworden wäre. Nicht mit Unrecht betrachtete man Preußen als den Urheber des Elends, mit welchem in diesem Augenblick Bürgerkrieg und Aufruhr Deutschland verwüsteten; hätte das preußische Kabinet sich minder feindselig gegen die Frankfurter Versammlung gezeigt, wäre es nicht zu ekel gewesen, eine Krone anzunehmen, die freilich nur aus den Händen des Volkes stammte, hätte es, mit einem Worte, nur den zehnten Theil der Mühe, die es jetzt an die Regierungen verschwendete (verschwendete: die Folge hat es gelehrt—!), dazu angewendet, eine Verständigung mit dem Frankfurter Parlamente zu erzielen: — wahrlich, so mußte es in diesem Augenblick anders stehen, um Deutschland sowohl wie um Preußen. — Daß der König persönlich ein lebhaftes und herzliches Interesse für Deutschland habe, wußte man. Aber man wußte auch, daß es den Königen nicht immer verstattet ist, ja daß sie selbst sich nicht immer verstatten, ihrem Herzen zu folgen; man erinnerte sich auch, mit welcher Begeisterung, welcher Heftigkeit Preußen Anfangs die Sache der Schleswig-Holsteiner ergriffen, und welche traurige Wendung nichtsdestoweniger auch diese Sache genommen.

Man fühlte sich beleidigt ferner, und auch dies mit Recht, durch den alten bureaukratischen Hochmuth, der

sich auch in diesem neuesten Schritt der Regierung wiederum offenbarte: immer bei Allem die Regierung voran! nichts gethan, nichts zugelassen, wozu sie nicht die Parole gegeben! nichts aus dem Volke selbst, nach seinem Willen und durch seine Kraft!

Und endlich hätte es ja müssen ein wahrer Kindskopf sein, der sich einbilden konnte, dieser Weg der diplomatischen Verhandlung, auf welchen Preußen die deutsche Verfassungsfrage schon seit seiner Note vom 23. Januar zu drängen suchte und den es, der Hauptsache nach, auch mit diesem Unionsprojekt wieder betrat, werde rascher, als das Frankfurter Parlament es vermocht, ja werde überhaupt nur zum Ziele führen. Was die Politik der Regierungen für deutsche Einheit, Macht und Freiheit zu thun geneigt sei, das hatte der alte Bundestag in schmachvollen dreißig Jahren hinlänglich bewiesen; es hieß wirklich die Leute für allzu gutmüthig halten, wenn man ihnen noch Zutrauen in die Diplomaten zumuthen wollte. Auch hatten ja die vierzehn Tage, welche zwischen der Proklamation des Königs an sein Volk und der Veröffentlichung des Unionsprojektes verflossen, gerade ausgereicht, ein genügendes und treffendes Bild der Zukunft zu entwerfen: man kannte sie ja, die Verhandlungen, die in Berlin zwischen den Regierungen gepflogen worden! wußte ja, mit wel-

chem beleidigten Stolze Oesterreich sich von den Vorschlägen Preußens abgewendet! wußte, mit welchen nichtigen Einwendungen die Eifersucht und Habgier Baierns die Verhandlungen hingezögert und daß selbst Sachsen, selbst Hannover weit mehr dem Drange des Augenblicks gefolgt waren, als dem wirklichen freien patriotischen Willen! Zwischen Becher und Lippe, nach dem alten sinnvollen griechischen Spruche, ist noch eine weite Kluft: wie nun gar erst zwischen Versprechen und Halten, Beschließen und Ausführen in so verwickelten, so schwierigen Dingen, wie diese, selbst auch den redlichsten Willen aller Betheiligten angenommen! War Preußen seiner Sache so gewiß und rechnete es wirklich so fest darauf, mit diesem Wege das Ziel zu erreichen — warum war dann kein Termin angegeben, bis zu welchem das revidirende Parlament zusammentreten sollte? warum überhaupt war die nächste Thätigkeit dieses Parlamentes in einer so eigenthümlichen Unbestimmtheit gehalten? — Auch das Wahlgesetz, nach dem das Parlament zusammentreten sollte, erregte gerechtes Bedenken; man brauchte noch lange kein Schwärmer zu sein für das unbedingte allgemeine Stimmrecht, wie die Frankfurter dasselbe festgesetzt, um diesen verzwickten, verkünstelten Ausweg, den das preußische Kabinet traf, gleichwohl höchst unglücklich zu finden.

Hatte daher das preußische Kabinet gehofft, durch

die Aktenstücke vom acht und zwanzigsten Mai die Erwartungen des deutschen Volkes zu befriedigen und die aufgeregte Stimmung zu beruhigen, so hatte dasselbe sich allerdings sehr verrechnet. Nicht einmal mit feindseliger Stimmung wurde der Entwurf aufgenommen: das wäre doch wenigstens noch etwas gewesen, hätte doch wenigstens noch ein Interesse an der Sache spüren lassen — aber nein, die Stimmung war bloß kalt, bloß gleichgiltig, der Entwurf war für das Interesse der Nation so gut, als ob er gar nicht existire.

Vielleicht war es diese politische Gleichgiltigkeit, die allerdings das Allertraurigste ist, das eine Nation betreffen kann, was einige Mitglieder aus dem Centrum der ehemaligen Frankfurter Versammlung veranlaßte, unmittelbar nach Veröffentlichung des von der Union ausgegangenen Verfassungsentwurfes, eine Zusammenkunft politischer Parteigenossen und Freunde auszuschreiben, in welcher ein möglichst übereinstimmendes Verhalten in der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes besprochen werden sollte. Es waren treffliche Namen, welche die Einladung unterzeichnet, Heinrich von Gagern und Dahlmann an der Spitze.

Am 26. desselben Monats fand diese Versammlung wirklich in Gotha statt. So erschöpft und abgespannt in jenem Augenblicke die Stimmung Deutschlands auch

war, und so gering das Interesse an Allem, was mit dem Verfassungsentwurf der Union in Verbindung stand: so konnte das Publikum sich dennoch einer gewissen Spannung nicht erwehren, als die Berühmtheiten des Frankfurter Centrums, jene so wohlmeinenden, so gelehrten, in ihrer Praxis dennoch so unglücklichen Männer des alten Liberalismus hier wieder in Masse auftauchten. Werden die neuesten Ereignisse sie belehrt haben? werden sie, unfähig, Deutschland seine Freiheit zu gründen, wenigstens die deutsche Ehre retten wollen durch offenen männlichen Einspruch gegen das willkürliche, rechtlose Verfahren Preußens und der mit ihm verbündeten Regierungen?

Ja was reden wir noch von der Ehre Deutschlands?! Schon die eigene persönliche Ehre dieser Männer stand ja auf dem Spiel! Es waren durchschnittlich genau dieselben Männer und dieselbe Partei, welche, wie früher erzählt worden, kurz vor der letzten Abstimmung über die Frankfurter Versammlung und vor der Kaiserwahl, ihren politischen Gegnern von der Linken einen schriftlichen Revers ausgestellt hatten, durch den sie sich verpflichteten, die Verfassung, wie sie jetzt zu Stande kommen würde, schlechthin als bindend anzuerkennen, fest und unverbrüchlich an ihr zu halten und in keine irgend wesentliche Veränderung derselben einzuwilligen, gleich=

viel von welcher Seite sie beantragt werden möchte. Kamen diese Männer nun jetzt in Gotha zusammen, war die Rede davon, welches Verhalten sie dem Verfassungsentwurf der Union gegenüber einnehmen wollten — nun, es war ja klar wie der Tag, so konnte ihre Absicht dabei nur diese sein, das Gelübde, das sie damals einer Fraktion des Parlamentes gegeben, jetzt öffentlich vor der Nation zu wiederholen und, das Danaergeschenk des preußischen Kabinets mit aller Entschlossenheit ablehnend, ihren Mitbürgern ein Beispiel von Gewissenhaftigkeit und Mannesehre aufzustellen, das in diesen jammervollen Zeiten doppelt Noth that und das alsdann auch gewiß nicht ohne Nachwirkung bleiben konnte.

Aber nein, auch hier geschah das Gegentheil von dem, was doch so natürlich und unerläßlich schien. Die Verhandlung in Gotha selbst wurde bei geschlossenen Thüren gepflogen; nur das Resultat kam vor die Oeffentlichkeit. Es war eine lange, lange Ansprache an die Nation; der Hauptgedanke derselben war, daß die Versammlung in Gotha den Weg, welchen das preußische Kabinet beschritten, allerdings für den, den Umständen nach richtigen und zuträglichen erklärte, daß sie sich mit dem Verfassungsentwurf der Union nicht nur selbst ein=

verstanden bekannte, sondern die Annahme desselben auch beim Volke bevorwortete.

In innerster Seele sind wir überzeugt, daß die Männer von Gotha auch hiermit nicht nur Alles zu thun glaubten, was die Lage der Dinge gestattete, sondern daß sie namentlich auch glaubten, mit diesem Opfer ihrer persönlichen Ueberzeugung, ja sprechen wir es nur aus: ihrer persönlichen Ehre dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Dennoch können wir nicht umhin, der öffentlichen Stimme beizutreten, welche dem Verfahren dieser Männer den Stab gebrochen. — Es war (wir haben es schon früher erinnert) ein höchst unkluger, höchst unpolitischer Schritt, daß jene Partei den Revers überhaupt ausstellte; Niemand, ein Staatsmann am Wenigsten, soll verpfänden, was er nicht in Händen hat, soll Versprechungen eingehen über eine Zukunft, die nicht von ihm abhängig ist. Hatte man diesen Schritt einmal gethan, war diese unpolitische, höchst gefährliche Verpflichtung einmal eingegangen: gut, wir verzichten darauf, staatsmännische Einsicht zu haben in dem Sinne dieser Staatsmänner par excellence, aber das, nach unsrer geringen Einsicht, scheint uns unzweifelhaft: so mußte daran auch festgehalten werden um jeden Preis. Wir sind keine Fanatiker noch Phantasten; wir mu-

then den Männern von Gotha nicht zu, daß sie Mann für Mann sich den Säbel umschnallen sollten und sollten zu Felde ziehen für die Frankfurter Verfassung; wir verlangen auch nicht, daß, wenn nun einmal, nach ihrer redlichsten Ueberzeugung, der Verfassungsentwurf der Union wirklich das für die Nation Heilsamste war, sie aus ihren Herzen, so zu sagen, eine Mördergrube machen sollten und sollten, gegen ihre bessere Einsicht, die Annahme desselben widerrathen. Aber das allerdings verlangen wir, daß, hatten sie einmal jene Verschuldung begangen, sie dieselbe auch büßten mit dem Opfer ihrer Person und ihres augenblicklichen persönlichen Einflusses. Sie brauchten nicht zu sagen: nehmt die Verfassung der Union nicht an! aber sie mußten sagen: die Verfassung der Union, nach unserm Dafürhalten, ist gut und zweckmäßig; wir, für unsre Person, sind durch eine frühere Zusage gebunden, unsre Ehre ist an die Frankfurter Versammlung verpfändet. Wir fordern nicht von Euch, daß Ihr, um unsre Ehre zu lösen, bei der Frankfurter Verfassung beharren sollt: — die höchste Gewalt ist beim Volke, die Stimme des Volks das höchste Gericht, das es gibt; möge es denn auch diese Verwicklung lösen! Wählt, wenn es Euch so gefällt, für das Unionsparlament; aber Niemand komme es in den Sinn, eine Wahl auf uns zu

lenken! der bloße Gedanke schon wäre eine Beleidigung für unsre Ehre. Wir, durch den Fehlgriff, den wir, wenn auch in bester Absicht, am Vorabend der Kaiserwahl gemacht, haben uns selbst ausgeschlossen von der Theilnahme an Allem, was die Verwirklichung einer andern Verfassung als der Frankfurter zum Zwecke hat; wir verbannen uns selbst, freiwillig, von dem politischen Schauplatz, auf den wir in diesem Augenblick nicht mehr gehören. Erst wenn das freie Votum der Nation durch Annahme der Unionsverfassung die Frankfurter Verfassung wird vernichtet und aufgehoben haben, wenn diese Verfassung, der wir durch unsre Ehre verpflichtet sind, nicht mehr existiren, wenn der Wille des Volks einen neuen Rechtsboden begründet haben wird: dann erst sind wir unserer Verpflichtung entbunden, dann erst, aus dem freiwilligen Exil, in welches wir uns jetzt vergraben, wird uns die Rückkehr in das politische Leben gestattet sein! —

Wir wagen nicht vorauszusagen, ob und welche Wirkung auf die Nation eine Erklärung in diesem Sinne gehabt haben würde; aber besser als jetzt, das glauben wir allerdings, würde die Wirkung gewesen sein. Wir geben auch zu, daß es schmerzlich gewesen sein würde, nicht nur für jene Männer selbst, sondern noch weit mehr für das Vaterland, die Mitwirkung

soviel trefflicher Köpfe, soviel edler Herzen zu entbehren. Aber muß das Vaterland sie jetzt denn nicht auch entbehren? sind sie jetzt nicht ebenfalls todt? todt bei lebendigem Leibe, und ohne die Hoffnung einer Wiederauferstehung?! — Dieser friedliche stille Tag von Gotha ist einer der größten und verhängnißvollsten Schlachttage, welche unsre jüngste Geschichte kennt; selten sind soviel edle Namen auf einmal in Staub gesunken, selten soviel ruhmwürdige Erinnerungen, soviel Verdienst auf Anspruch und Dankbarkeit so grausam verlöscht worden! Nach allen den Täuschungen, allen Eidbrüchen und Verhöhnungen, welche das deutsche Volk erfahren, hat doch wenig so tief in das moralische Bewußtsein der Nation eingegriffen und doch so schmerzlich verletzt, als der Abfall dieser Gothaer Versammlung. Der Eidbruch wohnte sonst doch nur unter den Diplomaten, es waren nur die Extreme der politischen Parteien, welche die Apostaten und Ueberläufer lieferten: hier aber wurde ein gegebenes Wort gebrochen, wurden Ehre und Wahrhaftigkeit verleugnet, massenweis, von ehrbaren, bürgerlichen Männern, Männern von gemäßigter Gesinnung und in allen übrigen Beziehungen des Lebens von makelloser sittlicher Reinheit. Mit Entsetzen wurde man an diesem illustren Beispiel die entsetzliche allgemeine Verwirrung der

Zeit gewahr: wenn solche Männer so irren, so sinken konnten, wessen Auge alsdann sah noch klar, wer alsdann stand noch fest? und welche Hoffnung zwischen der Bosheit der Diplomaten und dem Wahnwitz der Revolutionäre blieb dem armen preisgegebenen Vaterlande noch, wenn solche Stützen so zusammenbrachen?!

Die Katastrophe in Ungarn; Schluß.

Selbst die Freunde der Unionsverfassung also hatten nur dazu beigetragen, dieselbe der Nation noch mehr zu verleiden. Aber auch die preußische Regierung selbst that das Ihre, den glücklichen Erfolg eines Versuches zu hindern, der gleichwohl von ihr selbst ausgegangen war, und für den sie sich, wir wollen es gern glauben, mit Aufrichtigkeit interessirt hatte. — Wie Oesterreich über die deutsche Politik Preußens dachte und was von diesem Staate in Betreff der Union sowohl als der Unionsverfassung zu erwarten stand, das, wenn es nicht schon aus der ganzen geschichtlichen Stellung Oesterreichs zum Voraus klar gewesen wäre, hätten jedenfalls die Noten und Erklärungen beweisen müssen, mit denen dasselbe der Union vom ersten Tage an entgegenarbeitete. Wer dieselbe gleichwohl durchsetzen wollte, wer Deutschland in Ernst wenigstens dies Maß von Einheit und Freiheit

verschaffen wollte, welches die Union ihm in Aussicht stellte: der mußte ganz nothwendig die Zeit benutzen, da Oesterreich nur eben noch auf Noten und Erklärungen beschränkt war, der mußte, mit rascher That, Union und Verfassung ins Werk setzen, bevor Oesterreich im Stande war, thatsächlichen Einspruch dagegen zu erheben — das heißt also, so lange Oesterreich durch den ungarischen Krieg nicht nur beschäftigt, sondern auch zu jeder andern Unternehmung gelähmt war.

Diese, dem Anscheine nach so nahe liegende, so natürliche Politik wurde von den preußischen Staatsmännern gleichwohl nicht beliebt. Statt sofort mit dem wichtigsten Theile, dem eigentlichen Angelpunkt des ganzen Entwurfs, der Zusammenberufung des Unionsparlamentes, vorzugehen (was nebenher auch das sicherste Mittel gewesen wäre, die schlummernde Theilnahme der Nation zu erwecken), versäumten sie mit fruchtlosen diplomatischen Verhandlungen eine kostbare Zeit, ja, warteten gleichsam ordentlich, bis dieser, für Deutschland so günstige, so unschätzbare ungarische Krieg zu Ende gebracht und Oesterreich wieder zu Kräften gekommen sein würde.

Dies Ende selbst erfolgte rascher und auf einem traurigeren Wege, als es irgend Jemand für möglich gehalten hatte. So sehr hatte Europa sich gewöhnt, die Ungarn als unüberwindbar zu betrachten, so sehr

vertraute man der Begeisterung, der Kraft, der Tapferkeit, vor Allem der gerechten Sache dieses heldenmüthigen Volkes, daß selbst die Kunde von den ungeheuren Streitkräften, mit denen Rußland endlich im Lauf des Mai und Juni auf dem Kampfplatze erschienen war, eine verhältnißmäßig nur geringe Sensation hervorbrachte.

In der That war es die größte Armee, welche Rußland noch jemals über seine Grenzen geführt hatte, die größte, wie Sachkundige versicherten, die es überhaupt im Stande war, aus seinem Lande zu führen. Selbst nach mäßigen Berechnungen waren es über anderthalb hundert tausend Mann, wozu noch die Oesterreicher mit zum Mindesten achtzig bis neunzig tausend Mann kamen: eine kolossale Streitkraft, die an die ungeheuren Heeresmassen der napoleonischen Zeit erinnerte und welcher Ungarn wenig mehr als die Hälfte entgegen zu stellen hatte. Und auch diese geringe Macht war, vielfach zerstückelt, über ein außerordentlich weites Terrain verbreitet: während Russen und Oesterreicher in geschlossenen Massen vordrangen und ihre Vereinigung in der Mitte des Landes erstrebten.

Auch täuschten die Häupter der ungarischen Bewegung selbst, trotz aller Siege, die man bisher errungen, sich keineswegs über die Gefahr, die ihnen drohte. Um Mitte Juni hatte das russische Hauptheer, unter Pas-

kiewicz' eigener Führung, von Galizien her die Grenzen Ungarns überschritten. Ungefähr zu derselben Zeit setzte sich auch Feldzeugmeister Haynau, der seit dem 30. Mai den Oberbefehl der Oesterreicher übernommen hatte, von Westen her in Bewegung: während gleichzeitig der russische General Lüders mit weit überlegenen Streitkräften den Kampf gegen Bem in Siebenbürgen wieder aufnahm.

Kossuth, dessen Thätigkeit sich mit der wachsenden Gefahr verdoppelte, erließ unterm acht und zwanzigsten desselben Monats einen Aufruf an die ungarische Nation, in welchem er die Gefahr, in der das Vaterland schwebe, offen eingestand. Nur mit den außergewöhnlichsten Mitteln, nur wenn die ganze Nation bis auf den letzten Mann sich erhebe, werde es möglich sein, den unzähligen barbarischen Horden, mit denen Rußland den theuren Boden Ungarns überschwemme, zu widerstehen. Ungarns Kampf (und diese Sätze sind überaus wichtig, weil sie zum großen Theil die Opposition erklären, welche von Görgey und seinem Anhang gegen Kossuth erhoben ward, und von der wir sogleich noch sprechen werden) sei nicht mehr der Kampf Ungarns allein: es sei der Kampf der Völkerfreiheit gegen die Tyrannei überhaupt, ihr Sieg werde der Sieg der Freiheit sein für alle Völker, ihr Untergang der Untergang

der Völkerfreiheit überhaupt. Gott habe die Ungarn auserwählt, damit sie durch ihren Sieg die Völker von der Knechtschaft erlösen, wie Christus die Menschen von der Knechtschaft erlöst habe. Gelinge den Ungarn der Sieg über die von den Tyrannen gesandten Horden, so werde in Folge ihres Sieges auch der Italiener, der Deutsche, Czeche, Pole, Wallache, Slave, Serbe und Kroate frei werden; erlägen sie, so gehe der Stern der Freiheit unter für alle Völker. Darum rufe hiemit die durch den freien Willen der Nation erwählte Regierung, im Namen Gottes und des Vaterlandes, das Volk auf zum allgemeinen Kreuzzug gegen die Russen und den österreichischen Kaiser, der sie herbeigerufen. Der Beginn des Kreuzzuges sei sofort in den nächsten Tagen von allen Kanzeln, auf allen Gemeindeplätzen zu verkünden, alle Glocken im ganzen Lande sollten geläutet werden. Jeder gesunde Mann habe sich sofort mit einer Waffe zu versehen; wer kein Schießgewehr oder kein Schwert habe, der solle zur Sense oder Hacke greifen. Wo das Russenheer sich nähere, da solle man Dörfer und Städte leer stehen lassen, alle Nahrungsmittel verbergen, die Häuser selbst anzünden; wo er weiter ziehe, solle man ihm in den Rücken fallen, sich zurückziehen, wieder angreifen, und ihn so fort und fort beunruhigen, daß er keinen Augenblick Rast auf dem Bo-

den finde, den er so gottlos angegriffen. Die Priester selbst, wie ihnen gebühre und wie auch schon früher verordnet worden, sollten sich, das Kreuz in der Hand, an die Spitze stellen und das Volk anführen zur Vertheidigung seiner Religion und seiner Freiheit.

Eine zweite Proklamation wandte sich an die Regierungen und die Völker Europas. Mit jener unvergleichlichen Beredtsamkeit, welche Kossuth jederzeit zu Gebote stand, und die im Stande war, auch dem Kaltherzigsten das Blut in den Adern zu entzünden, nur freilich unsern Ministern und Diplomaten nicht —! rief er Regierungen wie Völker Europas an, bei der ungeheuren Gefahr, welche dieses Bündniß Oesterreichs und Rußlands der ganzen europäischen Bildung androhe. Die stolze englische Nation wurde an das Princip der Nichtintervention erinnert, das sie so oft aufgestellt und dessen Verletzung sie jetzt dulde, gegen das Interesse der Freiheit; der französischen Republik wurde der Sündenspiegel ihrer auswärtigen Politik vorgehalten, einer Politik, welche wie früher Polen, so jetzt Italien, Rom, Ungarn preisgebe.

Daß dieser letztere Aufruf ohne Erfolg blieb, daß sogar auch bei der englischen Diplomatie die Furcht größer war als das Interesse, das durch die russische Intervention allerdings auf eine unglaubliche Weise gefährdet

ward, dies freilich wird Niemand anders erwartet haben, der die gegenwärtigen Machthaber Europas und den leitenden Gedanken der gegenwärtigen europäischen Staatskunst kennt. Aber auch jener Aufruf zum Kreuzzug an die Ungarn selbst hatte bei Weitem nicht den Erfolg, den Kossuth sich davon versprochen. Sei es, daß das Land wirklich bereits Alles hergegeben, was es vermochte, sei es, daß man im Volke selbst fühlte, wie wenig mit einer solchen unorganisirten Masse, wie Kossuth sie hier aufbot, gegen die wohldisciplinirte, mit allen Hilfsmitteln der Kriegskunst reichlich versehene Uebermacht der vereinigten Armeen auszurichten, sei es endlich, daß die Spaltung der Ansichten, welche unter den Häuptern der Bewegung bestand, auch in die Masse des Volkes übergegangen war und seinen Eifer lähmte — genug, der Kreuzzug brachte nirgend ein nur einigermaßen erhebliches Resultat hervor, Kossuth's Hoffnung, die numerische Schwäche der ungarischen Armee durch eine allgemeine Erhebung des Volkes zu ersetzen, war gescheitert.

Aber überhaupt war diese numerische Schwäche bei Weitem nicht das Drohendste: war beim Ausbruch des Krieges mit Oesterreich das Mißverhältniß nicht noch weit größer gewesen? und hatten die Ungarn dennoch nicht so herrliche, so unvergleichliche Siege erfochten?

weit drohender war, die wir schon mehrmals berührt haben, die geheime Spaltung unter den Führern der Bewegung selbst; sie eigentlich ist es, was den Untergang der ungarischen Sache verschuldet hat. — Trotzdem, daß die letzten Ereignisse in Ungarn und ihre Enträthselung seit Jahresfrist fast den ausschließlichen Gegenstand unserer publicistischen Literatur gebildet haben und trotz dieser kaum noch übersehbaren Masse von Büchern, Brochüren, Erklärungen, mit denen wir in diesem Punkt, von Berufenen und Unberufenen, Wissenden und Nichtwissenden wahrhaft überfluthet worden sind, ist es doch für Jeden, der nicht ein einseitig parteiisches, sondern ein wahrhaft sachgemäßes und gerechtes Urtheil fällen will, noch immer sehr rathsam, sein Urtheil zur Zeit noch zurückzuhalten; ja bis nicht die Hauptperson dieses unseligen Trauerspiels, Görgey selbst, dereinst sein Stillschweigen gebrochen haben wird, wird es kaum möglich sein, ein derartiges Urtheil überhaupt zu fällen. Wir verzichten daher gern darauf, hier im Einzelnen über jene Intriguen, jene Eifersüchteleien und Feindseligkeiten zu berichten, welche zwischen den Häuptern der Bewegung, namentlich zwischen Kossuth und Görgey, stattgefunden, und deren Schuld bis jetzt noch von den Anhängern Beider bald dem Einen, bald dem Andern zugeschoben wird. Daß diese Spaltung stattgefunden und daß, wie wir

so eben sagten, sie der eigentliche Leichenstein geworden ist für das unglückliche Ungarn, dies allerdings steht fest.

Und auch das scheint uns festzustehen, daß die Motive dieser Spaltung hauptsächlich zwiefacher Natur gewesen. Nämlich erstlich die so natürliche wie verderbliche Ueberhebung des glücklichen Heerführers über den Staatsmann, der nur von seinem Kabinete aus mit Wort und Schrift die Begebenheiten zu lenken sucht. Wäre Kossuth's staatsmännisches und Görgey's militärisches Talent in einer Person vereinigt gewesen, — der Kaiser von Rußland hätte schwerlich Gelegenheit bekommen, seinen Liebling, den Fürsten von Warschau, bei der Siegesrückkehr öffentlich in die Arme zu schließen und ihn als Wiederhersteller der Ruhe und Ordnung in Europa zu bewillkommnen....

Und wenn die Eifersucht nur zwischen der Militär- und Civilgewalt allein bestanden hätte! So aber und in fast noch höherem Grade bestand sie auch zwischen den einzelnen Heerführern der Armee selbst. Der Gedanke an die Rettung des Vaterlandes, die Begeisterung für Ungarns Freiheit und Ehre, wie groß immer, war doch nicht groß genug, alle Regungen militärischer Eifersucht unter den Mitgliedern dieser glänzenden Tafelrunde zu ersticken. Fast jeder dieser einzelnen Anführer war so tapfer, so siegreich, sein Ruhm so groß, sein

Verdienst um das Vaterland so bedeutend, daß es beinahe gerechtfertigt schien, wenn er sich als der Erste fühlte und auch als solcher selbständig handeln wollte. Daß die oberste Gewalt in bürgerlichen Händen ruhte, daß der oberste Lenker des Staats nicht zugleich auch der oberste Feldherr sein konnte (eine Verbindung, wie sie in Bonaparte stattfand, und durch die bekanntlich Frankreich gerettet ward), das mußte die Verwirrung nothwendig noch vermehren; der Soldat respektirt eben nur den Soldaten, oder wenigstens er respektirt jeden Andern nur so lange und so weit es ihm gefällt. — Es ist Kossuth neuerdings zum Vorwurf gemacht worden, auch von Seiten seiner Anhänger selbst, daß er diesen militärischen Uebermuth nicht kräftiger niedergehalten, namentlich Görgey's Trotz nicht zeitiger und selbst auf die Gefahr hin gebrochen, jene Katastrophe, die endlich doch eintrat, schon zwei Monate früher herbeizuführen. — Wer solche Beschuldigungen mit einigem Grund aussprechen will, muß jedenfalls sehr genauer Zeuge aller Begebenheiten, auch der kleinsten und unscheinbarsten, sowie sehr genauer Kenner aller Verhältnisse, auch der allerinnerlichsten und allergeheimsten, gewesen sein. Und dabei wäre dies Experiment gleichwohl ein so verwickeltes, so halsbrechendes gewesen — wir meinen nicht für Kossuth selbst, von dem zweifeln wir nicht, daß er auch gern seinen Kopf gewagt

haben würde, konnte Ungarn dadurch gerettet werden — sondern für Ungarn selbst: daß man, dünkt uns, den vielleicht entschuldigen kann, der es gewagt hätte, aber ganz gewiß keine Anklage erheben gegen den, der es unterließ.

Dazu gesellte sich nun jene Verschiedenheit der Ansichten über das letzte Ziel der ungarischen Bewegung überhaupt, auf welche wir schon vorhin, bei dem Aufruf Kossuth's zum Kreuzzug, aufmerksam gemacht haben. Wir haben es der ungarischen Bewegung früher zum Vorwurf gemacht, daß sie eine einseitig nationale gewesen, daß, wie wir es oben ausdrückten, die Ungarn ihre Erhebung auf die Unterdrückung der anderen, in ihren Grenzen sich befindenden Nationalitäten gründeten, überhaupt zu einseitig festhielten an der alten, in vielfacher Beziehung verrotteten Verfassung. — Von dieser Einseitigkeit scheint Kossuth sich im Verlauf der Bewegung mehr und mehr frei gemacht zu haben, mehr und mehr scheint sich bei ihm das Bewußtsein entwickelt zu haben von der Solidarität aller Freiheitsbestrebungen unter den Völkern; selbst einen Theil des ungarischen Reichstags, wie die letzten Beschlüsse desselben beweisen, gelang es ihm zu dieser großartigen Anschauung mit fortzureißen. Dieser Anschauung wäre es gemäß gewesen, gleich Mitte Mai, nachdem Pesth und Komorn wieder in den Händen der Ungarn waren und überhaupt fast

kein Feind mehr gegen sie im Felde stand, den Krieg über die Grenzen Ungarns hinauszutragen, zunächst gegen Wien; die Folgen eines solchen Schrittes wären unberechenbar gewesen für die Gestaltung von ganz Europa.

Ob und wie weit dergleichen wirklich in Kossuth's Absicht gelegen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Aber auch, wenn er es gewollt hätte, so hätte der kühne Plan doch jedenfalls an dem Widerstande scheitern müssen, welchen die nationale, die spezifisch ungarische Partei ihm entgegengesetzt haben würde. Nach dem Willen dieser Partei sollte der ungarische Krieg eben nur rein und ausschließlich eine Angelegenheit Ungarns bleiben, nur die alte Verfassung sollte gerettet, nur die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich gesichert werden. Schon die Berufung fremder Heerführer, wie Bem und Dembinski, sowie überhaupt die Theilnahme fremder Streitkräfte, namentlich der deutschen und polnischen Legionen, an dem Kampfe war dieser Partei ein Dorn im Auge gewesen. Noch mehr fühlte dieselbe sich verdrossen durch die Absetzung der lothringischen Dynastie und die Erklärung Ungarns zur Republik, welche der Reichstag zu Debreczin am 14. April ausgesprochen: wennschon der Verdruß keineswegs so groß gewesen und keineswegs

so zartsinnig und patriotisch in seinen Motiven, wie man späterhin, aus elender Liebedienerei, gegen Oesterreich vorzugeben für gut befand. Ob Görgey wirklich zu dieser Partei gezählt werden darf, das heißt, ob er die Ansichten derselben wirklich und in innerster Seele theilte, oder ob der militärische Eigenwille und die Selbstsucht dieses räthselhaften Mannes dieselbe nur zum erwünschten Vorwand nahm, darüber wagen wir ebenfalls fürs Erste noch kein Urtheil zu fällen. Jedenfalls hat er mit dieser Partei in Verbindung gestanden, und ist kaum weniger von ihr benutzt worden, als, aller Wahrscheinlichkeit nach, er selbst sie benutzte.

Diese Zwistigkeiten und Spaltungen, die noch durch allerhand kleine, nichtsnutzige Persönlichkeiten vermehrt wurden, erklären denn nun mehr als genügend den unglücklichen Ausgang, welchen die ungarische Bewegung nahm, und dem sie sich bereits zuneigte mit Riesenschritten, zu einer Zeit schon, da Europa, mit jenen Zuständen unbekannt, noch immer auf den Sieg der ungarischen Sache hoffte — oder wo nicht mehr auf den Sieg, doch wenigstens auf einen ehrenvollen, ruhmhaften Untergang. —

Görgey hatte eine Reihe unersetzlicher Wochen durch die Belagerung und endliche Eroberung Ofens verloren (Juni 21.); auch später noch soll er gezaudert haben, sich der schleunigsten Concentration aller Streitkräfte im Innern des

Landes, welche von der Regierung angeordnet war, anzuschließen. Unwürdige, ja unter diesen Umständen geradezu nichtswürdige Streitigkeiten bald um den Vorsitz im Kriegsministerium, bald um den Oberbefehl der Armee erbitterten die Häupter der Bewegung mit jedem Tage mehr gegen einander, während das Volk in vergeblichen Gefechten, fruchtlos sein edelstes Blut verspritzte.

Als Görgey endlich den Rückzug ins Innere antreten wollte, war es zu spät, zu spät wenigstens für den glücklichen Erfolg, den man von diesem Manöver gehofft hatte, und zu spät sogar für die unvergleichliche Kriegskunst, den Muth und die Schnelligkeit, welche, nach der Versicherung militärischer Beurtheiler, Görgey gerade jetzt noch am Glänzendsten entfaltet hat. Immer näher und näher rückten hier die Russen, dort die Oesterreicher, immer enger und enger schlossen sie den ehernen Kreis, mit welchen sie Ungarn umzingelten. Schon hatten (Juni 29.) die Russen die Theiß überschritten, schon in den ersten Tagen des Juli hatte Kossuth mit der Regierung Debreczin, das gleich darauf von den Russen genommen ward, verlassen und weiter in den Süden des Landes nach Szegedin flüchten müssen.

Vergebens, in der äußersten Noth, nach den verlorenen Schlachten von Waitzen (Juli 17.) und Raab wurde Bem aus Siebenbürgen herbeigerufen; auch er konnte die Niederlage

von Schäßburg (Juli 31.) nicht mehr in Sieg verwandeln. Auch die Schlachten von Debreczin, wo Nagy Sandor von Paskiewicz aufs Haupt geschlagen ward (August 2.), sowie die Schlacht von Temesvar am neunten, wo Dembinski von Haynau überwältigt wurde, endlich das Gefecht von Arad (August 10.), in welchem Görgey vergebens einen letzten Lorbeerkranz zu pflücken suchte, gingen verloren, und auch der wunderbar glückliche Ausfall, welchen Klapka am Vierten desselben Monats aus Komorn gemacht hatte, zu unsäglichem Schrecken der Oesterreicher, denen dabei unermeßliche Vorräthe abgenommen wurden, war nichts mehr, als ein letztes glänzendes Zwischenspiel. — Der Stern Ungarns war gesunken. —

Am Abend des zehnten August fand in Arad, wohin die Regierung sich schon in den ersten Tagen des Monats von Szegedin weiter geflüchtet hatte, in der Wohnung Kossuth's eine Berathung fast aller bedeutendsten Generale statt. Das Resultat war, daß die Fortsetzung des Kampfes unmöglich; Kossuth legte die Regierungsgewalt nieder und Görgey übernahm, als Diktator, mit dem militärischen Oberkommando zugleich die höchste Civilgewalt. In der Proklamation, die am Mittag des Elften erschien und durch welche er den Antritt seiner Diktatur verkündigte, gab er zugleich

die Absicht zu erkennen, zwar alles Mögliche zur Rettung des Vaterlandes zu thun, sei es mit den Waffen, sei es auf friedlichem Wege, doch jedenfalls so, daß (wie er sich ausdrückte) die schon so hoch gespannten Opfer erleichtert und den Verfolgungen, Grausamkeiten und dem Morden ein Ende gemacht würde. Die Ereignisse seien außerordentlich; die Hand des Schicksals laste schwer auf Ungarn, eine Vorausberechnung sei in einer solchen Lage unmöglich. In direktem Widerspruch mit jenem Aufruf Kossuths vom 28. Juni empfahl er dem Volk als die letzte und einzige Zuflucht, sich überhaupt in gar keinen Widerstand und gar keinen Kampf mehr einzulassen, sondern überall, wo der Feind einrücke, ruhig am häuslichen Herd bei den gewohnten bürgerlichen Beschäftigungen zu bleiben.

Noch an demselben Abend richtete Görgey an den in der Nähe von Arad stehenden russischen General Rüdiger ein Schreiben, in welchem er (der Mann der That, wie er sich nannte, aber nicht der vergeblichen) sich bereit erklärte, zur Vermeidung ferneren nutzlosen Blutvergießens die Waffen vor den Russen, aber auch nur vor ihnen, niemals vor den Oesterreichern zu strecken. Er gab selbst an, welchen Weg er mit den Trümmern des Heeres in den nächsten Tagen nehmen werde, und ersuchte den russischen General sich mit seiner Macht zwischen die österreichischen und ungarischen

Truppen zu ziehen, um die letzteren einzuschließen und sie von den Oesterreichern zu trennen.

General Rüdiger nahm das Anerbieten an. Schon am nächsten Tage fand zu Vilagos eine Zusammenkunft zwischen ihm und Görgey statt; die Kapitulation wurde verabredet. Auf welche Bedingungen hin, darüber schwebt ebenfalls bis zu diesem Augenblick noch unheimliches Dunkel; daß Görgey in der That nur an seine Person gedacht habe, daß er wissentlich, ja absichtlich seine edelsten Waffengefährten den Händen des Nachrichters überliefert, ist eine Annahme, gegen die zu sehr alles Gefühl der Ehre wie der Menschlichkeit sich sträubt, als daß wir ihr auch nur für einen Augenblick beitreten möchten.

Die Waffenstreckung selbst erfolgte in der Ebene von Vilagos am 13. August; noch etliche zwanzig tausend Mann mit anderthalbhundert Geschützen sollen es gewesen sein, mit denen Görgey sich ergeben....

Der ungarische Krieg war damit zu Ende. Arad wurde schon am Vierzehnten übergeben; kleine vereinzelte Korps in der Nähe folgten dem von Görgey gegebenen Beispiel. Von den drei Festungen, welche noch in Händen der Ungarn waren, wurde Munkacz am 26. August, Peterwardein am 7. September übergeben, am Spätesten, erst am 27. desselben Monats und unter den günstigsten Bedingungen, Komorn. — Kossuth, mit den

Häuptern der ehemaligen Regierung, sowie Bem, Dembinski und andere hervorragende Persönlichkeiten, retteten sich über die türkische Grenze. — Welche entsetzliche Urtheile an denen vollzogen wurden, welche den Siegern in die Hände gefallen, ist noch aller Welt in schauderndem Andenken. Nur dem einzigen Görgey ward das Leben gefristet — vielleicht ein härteres Schicksal für ihn, als jene Kugeln und jene Stricke, mit denen die Blüthe Ungarns, Blüthe des Adels, des Reichthums, des Talents und Ruhmes, hingeopfert ward. Niemals ist die Macht des Sieges so mißbraucht, niemals das Ansehn des Gesetzes so geschändet worden, wie an jenem entsetzlichen Schlachttag, dem 6. Oktober, diesem entsetzlichsten, dunkelsten Tag, den die neue Geschichte kennt; das Blut, das damals vergossen worden, vergossen aus Feigheit, Neid, Rachsucht, ja noch gemeinern Leidenschaften, muß aufgehen zu entsetzlicher Frucht — oder es müßte ja keinen Gott mehr in der Geschichte geben ....

Mit dem Ende der ungarischen Bewegung schließen wir auch die Geschichte des Jahres neun und vierzig. Das Kalenderjahr war damit freilich noch lange nicht zu Ende; aber auch kein Einsichtiger wird von uns ver=

langen, daß wir die Geschichte bloß nach dem Kalender schreiben sollen. Geendet war mit den russisch-österreichischen Siegen der erste Akt jener Kontrerevolution, die wir in der Einleitung des Näheren charakterisirt und als den wahren Inhalt des Jahres neun und vierzig dargestellt haben. Nicht als ob die Kontrerevolution selbst damit zum Schlusse gelangt wäre: sie ist so gut unergründlich und unschließbar, wie der Abgrund der Revolution selbst. Aber sie legt jetzt die Waffen ab, aus Feldlager und Schlachtgewühl zieht sie sich zurück in das Kabinet des Diplomaten, vertauscht das Schwert mit der Feder, vergießt nicht mehr Blut, sondern nur noch Tinte —: wiewohl auch dieser Tinte Ströme Blutes folgen werden.

Damit beginnt denn ein neuer Abschnitt unserer Entwicklung: ein Abschnitt, der namentlich das ganze Jahr funfzig umfaßt, und den wir daher im nächsten Bande unseres Werkes vollständig und ungetheilt unsern Lesern vor Augen legen werden. — Zwar in dem Augenblick, da wir unser Buch schließen, scheint es, als ob auch diese diplomatische Epoche bereits wieder zu Ende gehe und als ob die Kontrerevolution mit Nächstem in toller Verwirrung, sich selbst werde in die Haare fallen. Für unsere Person glauben wir nicht daran — glauben nicht daran, weil wir die Betheiligten zwar für kurzsichtig genug halten, durch einen Krieg, entstanden aus dynastischer Zwie-

tracht, das gewisseste Signal zu geben zu einer Umwälzung, die alle früheren an Gewalt und Umfang noch weit übertreffen würde und deren erstes, unrettbarstes Opfer sie selbst sein müßten — nein: sondern bloß darum glauben wir nicht daran, weil wir ihnen nicht den Ernst, den Muth, ja nicht jenes kleine Restchen von Selbstgefühl und Ehre zutrauen, das doch immer dazu gehört, wo man das Schwert, sei es zum Angriff, sei es zur Vertheidigung, ziehen soll.

Aber freilich, die Geschicke sind mächtiger als die Menschen, namentlich als diejenigen Menschen, die jetzt an der Spitze der europäischen Angelegenheiten stehen, und deren Verbrechen es eben ist, die Geschicke der Zeit nicht zu begreifen. Was denn die nächste Zukunft auch bringen und was auch der Geschichtsschreiber des Jahres funfzig schließlich von dem Ausgang dieses Jahres zu erzählen haben wird: die großen Grundsätze, zu deren Anerkennung dieses Buch beitragen will, die Grundsätze der Freiheit, der Sittlichkeit, des Rechtes und der Ehre werden schließlich doch Recht behalten — und zu verlieren in diesem Augenblick haben wir ja auch nichts mehr. . . .

Druck von Moritz Katz in Dessau.

Verbesserungen.

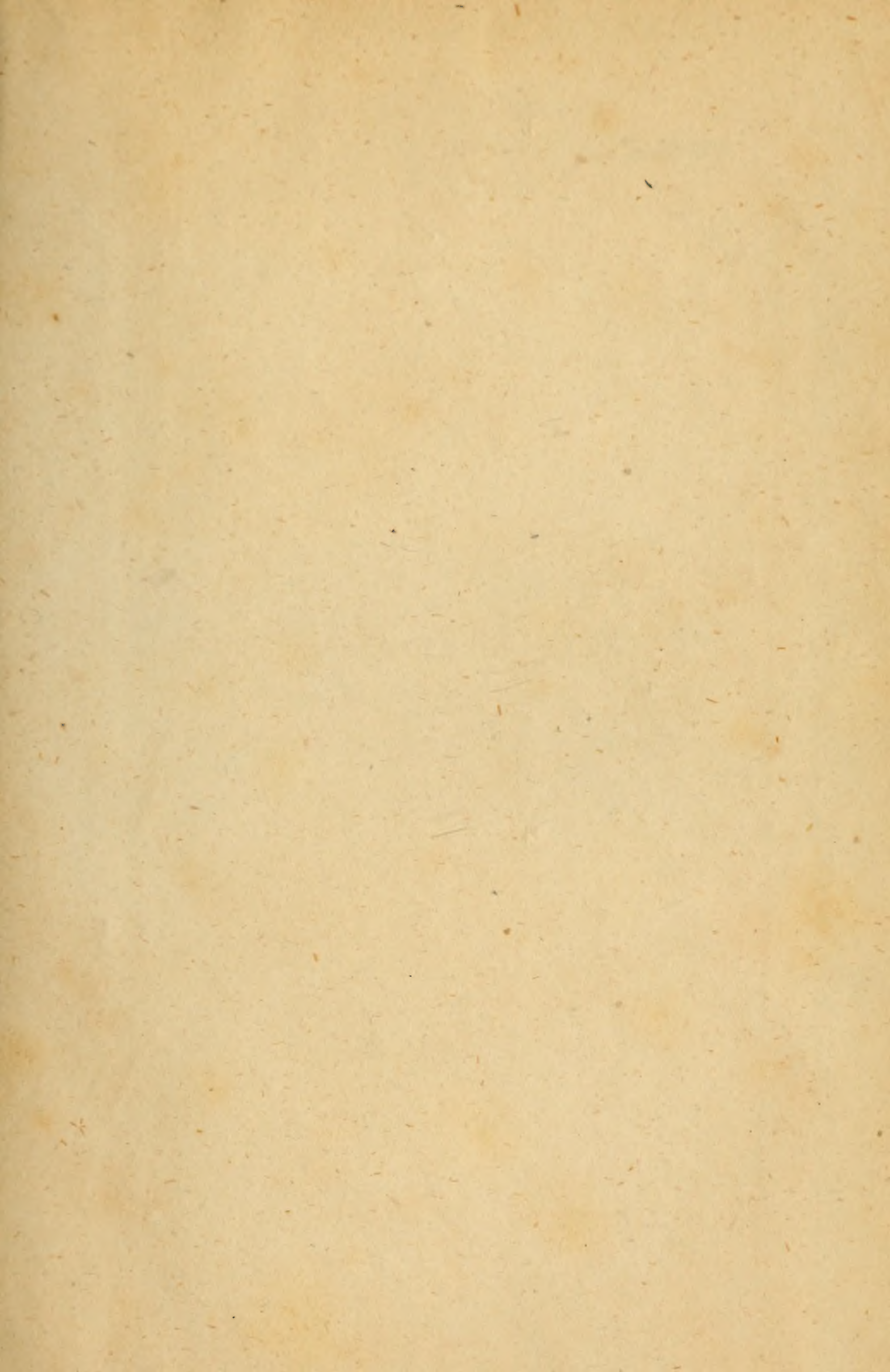
S. 112, Z. 10. v. u. st. jenen l. jene.
S. 121, Z. 7. v. u. st. diesen l. diesem.
S. 132, Z. 1. v. o. st. ihrer l. seiner.
S. 177, Z. 5. v. u. ist hinter preußische einzuschalten Versammlung.
S. 202, Z. 8. v. o. st. welche l. welches.
S. 223, Z. 9. v. u. st. zwölften l. elften.
S. 229, Z. 4. v. u. st. dem l. den.
S. 246, Z. 9. v. u. st. den .... betretenem l. dem .... betretenen.
S. 247, Z. 5. v. o. st. ihren l. ihrem.
S. 275, Z. 8. v. o. st. Erhabenheiten l. Erhabenheit.
S. 278, Z. 9. v. u. st. würden l. würde.
S. 279, Z. 3. v. o. st. innern l. innerm.
S. 279, Z. 6. v. o. st. ihren und den l. ihrem und dem.
S. 283, Z. 11. v. u. st. den l. daß der.

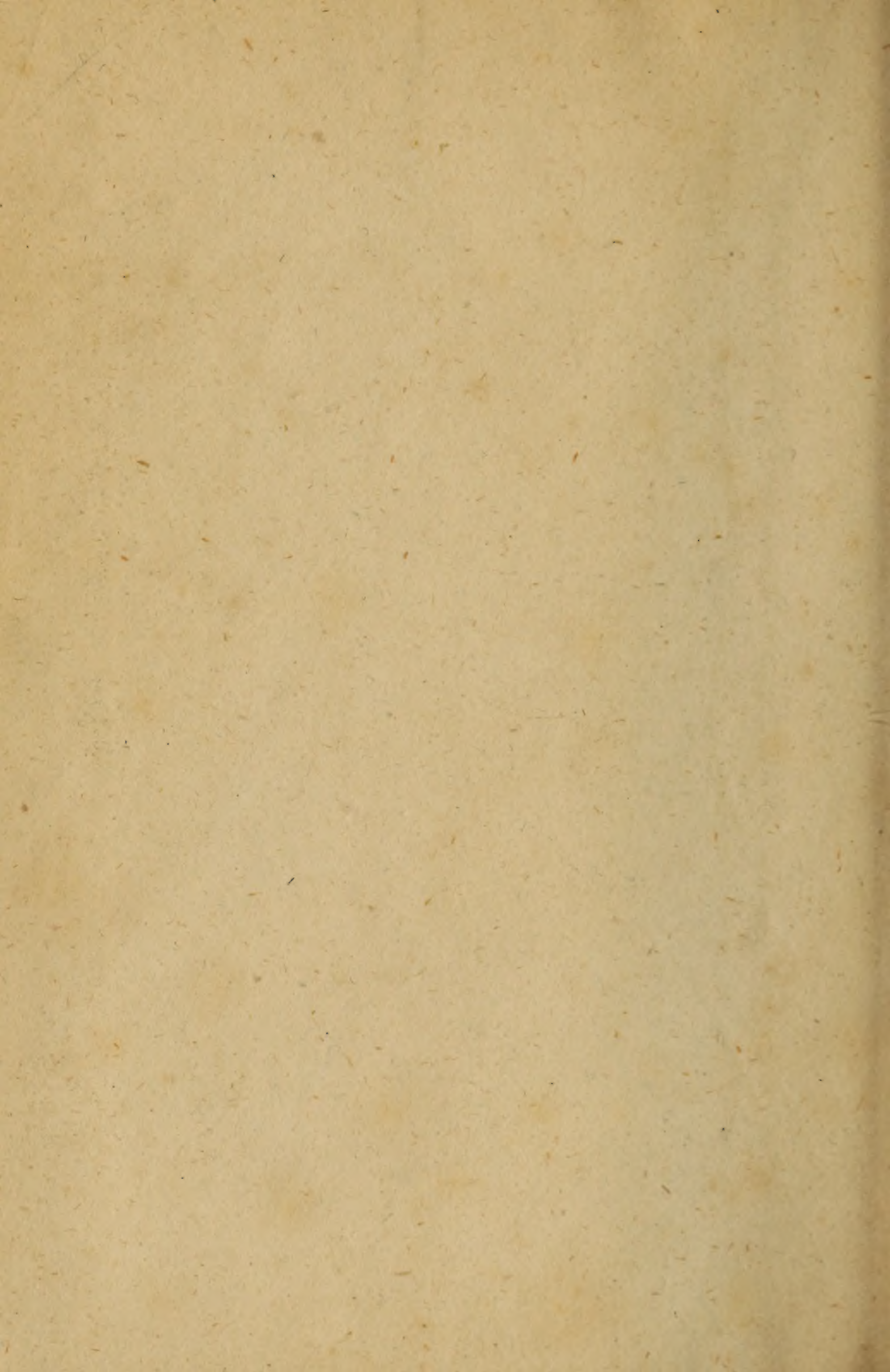
Kleine Ungleichheiten der Rechtschreibung, besonders auch der Interpunktion wolle der Leser gefälligst selbst berichtigen.












UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 17 02 09 003 1